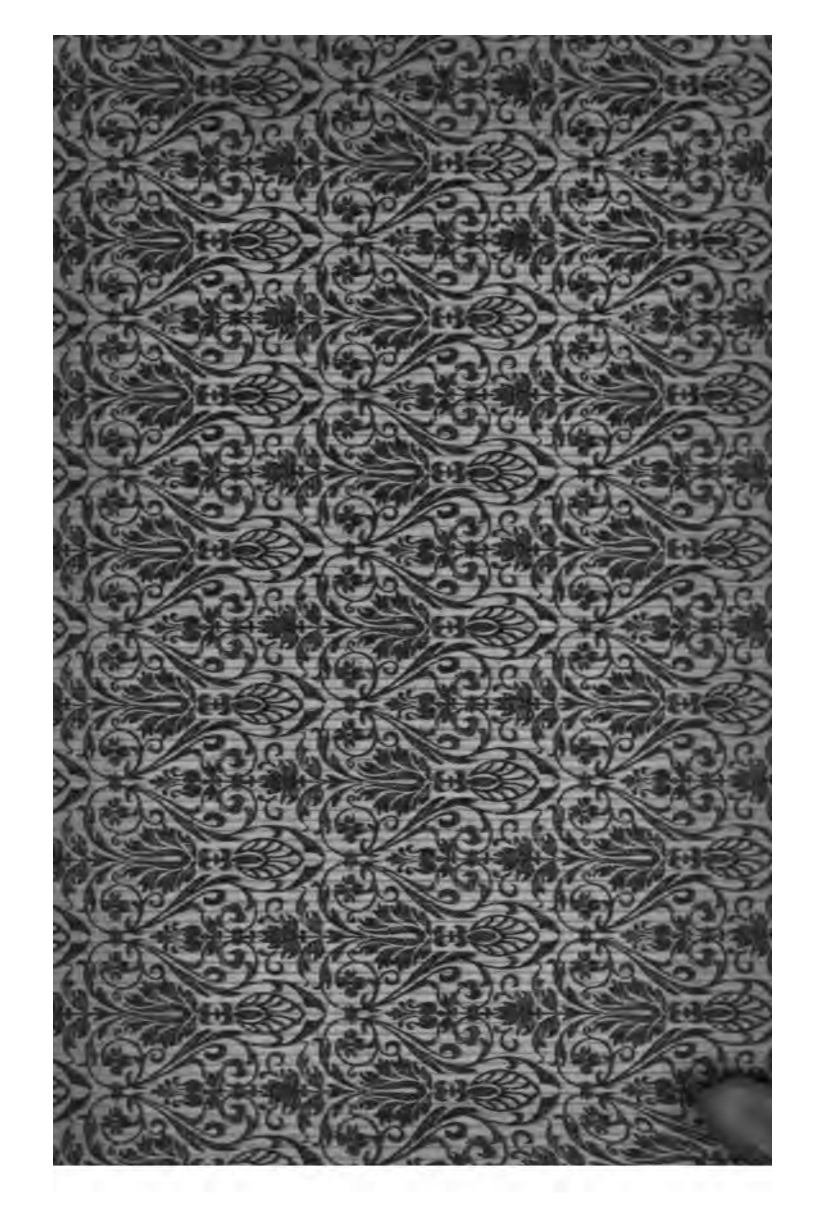






Ferdinand Stolle's
ausgewählte Schriften.

Volks- und Familien-Ausgabe.

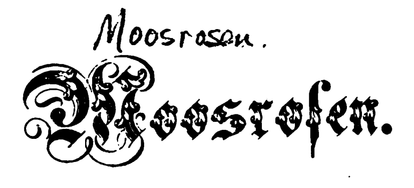
23 - 29 Bde.

Achtundzwanzigster Band.

4. Supplem.-Band.

Leipzig,
Ernst Keil.
1864.

Moosrosen.



Moosrosen.

Novellen und Erzählungen.

Von

Ferdinand Stolle.

Dritter Theil.

Leipzig,
Ernst Keil.
1864.

Vier Christbäume

oder:

Wie soll man bescheeren?

2

Vier Christbäume

oder:

Wie soll man bescheeren?



Abermals war das liebe Weihnachtsfest erschienen, abermals pochten Tausende von Kinderherzen den goldnen Lichtern des Christbaumes entgegen und die Glocken des heiligen Abends klangen ahnungsvoll durch das immer dichter herabsinkende Dunkel — als sich die Thür eines nicht allzugroßen Bürgerhauses öffnete und eine in schützender Winterkleidung wohlverwahrte Gestalt heraustrat und die Straße entlang wandelte

Bevor sich die Thür hinter ihr geschlossen, hatte sie die Worte zu dem schließenden Diener gesprochen: „Daß mir die Briefe richtig besorgt werden.“

Der Gang des Unbekannten schien nicht ganz ohne Beschwerde, denn all seine Taschen waren angefüllt mit Kinderspielzeug und sonstigen zu Geschenken sich eignenden, nicht unwerthvollen Gegenständen. Außerdem trug er mehre Pakete unter dem Arme.

Am Ende der Straße stand ein palastähnliches Haus, dessen erstes Stockwerk zum Theil hell erleuchtet war, ein Zeichen, daß hier soeben der heilige Christ seinen Einzug hielt. Der Unbekannte zog den Glockenring. Er schien hier nicht unbekannt zu sein, denn der öffnende Diener grüßte ehrfurchtsvoll und eilte, den Hausherrn von dem Besuche in Kenntniß zu setzen. Der Eingetretene stieg die tageshell erleuchtete Treppe hinauf. Ein Dienstmädchen begegnete ihm. „Die Bescheerung schon begonnen?“ frug er.

„Noch nicht, mein gnädiger Herr, soeben werden die Lichter angezündet."

„Ich bin nicht gnädig, meine Tochter," sprach der Unbekannte mild verweisend, der das Wort gnädig als bloße Höflichkeitsform nicht liebte, „nur Gott ist gnädig."

Der Hausherr, der reiche Bankier Arnstein, eilte bereits am Ausgange der Treppe dem Emporsteigenden entgegen.

„Das ist prächtig, Herr Graf," rief er, „daß Sie uns auch an diesem heitern Abend die Ehre geben, nachdem Sie es so oft in trüben Stunden mit uns gut gemeint. Seien Sie herzlichst willkommen. Wie werden sich meine Frau und die Kinder freuen."

Ein paar Diener, die des Ueberziehers des Grafen — den wir jetzt nach seinem Taufnamen Emanuel nennen wollen — sich zu bemächtigen im Begriffe standen, wehrte er ab, aus Besorgniß, daß sie den Inhalt der Taschen beschädigen könnten. Er zog das Ueberkleid selbst ab und hing es an einen der im Vorsaal befindlichen Kleiderhalter.

Inmitten des geräumigen und reichgeschmückten Salons auf großer ovaler Mahagonitafel entfaltete ein soeben vollständig angezündeter Christbaum seine volle Pracht und warf sein verklärend Licht auf die zahlreichen, zum Theile sehr werthvollen Geschenke, die in reicher Auswahl auf der Tafel ausgebreitet lagen. Arnheim besaß fünf Kinder, von vier bis zwölf Jahren. Für jedes war auf dem Tische eine Abtheilung, mit dem Namen bezeichnet.

Auch Emanuel umwandelte die Bescheerung, die reichen Gaben in Augenschein nehmend, wobei er, so unbemerkt wie möglich, in jede der Abtheilungen eine für jedes Kind berechnete aber mehr nützliche als

luxuriöse Gabe legte. Dann setzte er sich in einen Lehnstuhl in der Nähe des Kamins und erwartete die frohe Stunde des Christabends.

Die Frau vom Hause, eine Dame in geschmackvoller Toilette und stolzer, gebietender Haltung, erschien und drückte ebenfalls ihre hohe Freude über die Anwesenheit des hochverehrten Gastes aus. Sie gab sofort mit der Glocke das Zeichen. Die Thür that sich auf und die harrende Kinderschaar, drei Knaben und zwei Mädchen, stürmten herein. Es begann jenes beglückende, im ganzen Jahre einzig dastehende Schauspiel der Ueberraschung, der Freude und des Dankes.

Um das tiefumfriedete, gütevolle Antlitz Emanuels spielte jenes innige Lächeln, welches anzeigte, wie tief sein liebreiches Herz an der Freude der Kinder Theil nahm. Die Züge des nicht mehr jungen Mannes hatten etwas ungemein Herzgewinnendes. Es sprach daraus ein Frieden, der dieser Welt nicht anzugehören schien, eine so bezaubernde Milde und Vertrauen erweckende Freundlichkeit, daß es jedem guten Menschen ordentlich Bedürfniß wurde, dieser herzgewinnenden Persönlichkeit die Hand zu reichen. Emanuel schaute geraume Zeit, in stillem Glück versunken, dem Kinderjubel zu; dann erhob sich sein Haupt, und die zahlreiche Dienerschaft, welche der Bescheerung aus der Ferne zusah, überblickend, schien er etwas zu vermissen.

Der Herr vom Hause nahm neben ihm Platz.

„Es bleibt ein schönes Fest," begann dieser, „man mag sagen was man will. Ich kenne viele Geschäftsfreunde, die in ihrer Prosa keinen Sinn dafür haben. Ich bin da anders. Freilich an den Geldbeutel darf man an diesem Abende nicht denken.

Sie werden es nicht glauben, mein hochverehrter Herr Graf, — und wir haben uns mit den Geschenken fürwahr nicht übernommen — nur was der Anstand mit sich brachte — andere Familien in gleichen Verhältnissen thun da weit mehr — aber soll ich Euer gräflichen Gnaden die Summe nennen, die mich der heutige Abend kostet? —"

„Lassen wir das," versetzte Emanuel, „ich verlange sie nicht zu wissen. Die Hauptsache am Christabende ist, daß man im Sinne desjenigen giebt, zu dessen Angedenken wir dieses schöne Fest überhaupt begehen, und dieser gab mit Liebe, wie denn Gott nur einen fröhlichen Geber lieb hat."

Der Bankier, welcher diese Worte deutete, als setze Emanuel Zweifel in seine Freigebigkeit, erwiderte lebhaft: „O mein hochzuverehrender Herr Graf, verkennen Sie mich nicht. Gibt Jemand gern, bin ich's. Auch kommt mir's bei solchen Gelegenheiten auf einen Thaler mehr oder weniger nicht an. Ich wollte nur andeuten, wenn man so Eins in das Andere rechnet, welche Summe da herauskommt, und selbst am heiligen Christabend darf der Kaufmann nicht vergessen, daß er Kaufmann ist."

Emanuel erwiderte nichts, fragte aber: „Wann findet die Bescheerung der Dienerschaft statt? Ich habe das immer recht schön gefunden, weil wir uns am Christabende ja ganz besonders als Christen gegenüber stehen."

„Ja," gestand der Bankier, „es hat Etwas für sich die vereinte Bescheerung, ich habe es früher auch so gehalten; aber mit der Zeit stellten sich Unzuträglichkeiten heraus, daß ich es jetzt vorziehe, vom ersten Buchhalter bis herab zum Stubenmädchen, Jedem das Seine für sich zuzustellen, ohne weitere

Solennität. Ich halte das für zweckmäßiger. Gegeben muß einmal werden, darum so unbemerkt wie möglich. Manche meiner Leute haben ihren heiligen Christ bereits vor dem Feste erhalten, Andere bekommen ihn nach den Feiertagen."

Als auch hierauf der Graf kein Wort erwiderte, glaubte Arnstein sein Verfahren näher motiviren zu müssen.

„Sie glauben nicht, mein werthgeschätzter Herr Graf," fuhr er fort, „wie bei solchen Gelegenheiten Neid, Mißgunst ihr verderblich Spiel treiben. Hat man noch so viel gegeben, ist es immer noch nicht genug und der Eine mißt mit scheelem Blick die Gabe des Andern, — findet sich weniger bedacht —"

Der Hausherr ward bei diesen Worten abgerufen. Eine milde Trauer schattete über das Antlitz Emanuels.

„O mein Heiland," sprach er, „du Licht im Erdendunkel, man feiert deine Ankunft, man nennt und preiset deinen Namen und kennt dich nicht. Der Glanz deines Lichterbaumes leuchtet in ihre Augen, aber nicht in ihre Herzen. O ihr Armen!"

„Die Kindlein," fuhr Emanuel in seinem Selbstgespräch fort, „sind es fast allein, in deren unschuldvolle und vertrauenvolle Herzen der Christbaum einen goldenen Strahl wirft. Darum hatte ja auch Er, der die Wahrheit und das Leben, die Kindlein so gern. Ihrer ist das Himmelreich. Werdet wie die Kindlein, nicht etwa so unverständig wie sie, sondern so vertrauensvoll zu dem himmlischen Vater, wie sie es zu dem irdischen sind. Das Kind ist so glücklich und steht dem Himmelreiche näher, als die erfahrungreichen Erwachsenen, weil es noch glaubt und vertraut."

Die vierjährige Melanie, ein prächtiger Lockenkopf, der Liebling und Pathe Emanuels, kam jetzt herangesprungen und zeigte die schöne Puppe als einen der wichtigsten Gegenstände ihrer Bescheerung. Emanuel nahm die Kleine auf den Schooß und ihr die goldenen Locken aus der Stirn streichend, fragte er: „Nun, meine liebe Melanie, was hat Dir denn der heilige Christ gebracht?"

„Schöne Puppe! und großer, großer Garten mit Schafen — auch Kühe! —"

„Sieh, der gute heilige Christ, hast Du ihn auch recht lieb, da er es so gut mit Dir meint und Dir so schöne Sachen gebracht hat?"

„Ja, ja, ihn recht lieb haben!" antwortete die Kleine.

„Aber meine gute Melanie," fuhr Emanuel in sanften Tone fort, „willst Du ihm, der Dich so lieb und Dir solche Freude gemacht, nicht auch wieder eine Freude machen?"

Die blauen Wunderaugen des Kindes schauten auf. Sie schienen zu fragen: „Wodurch kann ich dem heiligen Christ wieder eine Freude machen?"

„Dies kannst Du, meine liebe Melanie," belehrte Emanuel, „wenn Du recht fleißig betest, Deinen Eltern recht gehorsam bist, Nichts thust, was Dir verboten ist, Deine Geschwister recht lieb hast. Dadurch machst Du dem Herrn Christus, der Dich heut durch Deine Eltern so erfreut hat, wieder eine große Freude. Aber wenn Du nicht folgst und keine gute Melanie bist, Du weißt wie neulich, wo Du durch Weinen und Schreien erzwingen wolltest, daß Herr Leopold Dir das Stück Kuchen gebe, da es die Mutter doch verboten hatte, da betrübt sich der Herr Christus, welcher nur folgsame Kinder gern hat. Vergiß das ja nicht, meine Melanie."

„Will immer gut sein," gelobte die Kleine.

„Sei das, mein Kind," sprach Emanuel, „dann wird Dir der Herr Christus einen Engel schicken, der immer um Dich ist, der wird bei Deinem Bettlein sitzen, wenn Du schläfst, wird Dein pflegen, Dich wiegen und behüten, daß der böse schwarze Mann Dir kein Uebles zufügen kann. Wenn Du bei Tische sitzest, wird auch hier Dein Englein bei Dir sein, Dir dienen, wahren und wachen, daß das Mahl Dir wohl bekomme. Doch jetzt, meine Melanie, geh wieder zu Deinen schönen Sachen, die Dir der heilige Christ gebracht hat und spiele damit."

Emanuel drückte einen segnenden Kuß auf die kindliche Stirn und entließ die Kleine. In demselben Augenblicke trat Arnstein in's Zimmer. Er hielt einen erbrochenen Brief in der Hand und nahm wieder neben Emanuel Platz.

„Da sehen Sie, geehrtester Herr Graf, begann er, „wie man selbst am heiligen Abende vom Bettelvolke nicht verschont bleibt. Soeben erhalte ich den Brief, worin von einer Wittwe die Rede, die angeblich krank und in großer Dürftigkeit leben soll. Man kennt diese Phrasen. Vier Kinder sollen da sein. Warum heirathet dieses Volk, wenn es die Kinder nicht ernähren kann? Es ist wahrhaft gewissenlos. Da sterben die Alten hinweg, und die allgemeine Wohlthätigkeit behält die Nachkommenschaft auf dem Halse. Ich habe einen Commis beauftragt, sich nach den Feiertagen zu erkundigen, wie es mit der Frau steht. Ist's wirklich so, soll er einen Thaler zurücklassen."

„Wie lautet das Schreiben?" fragte Emanuel.

„Die gewöhnlichen Phrasen," sprach der Bankier und las:

„An dem Abende, wo mit freudigem Danke Millionen den Namen unseres Heilands aussprechen und zu dessen Preise Tausende von Lichtern brennen, wagt es eine arme Wittwe, seit Monaten an das Krankenbett gefesselt, umringt von vier vaterlosen Waisen, in ihrer höchsten Noth und Dürftigkeit, in Kälte und Dunkelheit — denn Licht und Holz sind ausgegangen — da anzuklopfen, wo so viele Lichtlein brennen. Der heilige Abend und ihr Vertrauen auf die Bekenner dessen, der die Liebe selber ist, die Verzweiflung vereinigten sich, die schwere Bitte um ein Scherflein übers Herz zu bringen. Es ist ein bitterer Schritt, aber was thut nicht eine Mutter für ihre hungernden Kinder!"

„Da haben Sie die Litanei," fuhr Arnstein fort und den Brief zusammenknitternd, „es klingt sehr rührend, aber glauben Sie mir, verehrtester Herr Graf, man wird mit der Zeit gegen derartigen Styl so abgestumpft, daß man bei den abschreckendsten Schilderungen die so nöthige Contenance behält. Wie gesagt, mein Commis soll sich nach den Feiertagen erkundigen."

Emanuel erwiderte kein Wort, sondern stand auf und reichte dem Bankier zum Abschiede die Hand.

„Ei, mein verehrter Herr Graf, warum nicht gar. Sie haben die Gnade, sich's auf einen Löffel Suppe bei uns gefallen zu lassen."

Die herzutretende Frau Gemahlin, als sie vernahm, wovon die Rede, vereinigte ihre Bitten mit denen ihres Mannes.

„Ich habe noch einige Bescheerungen zu inspiciren," entschuldigte sich Emanuel. „Es ist das so meine Art am heiligen Abende."

Alle Zureden von Seiten Arnsteins waren ver=

geblich. Der Graf ließ sich nicht halten. Nachdem das Hausthor sich hinter ihm geschlossen hatte, warf er noch einen Blick voller Wehmuth nach dem erleuchteten Hause.

„O mein Heiland," sprach er, „da blitzen sie, die Lichtlein, zu deinem Angedenken, und wie fern stehen dir gleichwohl diejenigen, welche sie angezündet; und wie viel mag es noch solcher Christen geben; wie viele, die oftmals deinen Baum angezündet und zu denen du einst, wenn du deinen himmlischen Christbaum leuchten läßt, trauernd sagen wirst: Bleibt ferne, denn ich kenne euch nicht."

Trauernd wandelte Emanuel mit seinen noch immer ansehnlich gefüllten Taschen die Straße entlang.

Doch wer war Emanuel? — Die Antwort ist nicht schwer. Er war von den Vielen, die da berufen, Einer der Wenigen, die da ausgewählt. Sein ganzes Leben war eine That der Liebe. Aus edlem Geschlecht entsprossen, mit irdischen Gütern reich gesegnet, hatte er die Nichtigkeit alles Irdischen nur zu früh erkannt und darum schon früh sein Herz sich unbewußt nach dem gesehnt, das da unverweslich erfunden wird. Sein offener Geist, seine reiche Bildung, sein wissenschaftliches Streben, seine Begeisterung für Licht und Aufklärung waren darum oft mit seinem lieberfüllten Herzen, das sich nach einem Himmel, einem Frieden sehnte, wie ihn nur der Glaube an die heilige Persönlichkeit Christi zu geben vermag, in tiefen Widerspruch gerathen. Die qualvolle Feuertaufe der Zweifelperiode hatten ihn lange Jahre die unterschiedlichsten Foltergrade durchmachen lassen. Jahrelang hatte er all den Bahnen nachgestrebt, welche der menschliche Geist auf dem Gebiete der Denkkraft eingeschlagen, um die Wahr-

heit zu erforschen in ihren letzten Gründen. Jahrelang hatte er dem dunkeln Principe des Bösen nachgespürt, das dem denkenden Menschengeiste von Zoroaster bis Hegel so reichen Stoff zum Philosophiren geboten. Er glaubte auf diesem Wege die Wahrheit zu finden. Vergebens. Tiefe innere Zerrissenheit, namenlose Qualen waren der Lohn seiner mühvollsten Forschung. Die erstrebte Wahrheit stand ihm ferner denn je. Da führte ihn an einem heitern Sonntagvormittage der Zufall, wie es kurzsichtige Menschen nennen, nein, die Vorsehung in eine kleine freundliche Dorfkirche, wo ein nicht mehr junger aber mit noch jugendlicher Frische ausgestatteter evangelischer Prediger in tiefer, fester Ueberzeugungstreue, wie sie nur die göttliche Kraft des Glaubens zu verleihen vermag, über die Texteswort sprach: Ich bin die Wahrheit und das Leben. Wer mir nachfolgt, wird nicht wandeln in Finsterniß. Zugleich sprach dieser begeisterte Verkündiger des göttlichen Worts mit solcher Klarheit, mit solcher Liebe und Milde, mit solcher Glaubensinnigkeit und Siegessicherheit, daß es am Schlusse seines Vortrags wie Verklärung über sein edles Antlitz leuchtete. Noch nie hatte Emanuel eine solche Predigt vernommen, wie vielen Kanzelvorträgen er auch in seinem Leben beigewohnt; aber die handwerkmäßig orthodoxen hatten ihn angewidert, die dürren rationellen nicht erquickt. Darum hatte er schon lange Zeit die Kirche geflohen wie ein Krankenhaus. Selbst gefeierten Predigern war es nicht gelungen, in ihm das Bedürfniß rege zu machen, sie öfters zu hören. Die göttliche Gewalt des Evangeliums war ihm aus keiner von all den gehörten Predigten entgegengetreten. Erst dem einfachen Landprediger war es vorbehalten.

Und Emanuel hatte in durchaus keiner geweihten Stimmung das ländliche Gotteshaus betreten. Einfache Langweile war es gewesen, die ihn hineingetrieben. Auch war die Predigt durchaus nicht gelehrt, sondern ganz für das Bedürfniß des einfachen Landmanns berechnet, alles blendenden Redeschmuckes entbehrend. Aber diese Glaubensfestigkeit und Glaubensfreudigkeit, diese Siegessicherheit! Und welch ein Frieden, wie solchen irdische Weisheit nimmer zu geben vermag. Welch stille Verklärung, die wie Heiligenschein das Antlitz des Predigers umfloß, als er seinen Vortrag mit der seligen Gewißheit schloß: „Ja, Er ist die Wahrheit und das Leben; wer Ihm nachfolgt, wird nicht wandeln in Finsterniß!" Und welche Weihe über die ganze Gemeinde, die in Todesstille den Worten des Evangeliums lauschte? Und waren es doch dieselben Texteswörte, die tausendmale spurlos am Ohre Emanuels vorübergeklungen waren:

„Er ist die Wahrheit und das Leben; wer Ihm nachfolgt, wird nicht wandeln in Finsterniß." Diese Worte begleiteten Emanuel auf dem Heimwege und verließen ihn nicht mehr. Er forschte weiter. Die Theologie, die er seit Jahren wie einen todten Ballast, wie einen erdrückenden Alp von sich geworfen, ward wieder vorgenommen, namentlich die Geschichten der ersten christlichen Kirche. Welch ein Geist, welche Erleuchtung, welche Opferfreudigkeit, welches erhabene Märtyrerthum dieser ersten Bekenner! Welch wunderbares Licht in tiefer Finsterniß! Emanuel kam zu Luther, der ihm früher wegen seiner Naturwüchsigkeit, seines anticalvinistischen Trotzes, seiner oft rücksichtslosen Schreibweise entschieden — zuwider gewesen. Er kam aber jetzt nicht mit dem philosophischen und ästhetischen Secirmesser, sondern als wun=

derbar erweckter Forscher. Er forschte nach jener wunderbaren Kraft, die durch den Mund eines armen Mönchs ein Weltreich stürzte; nach jener wunderbaren Kraft, die aus einem schwächlichen, kränklichen, schüchternen Klosterbruder den größten Mann der Weltgeschichte machte. Und je weiter er vordrang in den Büchern erhabener Glaubenshelden, immer näher kam er dem stillklaren, beseligenden Lichte, das in Finsterniß brennt und von welchem in der kleinen Dorfkirche der erste Strahl zu seiner Seele gedrungen; zu jenem verborgenen Manna, wovon ihm der einfache Dorfprediger den ersten Brosamen gereicht; er kam zu dem Glauben an Jesus Christus, nicht blos als großen Weisen von Nazareth, sondern als einen Gottgesandten, wie er verzeichnet steht in den Evangelien. Wie Schuppen fiel es dem einst so eifrigen Philosophen von den Augen. Da hatte er ja die Wahrheit, nach welcher er vergeblich gerungen, und in einer Schönheit, wie er sie nie geträumt; da hatte er ja jene Sonne, gegen welche alle irdische Weisheit zu einem trüb leuchtenden Oelflämmchen herabsinkt. Jetzt erst erkannte er, was es mit jenen zwei Sylben, über die er oft seinen philosophischen Scherz getrieben, auf sich habe, jene zwei, Himmel und Erde verbindenden Sylben, die das Wort „Glauben“ bilden. Jetzt fühlte er auch, daß der Glaube nicht erlernt, nicht eingetrichtert, nicht anbefohlen, nicht octroyirt werden kann, weil es ein unmittelbares Geschenk des Himmels ist; jetzt erkannte er auch, daß der Glaube nicht ein bloßes Dafürhalten, wie früher seine Meinung gewesen, sondern daß der Glaube und namentlich der Glaube an den welterlösenden Heiland, eine himmlische Erleuchtung, eine Kraft und Gnade Gottes ist, gegen welche alle

irdischen Güter, und wären es die glänzendsten, wie Spreu und Kehricht zerstieben.

So war mit der Zeit Emanuel ein evangelischer Christ geworden, nachdem er lange Jahre ein edler philosophischer Christ gewesen; und der christliche Glaube, der ihm früher wie eine schön bemalte Papierblume erschienen, ward ihm zur duftenden Centifolie. Wenn er ehedem vermöge seines edlen Herzens das Gute that, so that er es doch größten Theils aus Pflichtgefühl und die menschliche Trägheit, Schwäche und Selbstsucht spielten dabei nicht selten ihr gefährliches Spiel. Ohne einen gewissen, unbehaglichen Zwang wollte es, wie bei einer unwillkommenen Schularbeit, nur zu oft nicht gehen Wenn er jetzt das Gute that, that er es im gläubig beglückten Aufschauen zu Ihm, der da ist die Wahrheit und das Leben, der da ist die Liebe; mit einer Freudigkeit, wie der Liebende, der der Geliebten einen Blumenkranz windet.

Sein klarer, wissenschaftlicher Geist ward aber durch diesen beseligenden Christusglauben keineswegs verdunkelt. Er blieb fremd jenen mystischen, pietistischen und krankhaften Richtungen, die nur zu oft am welterleuchtenden Baume des Evangeliums als giftige Schmarotzerpflanzen, als verdumpfende und verdummende Nebel emporwachsen. Emanuel blieb trotz seines Glaubens gesund, frisch, fröhlich. Nur milder war er geworden. Während er früher in edelm Zorn aufbrauste gegen Selbstsucht und Gemeinheit, Irrwahn und Dummheit, war sein Urtheil jetzt milder und entfaltete sich als schöne Blume echter Humanität.

So ward Emanuel der unbekannte Wohlthäter von Hunderten und Segen strömte von ihm aus durch verschwiegene Kanäle in zahlreiche Familien. Da er nur ein einfaches Bürgerhaus bewohnte und auch sonst

allem Luxus fern blieb, galt Emanuel im großen Publikum für durchaus nicht reich. Das hatte für ihn das Gute, daß er von mancher zudringlichen und unverschämten Bettelei verschont blieb. Gegen seine Person war er sparsam, wie ein Privatmann von mäßigem Einkommen; nur wenn er wohlthun konnte, war er der reiche Mann in des Wortes edelster Bedeutung.

So war Emanuel still erwärmt von dem Glauben an den, der war, der da ist und der da sein wird in Ewigkeit, an den himmlischen Menschenfreund, der mit Liebe die ganze Menschheit umschließt. Darum kannte unser getreuer Jünger auch nichts von Verdammung, wo es sich um Glaubenssachen handelte. Er sah stets nur, wie sein himmlisches Vorbild, auf das Herz, mochte es in der Brust eines Christen, Juden, Türken oder Heiden schlagen. Alle waren ihm die Kinder eines gemeinschaftlichen Vaters, nur daß sie auf verschiedenen Stufen der himmlischen Erkenntniß standen.

Sein liebevolles Herz fand in seinem Glauben die tiefste, seligste Befriedigung; darum umschlang er mit Liebe alle seine Menschenbrüder und nur Eine Sorte war es, gegen welche ihn die gewohnt Milde verließ, so daß er in heiligen Zorn gerathen und aufbrausen konnte. Dies waren die Frömmler, die Sünder wider den heiligen Geist, die christliche Strenggläubigkeit heucheln, um ihre irdischen Interessen dahinter zu verstecken; die den Mantel einer exclusiven, verdammungssüchtigen Richtung umnehmen, um dahinter ihren bösen Gelüsten zu fröhnen; jene Kopfhänger, Augenverdreher und fleißige Kirchgeher, während in ihren Herzen der Satan Sabath hält. Auch war er der entschiedenste Feind der Partei kirchlicher

Verdummung, die das Christenthum, die Religion des Lichts, der Wahrheit und der Liebe bornirter Weise in ein finsteres, menschenfeindliches Zelotenthum umwandeln wollen; die blind und dumm Wissenschaft und vernünftige Aufklärung als mit dem Christusglauben unvereinbar und in die Acht erlären; deren lichtfeindliche Fledermausbestrebungen darum auch keinen Segen gebracht und die in ihrer geistigen Verwahrlosung nur als faule Früchte am Lebensbaume des Christenthums zu betrachten sind.

Nein, Christus, das Licht der Welt, war dem gläubigen Emanuel auch in allem Uebrigen ein Lichtfreund, der sich mit Wissenschaft, Aufklärung und Vernunft nicht allein recht gut verträgt, sondern die letztere gleichsam verklärt, indem er bei allen Forschungen auf den Gebieten des Geschaffenen stets auf den allweisen und alliebenden Vater hinweist.

Gern liebte es Emanuel, bei Bekannten, die sich Christen nennen, unschuldige Versuche anzustellen, ob ihr Christenthum auch probehaltig und nicht blos durch schöne Worte, sondern auch durch die That bewähre? Die Erfahrungen, die er da gemacht, waren oft recht bittere gewesen.

So hatte denn Emanuel auch für den heutigen Abend einen Brief in mehreren Exemplaren abgefaßt, um den Empfängern Gelegenheit zu geben, wenigstens am heiligen Christabende eine That ächter Christenliebe zu vollbringen. Wir haben gesehen, welchen traurigen Erfolg dieser erste Brief bereits gehabt und zwar in einer Familie, die vermöge ihrer Glücksgüter am ersten im Stande gewesen, ohne großes Opfer eine christliche That zu vollbringen.

Emanuel, nachdem er eine Strecke die Straße entlang gewandelt war, trat abermals in ein Haus,

wo er zwei Stockwerke emporstieg und gleichfalls die rücksichtsvollste Aufnahme fand. Auch hier brannte der Christbaum. Auch hier legte Emanuel die mitgebrachten Gaben so unbemerkt wie möglich zu den übrigen. Er befand sich diesmal bei einem Lichte der Wissenschaft, einem Professor der Mathematik und Naturwissenschaft, einem in allgemeinster Achtung stehenden Manne, bei welchem er selbst einige arme, aber befähigte junge Leute auf seine Kosten in der Mathematik unterrichten ließ.

„Sie werden lächeln, Herr Graf," sprach der Professor, nachdem Emanuel die Bescheerung in Augenschein genommen, „daß Sie auch bei mir, der ich Ihnen doch als Pantheist bekannt bin, den Christbaum angezündet finden. Aber was will man machen? Die Sitte bringt es mit sich. Das Volk hält einen für einen Heiden, wenn man zurückbleibt. Aber es geschieht diesmal das letztemal. Die Kinder sind so weit heraus, als daß sie an dem Lichtergespiel noch Gefallen finden könnten."

Die Geschenke, welche beim Professor unter dem Lichterbaume lagen, bestanden aus lauter nützlichen Gegenständen, kein einziger Luxusartikel war darunter. Die Freude der Kinder war ziemlich kühl, da fast ein Jedes gewußt hatte, was der Herr Christ bringen würde und die Geschenke sämmtlich Gegenstände betrafen, von denen sie gleichfalls wußten, daß sie dieselben erhalten mußten, wenn auch kein heiliger Christ wäre. Als daher Emanuel den zehnjährigen Alfred fragte: Ob er sich nicht auf den heutigen Abend recht gefreut habe, antwortete der Knabe ziemlich nüchtern: „Bei uns ist das ganze Jahr heiliger Christ; allemal, wenn wir ein gutes Buch, ein Kleidungsstück

oder sonst einen nützlichen Gegenstand von den Eltern erhalten, ist heiliger Christ."

Bei dem Professor langte jetzt derselbe Brief an, dessen Inhalt wir kennen, doch erhob der diesmalige Empfänger kein Lamento, hielt keine Strafpredigt wie der reiche Bankier, sondern gab unbemerkt, ohne ein Wort zu verlieren, zehn Groschen, eine Summe, die bei den bescheidenen Vermögensverhältnissen und der zahlreichen Familie des Professors den Thaler des reichen Bankier weit überwog. Zudem gab der Professor dem Briefboten sofort die zehn Groschen für die Wittwe; er half auf der Stelle und wartete nicht bis nach den Feiertagen, wo die arme Frau mit ihren Kindern längst verhungert sein konnte.

Emanuel verließ nach einiger Zeit auch diese Familie. Unterwegs sprach er: „Es sind ganz brave, gute Leute, aber der Himmel des Christabends wohnt nicht bei ihnen. Der Lichterbaum leuchtet auch hier auf dem Tische, aber nicht in den Herzen."

Den dritten Besuch stattete Emanuel in der Familie des Ministerialsekretairs Musmann ab, eines kirchlich sehr strenggläubigen Mannes, der mit den Seinigen keinen Sonntag die ultraorthodoxen Predigten des verdammungssüchtigen Pastors Leo versäumten. Die Familie, welche zu den sogenannten exclusiv Frommen der Stadt gehörte, sah man weder im Schauspiel, noch auf Bällen oder bei sonstigen öffentlichen Vergnügungen. Sie lebte ganz zurückgezogen und hatte blos Umgang mit einigen Familien, die derselben kirchlichen Richtung angehörten. Dagegen fehlte es nicht an häuslichen Erbauungsstunden, Bet- und Bußübungen. Herr Musmann war Vorstand mehrerer Wohlthätigkeitsvereine, obschon man nie gehört, daß er selber den fröhlichen Geber gemacht.

Bei den ihm untergebenen Beamten war er trotz seiner christlichen Demuth nicht beliebt. Namentlich vermißte man christliche Milde und Nachsicht bei Beurtheilung der Schwächen des Nebenmenschen. Musmann galt für sehr wohlhabend, doch wollte die böse Welt wissen, daß er den größten Theil seines Vermögens heimlichen Wuchergeschäften zu verdanken, wodurch manche sonst ehrbare Familie an den Bettelstab gebracht worden.

Auch hier brannte der Christbaum. Es ging überaus fromm und seriös dabei her. Es ward widerholt gebetet und gesungen. Als Emanuel eintrat, ward er mit kriechender Freundlichkeit und Unterwürfigkeit bewillkommnet. Man ging so weit, in dem hohen und ehrenden Besuche die „Gnade des Herrn“ zu erkennen. Den Namen des „lieben“ Herrn Heilands konnte man vernehmen, wo man immer hinhörte.

Der fromme Herr des Hauses ergriff die ihm sehr passend dünkende Gelegenheit, gegen Emanuel sein Herz über die Glaubenslosigkeit und Gottlosigkeit der Welt und ihr böses Treiben auszusprechen, wobei es an nicht eben christlichen Anspielungen auf renommirte Familien der Stadt nicht fehlte. Dafür ward das Leben im eigenen Hause in möglichst fromme Beleuchtung gestellt.

„Ja,“ fuhr der Ministerialsekretair Musmann fort, „ich sollte es eigentlich nicht sagen, weil es wie Selbstlob klingt, dessen der wahre Christ sich enthalten soll, aber da ist wohl kein Sonntag im ganzen, in Christo jetzt abgelaufenen Jahre gewesen, der die Meinigen nicht an heiliger Stätte erblickt hätte. Die Ausflüchte, die andere Familien so gern vorschützten, um sich des fleißigen Kirchenbesuchs

zu entziehen, gelten bei mir Gottlob nicht. Da bin ich unerbittlich."

Als Emanuel schweigend das Haupt neigte, hielt es Musmann für Beistimmung und Anerkennung und ging noch mehr mit der Sprache heraus.

„Und sehen Sie, mein hochverehrtester Herr Graf," fuhr der fromme Mann fort, „die Gnade unseres Herrn und Heilands läßt die Seinen auch nicht zu Schanden werden. Ich will es nur gestehen, ich hätte heuer nicht so reichlich bescheeren können, wenn mich der liebe Herrgott bei einer kleinen-Speculation nicht recht auffällig unterstützt hätte. Es sind keine vier Wochen her, ich kaufte Leipzig-Dresdner zu hundertzwölf, da gehen keine zehn Tage ins Land und sie stehen zweihundert. Ist hier die Gnade des Herrn an einem der Seinen nicht recht auffällig sichtbar? Ja er läßt die Seinen trotz der bösen Welt nicht zu Schanden werden."

Bei diesen Worten verdrehte Musmann fromm die Augen und schien ein Gebet zu murmeln.

Da war denn das Maß der Geduld bei Emanuel voll zum Ueberlaufen, und es lief über. Ein heiliger Zorn überflammte sein Antlitz.

„Wie können Sie, Herr Ministerialsekretair," sprach er, „den heiligen Namen Gottes also mißbrauchen, daß Sie ihn mit Ihren nichtswürdigen Geld- und Börsenspeculationen auch nur entfernt in Verbindung bringen? Wissen Sie nicht, daß es weit eher der Teufel gewesen ist, der Sie zu dem unseligen Börsenspiele verlockt hat? Gott sicher nicht. Wenn ein Mann, der ohnehin wohlhabend, überdies ein schönes Einkommen hat, wie Sie, sich aus schnöder Gewinnsucht auf das schlüpfrige Feld des Papierschwindels begiebt, dieser lasse wenigstens bei

seinen selbstsüchtigen Speculationen den heiligen Namen Gottes aus dem Spiele. Es ist der abscheulichste Mißbrauch, der immer mit diesem Namen getrieben werden kann."

Der fromme Mußmann, als er den so milden Emanuel plötzlich in solche Aufregung gerathen sah, erschrak auf's heftigste. Rasch faltete er die Hände und das Haupt demüthigst geneigt, sprach er: „Euer Hochgräfliche Gnaden haben Recht, es kann auch der Teufel gewesen sein, der mich verlockt hat. O mein hochwürdigster Herr Graf, vor den Fallstricken des Satans ist Niemand sicher. Der Böse geht umher wie ein brüllender Löwe und suchet, welchen er verschlinge. O Euer Hochgräfliche Gnaden glauben nicht, was der niedrige Mensch tagtäglich mit dem Satan zu kämpfen hat. Euer Hochgräfliche Gnaden glauben nicht —"

Hier ward Mußmann abgerufen. Der Bote mit Emanuels Briefe trat in das Zimmer. Der fromme Mann erbrach den Brief, las ihn, ließ hustend einige „Hm — Hm!" vernehmen und ertheilte schließlich die Resolution: „Sagen Sie, lieber Mann, der guten Frau, daß ich als Vorstand der Armenversorgungsbehörde in der nächsten Sitzung ihre Lage der Berücksichtigung eines geehrten Collegiums empfehlen werde."

„Ei Du scheinheiliger Spitzbube," brummte Emanuel, der die Resolution nur zu gut vernommen und ergriff sogleich die Gelegenheit, sich zu verabschieden.

Der Ministerialsekretair war untröstlich, daß der hochverehrteste Herr Graf sich schon entfernen wollte. Er bot seine ganze Beredsamkeit auf, denselben zu längerem Verbleiben zu bewegen, aber vergeblich.

Bald hatte Emanuel auch diesen Christbaum im Rücken, und die Straße einsam dahin wandelnd sprach er: „O mein Heiland, wo soll ich dich finden an deinem heiligen Abende? Wenn ich dich beim reichen Bankier, bei dem gelehrten Professor schon vermißte, so fand ich bei diesem dritten Christbaume sogar deinen Gegner, den Satan, der unter deinem heiligen Namen und Gewande das frevelhafteste Spiel treibt. Und wie mancher Christbaum mag heute Abend noch brennen, von welchem das Gleiche gilt."

Emanuels Taschen waren durch das dreifache Bescheeren fast ganz erleichtert worden. Es blieb ihm nur noch der Besuch eines vierten Christbaumes, wohin er jetzt seine Schritte lenkte.

„Finde ich dich, o Herr, auch hier nicht," sprach er in frommer Ergebung, „so will ich sagen, es war für mich ein recht trauriger heiliger Abend."

Nach einem nicht zu langen Gange hatte er das Ende der Stadt erreicht, wo an der Straße nur noch einige vereinzelte Häuser standen. Nach dem letzten derselben richtete Emanuel seine Schritte. Als er dasselbe erreicht hatte, blieb er stehen und lauschte. Lieblicher Kindergesang tönte ihm aus dem kleinen, nur eine Parterrewohnung umfassenden Hause entgegen. Der sich mehrmals wiederholende Refrain des frommen Christliedes lautete:

> Laß leuchten deine Lichtelein
> Auf deinen Christbaum nicht allein,
> Mach', daß der liebe gold'ne Schein
> Auch fällt in unser Herz herein,
> Wohnt in dem Herzen erst dein Licht,
> Vergißt es dich auf ewig nicht.

Das kleine Haus, aus welchem dieses Lied erklang, ward von einem armen Tischler, Namens

Liebethal, bewohnt, der seine Familie zwar dürftig, aber redlich ernährte und dem Emanuel, wenn es an Arbeit manchmal mangelte, immer Bestellungen zu verschaffen bemüht war. Der edle Mann war darum in diesem kleinen Hause nicht unbekannt. Er kehrte auf seinen Spaziergängen von Zeit zu Zeit hier ein und befand sich unter der armen Familie stets recht wohl. Namentlich freute ihn, wie die Kinder sorgfältig erzogen, wie sie voller Liebe und Ehrfurcht gegen ihre Eltern waren; wie sie bei aller Dürftigkeit doch immer reinlich und sauber gekleidet gingen und wie selbst die Kleineren schon an eine nützliche Thätigkeit gewöhnt wurden. Bis auf das vierjährige Christelchen mußten sich alle schon Etwas verdienen und waren es auch nur einzelne Pfennige. Und welche Freude, wenn endlich nach mehrmonatlichem Fleiße und sorgsamster Ersparniß die Pfennige, zu einem Sümmchen angewachsen, ein neues Westchen, oder Röckchen oder Schürzchen anzuschaffen halfen. Die nicht zu große Stube mit ihren zwar einfachen, aber ungemein reinlich gehaltenen Möbeln gewährte einen gar gemüthlichen Aufenthalt. An den Fenstern blühten in Töpfen sorgsam gepflegte Blumen, wie sie die Jahreszeit mit sich brachte. Auch an einem alten Clavier fehlte es nicht, ein Erbstück vom Großvater, der Schulmeister gewesen, auf welchem Instrument Martin und Marie, die beiden Aeltesten, sich in den Feierabendstunden oft recht angenehm vernehmen ließen, da ihnen vom Herrn Cantor unentgeldlich Musikunterricht ertheilt worden war. So mußte bei aller Dürftigkeit auch zu Futter für den treuen Wackermann, den Haushund, und für Hänschen, das Rothkehlchen, Rath werden, welche beide Thiere zur Familie gehörten.

Emanuel, wann er bei Meister Liebethal einkehrte, hatte Gelegenheit, die Freuden und die Seligkeit der Armuth kennen zu lernen. In dieser armen Tischlerfamilie gab es weit mehr Fest- und Freudentage als bei den reichen und vornehmen Leuten. Bald hatte Meister Liebethal in seinen Freistunden für Karl und Traugott allerliebste Soldaten mit dazu gehörigen Kanonen gedrechselt; bald der ältere Martin für ein ausgetragenes fertiges Stück Tischlerarbeit ein stattlich Trinkgeld erhalten; bald Marie von ihrem Ersparten einen schön blühenden Balsaminenstock nach Hause gebracht; bald Karl, Traugott und das kleine Christelchen zusammengelegt und sich für das Abendessen ein prächtiges Bund wunderschöner rother Radieschen erhandelt; bald Mutter Marthe die frohe Botschaft verkündet, daß nächsten Freitag zu Vaters Geburtstage Plinsen gebacken würden, wozu das Heidemehl bereits angekauft. Hauptfesttage waren aber allemal, wenn Emanuel einkehrte, der nie fort ging, ohne eine Gabe zurück zu lassen. Und wie prächtig waren die Sonntage mit ihrer stillen Feierruhe. Wie ward am Samstag Abend Alles gefegt, gesäubert, in Ordnung gebracht! Wie erhebend klangen die Sonntagsglocken, wenn man zur Kirche ging und sich an der schönen Predigt des Diakonus Frommhold erbaute, denn in der Familie Meister Liebethals herrschte gar viel Gottesfurcht und tiefe Frömmigkeit. Von Schimpf- und Zankworten oder gar von einem Fluche, wie es in andern Familien wohl vorkommt, war bei Liebethal keine Rede. Mit einem allgemeinen Morgengebet ward die Tagesarbeit begannen, ohne Mittag- und Abendtischgebet kein Bissen angerührt; mit des frommen Gellerts

„Bedeckt mit deinem Segen,"
legte man Abends das müde Haupt zur Ruh.

Obschon es fast acht Uhr des Abends geworden, kam doch Emanuel noch zeitig genug zur Bescheerung; denn Meister Liebethal hatte soeben erst eine Arbeit beendet, die noch heute fertig werden mußte.

Welch eine Freude, welch ein Jubel der Kinderwelt, als plötzlich und unverhofft der so hochverehrte und allgeliebte Emanuel zum heiligen Christ in die Stube trat. Der späte Gast beschaute sich hier ebenfalls die Bescheerung, worauf er auf einem hölzernen Sessel in der Nähe des Ofens Platz nahm.

Welch ein Unterschied zwischen dem prachtvollen Salon des reichen Bankiers und dem bescheidenen Stüblein des armen Tischlers; welch ein Unterschied zwischen dem dort strahlenden, prachtvollen Christbaume und dem kleinen, mit nur wenig Lichtlein geschmückten Tannenbäumchen. Welch ein Unterschied zwischen den kostbaren Geschenken dort und den einfachen Gaben der Liebe hier. Aber welcher Unterschied auch in der Liebe und der Festweise zwischen dort und hier! Hier war heiliger Abend! während es im reichen Bankierhause nur ein Fest des Luxus, beim Professor nur eine nüchterne Feier der Sitte und Gewohnheit, bei dem frommen Ministerialsekretair nur eine Ceremonie lügenhafter Scheinheiligkeit war. Auch die Art und Weise der Bescheerung war hier eine ganz andere. Während in den andern Familien an ein Bescheeren der Eltern unter sich, und der Kinder an die Eltern und der Kinder wieder unter sich nicht gedacht ward, bescheerte hier Jedes Jedem und ward Jedes von Jedem beschenkt, wobei auch die alte Großmutter Lene auf ihrem Stuhle hinter dem Ofen nicht vergessen wurde.

Wie zahlreiche Gaben! Und wenn man ihren Werth zusammenberechnete, erreichte derselbe wohl nicht eine einzige der Gaben, wie sie unter dem Christbaume des Bankiers lagen. Es waren meist selbstverfertigte Arbeiten, die mühsame Frucht langer mühevoller Stunden, so wie die Ersparnisse vieler Monate. Aber die Liebe, mit der hier gegeben ward, das stete dankbare Anschauen zu Dem, der dem schönen Feste den Namen gegeben, das war es, was diese so einfachen Gaben der Armuth reich übergoldete.

Endlich rückte auch Emanuel mit seinem heiligen Christe heraus. Es war zu dem, was er unter die früheren Christbäume gelegt, außerordentlich bescheiden, und bestand nur aus fünf Pfefferkuchen, wovon die größern Kinder die größeren, die Kleineren die kleineren bekamen. Aber mit welch aufrichtiger Freude, mit wie innigem Danke wurde selbst diese Gabe aufgenommen! Wie viele dankbare Händedrücke hatte der Geber auszuhalten. Meister Liebethal glaubte sich für seine Person ordentlich entschuldigen zu müssen, daß er — und wie bescheiden waren seine Gaben — zu reich und über seine Kräfte bescheert habe.

„Es ist nur einmal heiliger Christ im Jahre," sprach er zu Emanuel, „und wie hart die Zeiten, den Herr Christus müssen wir immer in Ehren halten. Die schönste Christfreude hat uns freilich der liebe Gott selbst gemacht, indem er mein gutes Weib von ihrer schweren Krankheit genesen ließ und die bereits halb dem Tode Verfallene mir und meinen Kindern wiedergab. Ach, wenn der hochgeehrteste Herr Graf in mein Herz sehen könnte, wie das so dankbar klopft, daß der liebe Gott uns unsere Mutter wieder geschenkt hat."

„Aber guter Meister," erkundigte sich Emanuel, „wo nahmt Ihr die Kraft her, so standhaft und ohne die Geduld zu verlieren, die schwere Prüfung des Himmels zu ertragen? Eine todtkranke Frau, dazu mehrere Kinder krank und wenig Verdienst, weil die Pflege der kranken Familie allein auf Euch lag? Was gab Euch den Muth, so wacker auszuhalten bei den harten Schicksalsschlägen?"

„O mein hochwürdigster Herr Graf," erwiderte Liebethal und faltete unwillkürlich seine Hände, „wer soll sie mir gegeben haben, als einzig und allein Er dort Oben und Er, zu dessen Ehren diese Lichtlein brennen? Sie waren Beide bei mir in den schwersten Stunden und trösteten gar wunderbar; ich habe das nur zu wohl gefühlt, und waren sie es nicht auch, die das Herz des hochwürdigen Herrn Grafen nach meinem armen Häuslein führten? Ich weiß recht wohl, daß es heutzutage viele Leute giebt, die in ihrer Aufgeklärtheit Nichts von solch himmlischer Hülfe wissen wollen, die da meinen, Verstand, Vernunft und Vertrauen seien allein hinreichend, den Prüfungen der Vorsehung zu widerstehen; aber ich fühle es tiefinnerlich, daß ich ohne den festen Glauben an meinen himmlischen Vater und seinen gnadenreichen Sohn wohl kaum im Stande gewesen sein würde, mich so aufrecht zu halten, wie ich mich gehalten habe. Allerdings soll man Vernunft und Verstand, diese herrlichen Geschenke des Schöpfers, gar wohl zur Anwendung bringen; aber o h n e den lieben Gott sind sie allein nicht ausreichend. Ja, hochwürdigster Herr Graf, in den schwersten Stunden allein der Gedanke: Ich weiß, daß mir ein Heiland lebt, wie ihn unser lieber Herr Diakonus aus dem heiligen Evangelium hingestellt, das ist ein gar mäch-

tiger Stab, der mich noch immer aufrecht erhalten hat. Und darum, hochwürdigster Herr Graf, wenn es irgend möglich ist, wird zu dem Fest, an welchem wir seine Geburt feiern, von uns Alles aufgeboten, um es so glänzend, wie sichs immer thun läßt, zu begehen. Da hören nur der Herr Graf den Jubel der Kinder, wie er so fröhlich nimmer im Jahre erschallt; wie Eins dem Andern Ueberraschung und Freude zu bereiten bemüht ist, wie Eins dem Andern nicht genug glaubt danken zu können, wie sie Alle sich schon seit langen, langen Wochen gefreut auf den heutigen Abend des Herrn Christus, um die Gaben ihrer Liebe an den Mann zu bringen. Ich denke mir auch, daß unser Herr Christus es ungefähr so haben will, daß seine Geburt unter den Christen gefeiert werde."

Emanuel reichte tief bewegt dem wackern Meister die Hand.

„Ich denke es auch," sprach er und schaute mit stillem Entzücken in den Kinderjubel. Meister Liebethal, durch den Antheil, welchen Emanuel an dem Feste zu nehmen schien, vertrauungsvoller gemacht, fuhr fort: „Ich weiß wohl, es giebt viele Leute, die namentlich auf den Herrn Christus gar nichts geben und wieder andere, die ihn blos für einen Mann halten, der seiner Zeit viele gute Lehren ertheilt, aber von seiner göttlichen Sendung, wie sie doch die heilige Schrift in erhebender Weise lehret, gar nichts wissen wollen. Diese Leute halten mich auch und die Meinigen für Pietisten und Frömmler, namentlich weil wir die Predigten des festgläubigen, trefflichen Diakonus Frommhold fleißig besuchen, uns von den Vergnügungen der Welt — was zudem unsere Einnahme nicht erlaubt — entfernt halten und unsre Freude

Bei den ihm untergebenen Beamten war er trotz seiner christlichen Demuth nicht beliebt. Namentlich vermißte man christliche Milde und Nachsicht bei Beurtheilung der Schwächen des Nebenmenschen. Musmann galt für sehr wohlhabend, doch wollte die böse Welt wissen, daß er den größten Theil seines Vermögens heimlichen Wuchergeschäften zu verdanken, wodurch manche sonst ehrbare Familie an den Bettelstab gebracht worden.

Auch hier braunte der Christbaum. Es ging überaus fromm und seriös dabei her. Es ward widerholt gebetet und gesungen. Als Emanuel eintrat, ward er mit kriechender Freundlichkeit und Unterwürfigkeit bewillkommnet. Man ging so weit, in dem hohen und ehrenden Besuche die „Gnade des Herrn“ zu erkennen. Den Namen des „lieben“ Herrn Heilands konnte man vernehmen, wo man immer hinhörte.

Der fromme Herr des Hauses ergriff die ihm sehr passend dünkende Gelegenheit, gegen Emanuel sein Herz über die Glaubenslosigkeit und Gottlosigkeit der Welt und ihr böses Treiben auszusprechen, wobei es an nicht eben christlichen Anspielungen auf renommirte Familien der Stadt nicht fehlte. Dafür ward das Leben im eigenen Hause in möglichst fromme Beleuchtung gestellt.

„Ja,“ fuhr der Ministerialsekretair Musmann fort, „ich sollte es eigentlich nicht sagen, weil es wie Selbstlob klingt, dessen der wahre Christ sich enthalten soll, aber da ist wohl kein Sonntag im ganzen, in Christo jetzt abgelaufenen Jahre gewesen, der die Meinigen nicht an heiliger Stätte erblickt hätte. Die Ausflüchte, die andere Familien so gern vorschützten, um sich des fleißigen Kirchenbesuchs

zu entziehen, gelten bei mir Gottlob nicht. Da bin ich unerbittlich."

Als Emanuel schweigend das Haupt neigte, hielt es Musmann für Beistimmung und Anerkennung und ging noch mehr mit der Sprache heraus.

„Und sehen Sie, mein hochverehrtester Herr Graf," fuhr der fromme Mann fort, „die Gnade unseres Herrn und Heilands läßt die Seinen auch nicht zu Schanden werden. Ich will es nur gestehen, ich hätte heuer nicht so reichlich bescheeren können, wenn mich der liebe Herrgott bei einer kleinen-Speculation nicht recht auffällig unterstützt hätte. Es sind keine vier Wochen her, ich kaufte Leipzig-Dresdner zu hundertzwölf, da gehen keine zehn Tage ins Land und sie stehen zweihundert. Ist hier die Gnade des Herrn an einem der Seinen nicht recht auffällig sichtbar? Ja er läßt die Seinen trotz der bösen Welt nicht zu Schanden werden."

Bei diesen Worten verdrehte Musmann fromm die Augen und schien ein Gebet zu murmeln.

Da war denn das Maß der Geduld bei Emanuel voll zum Ueberlaufen, und es lief über. Ein heiliger Zorn überflammte sein Antlitz.

„Wie können Sie, Herr Ministerialsekretair," sprach er, „den heiligen Namen Gottes also mißbrauchen, daß Sie ihn mit Ihren nichtswürdigen Geld- und Börsenspeculationen auch nur entfernt in Verbindung bringen? Wissen Sie nicht, daß es weit eher der Teufel gewesen ist, der Sie zu dem unseligen Börsenspiele verlockt hat? Gott sicher nicht. Wenn ein Mann, der ohnehin wohlhabend, überdies ein schönes Einkommen hat, wie Sie, sich aus schnöder Gewinnsucht auf das schlüpfrige Feld des Papierschwindels begiebt, dieser lasse wenigstens bei

griffen, ging, ohne ein Wort zu erwidern, aus der Stube und kehrte mit einem halben hausbackenen Brode, einem halben Näpfchen Butter und einem halben Pfunde Reis zurück.

„Wir werden morgen zum ersten Feiertage," sprach sie, „auch ohne das halbe Pfund noch satt werden."

„Brav, Mütterchen, brav, Mütterchen," lobte Liebethal, sich vergnügt die Hände reibend, „aber auch etwas Holz und Kohlen, damit sich die arme Witwe eine warme Stube machen kann."

Hierauf wandte er sich zu den Kindern: „Dankt doch, Ihr Kinder," sprach er, „und dankt dem lieben Gott, wie gut Ihr es habt gegen die armen vaterlosen Waisen, die zum heiligen Abende Nichts zu zu essen haben und frieren und im Finstern sitzen müssen."

Marie, die älteste, welche zum heiligen Christ Geld zu ein Paar neuen Schuhen erhalten hatte, nahm zwei Groschen davon.

„Hier, Vater," sprach sie, „leg' das mit zu Deinem Gelde für die arme Witwe. Ich erarbeite mir's schon wieder und brauche ja die Schuhe vor dem neuen Jahre nicht."

Martin brachte eine gleiche Summe. Es war der Rest von seinen ersparten Trinkgeldern, der ihm von seinen Einkäufen für Eltern und Geschwister geblieben war.

„Gleich nach den Feiertagen," sprach er, „schaff' ich die Commode zum Commerzialrath, da will ich schon wieder ersparen."

Karl und Traugott gaben ein Jeder eins von den erhaltenen drei Christhörnlein für die armen Kinder.

Das vierjährige Christelchen, dessen ganzer heiliger Christ in drei Aepfeln, sechs Nüssen und zwei Dreierwachsstöcklein bestand, brachte einen Apfel, zwei Nüsse und ein Wachsstöcklein, damit die armen Kinder nicht im Finstern zu sitzen brauchten.

Endlich kam man im Allgemeinen darin überein, daß der Lichterbaum lange genug geleuchtet und man ihn mit den erst zur Hälfte herabgebrannten Lichtern ebenfalls der armen Familie schenken wolle, damit sie auch ihr Christbäumchen habe.

Emanuel, der sich ganz in die Ecke gedrückt, schaute mit seligem Herzen in das kleine Himmelfest und eine Thräne nach der andern entperlte ungesehen seinen Wimpern. Er hielt wie betend die Hände gefaltet.

„Ja," sprach er leise, „mein Christus, bei diesem Christbaum bist Du zugegen."

„Aber jetzt auch keine Zeit verloren," drängte Meister Liebethal, „bedenkt, wie spät es schon ist und wie lange die arme Mutter mit ihren Kindern schon im Dunkeln und Kalten gesessen. Martin, den Tragkorb, wir Beide machen uns selber auf den Weg und das so schnell wie möglich."

Er wollte sich jetzt bei Emanuel wegen seines Hinweggehens entschuldigen, als dieser hervortrat und, die Familie mit leuchtenden Augen überschauend, sprach: „Wir Alle gehen zu der armen Witwe und ihren verwaisten Kindern!"

Allgemeines Erstaunen — tiefe Stille. Emanuel fuhr fort: „Mutter Lene mag einstweilen das Haus behüten. Wir Andern gehen Alle zur Witwe. Da aber die Winternacht kalt und rauh, so wird binnen Kurzem mein Wagen kommen, der für Alle Platz hat, wenn es auch etwas eng zugehen sollte."

Wer beschreibt den freudigen Schreck der armen Familie. Die Ehre, in der gräflichen Kutsche zu fahren, war den armen Leuten ihr Lebelang nicht zu Theil worden. Vater und Mutter protestirten aus Leibeskräften gegen diese große Auszeichnung, aber alles Widerstreben half nichts. Emanuel bestand auf seinem Kopfe; und gleich darauf hörte man das Rollen eines Wagens, der vor dem Hause hielt.

„Allons," commandirte Emanuel, „vorwärts," und half selber die Kinder, die gar nicht wußten, wie ihnen geschah, in den geräumigen Wagen fördern. Vater Liebethal hatte sich's um keinen Preis nehmen lassen, und saß neben dem Johann auf dem Bocke, aber Mutter Martha mußte mit in den Wagen.

So rollte dieser mit Emanuel und der armen Tischlerfamilie durch die Winternacht; aber er blieb nicht vor der Wohnung der armen Witwe, sondern vor dem Hause des Herrn Grafen halten. Die Hauspforte that sich auf. Zwei Diener erschienen mit Licht und halfen Emanuel sammt der Familie Liebethal aussteigen. Erwartungsvoll folgte diese dem voranschreitenden Emanuel, wie dieser befohlen hatte; auch Martin mit dem Korbe, in welchem sich die Bescheerung für die Witwe befand, und den man auf dem Rücktritte des Wagens hierher transportirt hatte. Man durchwanderte die freundlich erleuchtete Hausflur, dann einen Gang und erreichte am Ende desselben eine Thür. Diese that sich auf und die auf's höchste überraschte Tischlerfamilie, die sich scheu und neugierig überall nach der armen Witwe und ihren vier Kindern umschaute, trat in einen einfachen, aber geschmackvoll decorirten Salon, in dessen Mitte auf einem großen, runden, mit zahlreichen Gegenständen

bedeckten Tische ein deckenhoher, prachtvoller Christbaum flammte.

Die Familie Liebethal wußte nicht, ob sie wache, oder träume, ob sie ihren Augen trauen und was sie zu dem Allen sagen sollte. Sie blieb verdutzt und ängstlich am Eingange stehen.

Nachdem sich Emanuel eine Minute lang an der höchsten Ueberraschung der armen Leute geweidet hatte, trat er vor und sprach:

„Meine Lieben!

Ihr befindet Euch nicht bei der armen Witwe und ihren vier verwaisten Kindern, deren Noth und Jammer Euer gutes und christlichgesinntes Herz zu lindern im Begriff stand, sondern in meinem Hause. War doch die Sache mit dem Briefe, den ich selber dictirt habe, nur eine Erfindung und Prüfung, ob der Herr Christus, dessen Geburt wir heute feiern, nicht blos auf Euern Lippen — wie leider bei so vielen Leuten — sondern auch in Euern Herzen wohne? Durch Eure Theilnahme, die Ihr bei der Kunde von fremdem Leid an den Tag gelegt, durch Eure Bereitwilligkeit zu helfen, durch Eure Opferfreudigkeit habt Ihr bewiesen, daß Ihr wirklich Christen seid, wie sie unser Herr haben will. Nun seht, so hat denn der Herr Christus auch Euer nicht vergessen und Euch durch meine Wenigkeit einen Christbaum anzünden lassen. Bewahrt Euch Eure Liebe und Euren Sinn der Barmherzigkeit Euer ganzes Leben lang und Ihr werdet den lieben Gott und den Herrn Christus allezeit zu Euren besten Freunden haben.“

„Jetzt aber scheuet Euch nicht länger, sondern tretet näher und seht, was der heilige Christ gebracht hat. Ich glaube, er hat Keins von Euch vergessen.“

Und so war es. Da die arme Familie zwar allezeit reinlich und sauber gekleidet ging, aber doch manch Tüchlein gar zu verwaschen und verschossen, manch Röcklein gar zu fadenscheinig war, daß der Winter leicht durchdringen konnte, lagen auf dem Tische unter den strahlenden Flammen warme Winterkleider von Kopf bis Fuß für Alt und Jung. Die arme Großmutter war auch hier nicht vergessen. Da prangten ferner mächtige Christstollen mit Rosinen, Mandeln und Citronat; da thürmten sich Aepfel und Nüsse in reichen Haufen, da lachte eine prächtige Kalbskeule für die Feiertage, neben der sich ein gespicktes Häslein appetitlich ausstreckte. Da blinkten sechs Flaschen guten Weines für Geburtstage und sonstige festliche Gelegenheiten. Da grüßten in geschmackvollen Einbänden zwei christliche, von keinem krankhaften Pietismus durchwehte Andachtsbücher zur Belebung christlichen Sinnes und zur Stärkung christlichen Glaubens. Daneben faßlich geschriebene Bücher zur Belehrung über die Natur, zur Kenntniß der Schöpfung Gottes, zur Beförderung nützlicher Aufklärung und Vertreibung des Aberglaubens; ferner der „vollkommene Tischler“ mit schönen Musterzeichnungen für Vater Liebethal; Landkarten, Bilderbücher und Bilderbogen für die Jugend, Kinderspielzeug und selbst eine prächtige Puppe für das kleine Christelchen. Kurz, der heilige Christ hatte einen Reichthum entfaltet, wie solcher den Armen selbst im Traume nie erschienen war.

Und da standen sie, die Glücklichen und wußten nicht, ob sie wachten oder träumten, ob sie überhaupt noch auf Erden lebten, und wagten sich trotz Emanuels wiederholten freundlichen Ermahnungen weder vor- noch rückwärts, bis dieser endlich Vater und Mutter

Liebethal unterm Arm nahm und sie selber vorführte an die reiche Bescheerung.

Da brachen endlich die Schranken — das Unglaublichste war zur Wahrheit geworden; Thränen entströmten den Augen der Glücklichen; mit sprachlosem Danke umarmte und küßte Alt und Jung Arme und Hände des glücklichen Gebers, der hiermit selber einen der schönsten Christabende seines Lebens feierte.

Das Edelweiß.

Hoch über Wald und grüner Flur,
In einsam schweigender Natur,
Wo lang der Blumen Gold verblich —
Am Abhang jäh und fürchterlich —
Da blüht umstarrt von Schnee und Eis,
Für seine Lieb' der schönste Preis,
Dem Alpensohn das — Edelweiß.

So weit die Glocken des auf dem Calvarienberge gelegenen Kirchleins Sankt Katharina über das Thal klangen, und so weit sich Abendschatten der hohen Schneehaube Hirschenstein über die Landschaft legten, war es in allen Weilern, Höfen und Einöden eine ausgemachte Sache, daß des Hofepachters Andreas Töchterlein Veronika die schönste Dirne im ganzen Paddinger Thal.

War es darum ein Aufsehen und Zusammenstehen der jungen Burschen, wenn nach beendetem Nachmittagskirchgang an schönen Sonn- oder Marientagen der wohlhabende Hofepachter Andreas beim Moserwirth erschien, wo unter den grünen Linden ein frischer Trunk so angenehm mundete und die schöne Veronika im stattlichen Hut mit der goldenen Quaste an seiner Seite ging. Wie machte Alles ehrerbietig Platz, wenn Vater und Tochter eintraten, und mancher Willkommentrunk ward dargebracht aus den hohen Steinkrügen. Die unter den Linden versammelten Mägdlein aber schauten nicht ohne Neid weniger nach der goldenen Quaste, das Zeichen der

Wohlhabenheit an Veronika's Hute, als nach dem stets frischen und prächtigen Edelweiß daselbst, wie solches keine Zweite aufzuweisen hatte.

Hier darf nicht ausgelassen werden, daß im Paddinger Thal, wo diese Geschichte passirt, seit Urgedenken es Sitte war, daß der verliebte Bursch den Samstag hoch aufstieg zu dem Wolkengebirge und an schroffer Alp das Edelweiß brach für seinen Schatz im Thal, damit dieser sich damit am Sonntag schmücke. Das Edelweiß ist aber nichts weiter, als eine einfache, weißsammtene Sternblume, die auch den Sternen zunächst steht auf hoher Alpenfirn, einsam am gefährlichsten Abhang. Je gefährlicher, desto mächtiger die Liebe, desto größer der Muth, desto größer der Stolz der Dirne.

Und Veronika, wenn sie mit dem Vater beim Moserwirth unter den grünen Linden einsprach, hatte immer das schönste Edelweiß, und die Burschen schauten verwundert und fragten noch verwunderter: „Wer verschafft der Veroni dieses Edelweiß, das höher gewachsen als der Hirschenstein und das Wetterhorn? Wer ist der Verwegene, der allwöchentlich keinen Tod scheut?" Aber man schaute sich vergeblich um nach einem Begünstigten unter den stattlichen Burschen des Thals. Des Andreas Töchterlein sprach freundlich mit Jedermann, aber keiner mochte sich rühmen, daß sie ihn freundlicher angeschaut als den andern. Ja, wollt' es Einem gelüsten, mit Schmeicheleien der Veronika zu kommen, wie man bei andern Frauenzimmern zu thun pflegt, dann war's gleich gar all. Des Hofepachters Tochter drehte dann den Rücken und sprach kein Wort mehr. Also man mochte umherschauen wie immer, da war keine Spur von einem Schatze und doch immer das

schöne Edelweiß Sonn- und Marientags auf Veronika's Hute.

Fragte man darnach, was wohl oft vorkam, war des Hofepachters Töchterlein bald mit der Antwort fertig und nannte die Annemierl, die es mit den Molken von der Kegelalp herabtrage; aber das war nur ausflüchtige Rede, denn an der ganzen Kegelalp war solch Edelweiß nimmer zu finden.

Der Heimgang.

Die Sonne sinkt, es wird dunkel — nicht blos im Thale, auch im Herzen.

Die Vesperglocke von Sanct Katharina tönte. Die Landschaft ruhte im Purpur des Abends. Die tiefgrünen Matten dufteten stärker, das Nachmittagsgewitter hatte wunderbar erfrischt, Alpenveilchen blühten am Weg und an den Bergen zogen weiße Wolken. Der Hofepachter kehrte mit Veronika vom Moserwirth heim, wo wegen des Marientags viel heitere Gesellschaft gewesen; aber seine Stirn war ernst. Nachdem die Zwei eine Zeitlang still neben einander hergegangen, dem stattlichen Pachthofe zu, sprach Andreas: „Ich bin des Gefrags müde — thue endlich ab Dein Weiß. Es giebt Gered."

„Aber —" stammelte Veronika kaum vernehmbar.

„Der Felix ist ein wackerer und vernünftiger Bursch," fuhr er fort, „und wird Einsehen haben und es in der Ordnung finden."

Veronika wagte kein Wort. Sie legte leise die

Hand in die Gegend des Herzens, als ob sie ein plötzlich Weh daselbst empfinde. Nach einer Weile sprach Andreas, aber mild: „Es konnte überhaupt nicht so fortgehen mit dem Edelweiß. In wenig Tagen kehrt der Franz, des Fuchsbauers Sohn, aus Frankreich heim, ein gewandter Bursch, gereist und welterfahren. Der Alte übergiebt ihm den Fuchsbau schuldenfrei, hat noch vor einem Monde drei Tagwerk und zwei Almen dazu gekauft; hab' selber die Kaufbücher nachgesehen und durchblättert. Alles in bester Ordnung. Du machst die properste Partie im ganzen Kreise; wirst die reichste und angesehenste Hausfrau im ganzen Padding. Auch paßt der Franz zumeist zu Deiner Erziehung; die hierortigen Burschen sind gute Leute, aber stehen Dir nicht gleich an Bildung. Was auch bedacht sein will bei meiner guten Veronika."

Veronika, nachdem sie lange mit sich gekämpft hatte, sprach schüchtern: „Hab' ich Dir doch gestanden, daß ich den Franz nimmer lieben könnte."

„Accurat so hat Deine Mutter selig gesagt und hast Du etwa gesehen, daß wir uns nicht vertragen ein Lebelang? Auch bin ich langzeitig nachsichtig gewesen mit dem Geschnack, dem Edelweiß. Alles hat seine Zeit. Und es darf so nicht fortgehen."

Als man im Pachthofe ankam, war es dunkel geworden im Thal, aber dunkler im Herzen Veronika's. Sie ging nach ihrem Kämmerlein, nahm das Edelweiß von ihrem Hute und stellte es sorgsam in einen irdenen Krug voll Wasser. Thränen fielen darauf hernieder, die nur der Abendstern wahrnahm, der freundlich über dem Hirschensteine stand.

Der Kräuter-Felix.

Junges Blut — armes Blut —
Aber immer wohlgemuth.

Was war's mit dem Felix? Wo die Waldbachklamm in Tannnacht tief im Felsen braust, silberstäubend, daß in der Abendsonne sieben Regenbogen blühen, wenig Schritte thalwärts, versteckt im Walde lag die alte Hütte von Geisblatt umzogen. Hier wohnte der Felix, der ärmste und darum unbekannteste, aber dafür der heldenkühnste Bursch im ganzen Thal. Keine Klamm war ihm zu graus, daß er nicht hingestiegen nach heilbringendem Moos, kein Felshorn zu hoch, das er nicht erklommen nach seltenen Kräutern; aber am höchsten stieg er, wenn es galt, frisches Edelweiß zu pflücken für seine Liebe. Es war ja das Einzige, was er bei seiner großen Armuth zu bieten vermochte. Während die festlich geschmückten Burschen Sonntag Nachmittags beim Moserwirth unter den grünen Linden die Veronika umstanden und sich wegen des schönen Edelweißes den Kopf zerbrachen, lag der, der es mit kühner Hand gebrochen, zwischen Waldblumen vor seiner Hütte; denn er war zu arm, als daß er in unscheinbarem Kleide hätte unter den wohlhabenden Landleuten erscheinen können, und seine Kasse war für einen Trank aus den Fässern des Moserwirths nicht eingerichtet. Und gleichwohl war Felix nicht einsam und ohne Freude. Die Vöglein flatterten vertraulich um ihn und sangen ihre schönsten Lieder und pickten die Brotkrume aus seiner Hand und die Eichhörnlein kamen ganz nahe herbei und holten sich die hinge-

haltenen Haseln. Alle hatten ihn lieb, weil er nie einem der Thierlein arglistig nachgestellt. Nächst den Waldvöglein und Eichhörnlein waren es aber noch drei andere Freunde, die ihm seine Einsamkeit versüßten. Das waren eine alte katholische Bibelausgabe, die einzige Hinterlassenschaft von Vater und Mutter, ein Alpenkräuterbuch, das Geschenk von dem wackern Apotheker Mack aus dem benachbarten Alpenstädtchen, den er oft mit heilbringenden Alpenkräutern versorgte, und ein altes Märchenbuch, das die schönsten Märchen vom ganzen Gebirge enthielt.

Wo war aber der Felix hergekommen und was trieb er? Der arme Bursche war schon in früher Jugend eine Waise. Nachdem man den Vater, einen armen Steinbrecher, und bald auch das Mütterlein hinausgetragen zum stillen Friedhof, nahm sich ein alter Forstwart und ehemaliger Gemsjäger des verlassenen Knaben an. Bloß seine Bibel unterm Arm betrat er das hoch im Gebirge gelegene Forsthaus. Hier lernte er in frühester Jugend das kühne Bergsteigen. Als Knabe schon mußte er helfen die Gemsen auftreiben. Auch machte ihn der alte Forstwart mit all den heilbringenden Kräutern der Alpenwelt bekannt und den Orten, wo die seltensten und heilbringendsten zu finden. Dem Felix war daher in einem Umkreis von mehren Meilen keine Alme und Alpe unbekannt, wo die heilsamen Kräuter wuchsen, und dieser Kenntniß verdankte er auch seinen spätern Lebensunterhalt. Nach dem Tode des alten Forstwart wies ihm dessen Nachfolger die zwei Stunden abwärts gelegene Waldhütte an, wo er seinem Berufe als Kräutersammler besser nachkommen konnte. So versorgte denn Felix während der Sommermonate nicht sowohl die Officin des Apothekers Mack mit

Alpenkräutern, sondern auch den Bedarf mancher Hausmutter in benachbarten Weilern und Einöden. Während des Winters, wo die Alpenblumen tief unter Schnee lagen und Wege und Stege verweht waren, wohnte der Felix beim Fronwiesbauer, wo er den Boten und Wegweiser, auch amtlichen Schneeausschaufler machte. Großer Verdienst war dabei nicht. Hatte sich auch 'mal ein Salzburger oder Insbrucker Kärrner, dem er Karren nebst Rossen tapfer herausgeschaufelt, honorig gezeigt, blieb's nicht lange bei ihm. Er fand immer noch ärmere Leute als er. So blieb Felix arm, aber inwendig, wo der liebe Gott sein Dukatengold versteckt, war er desto wohlhabender. Darum war Felix immer zufrieden, gottvergnügt und glücklich.

Ein Herbstnebel.

Wenn die Abendnebel sinken
Im Gebirge wild und graus,
Ist gar schwer der Weg zu finden,
Zum geliebten Vaterhaus.

Im Pachtgute war große Unruhe. Susanne, die Schaffnerin, trippelte mit ihrem Schlüsselbunde ängstlich hin und wieder, und der Andreas im obern Gemach machte einmal über das andere das Fenster auf und lauschte hinaus in den immer dichter herabsinkenden Nebel des Herbstabends. Veronika, die der Annemirl, der Molkenbäuerin auf der Kegelalp, versprochen, vorm ersten Schneefall sie noch einmal zu besuchen, hatte den herrlichen Herbstvormittag benutzt

und war nach der zwei Stunden entfernten Alp gegangen, aber nicht zurückgekehrt. Bereits in der ersten Nachmittagsstunde hatte sich dichter Nebel über Berg und Thal gelegt, so daß die Befürchtung sehr nahe lag, das Mädchen habe sich in den Bergen verirrt und schwebe in Gefahr, in die Tiefe zu stürzen oder sonst im wilden Gebirge zu verkommen. Ganze vier Stunden hatte man bereits im Pachthof auf die Rückkehr gewartet. Sämmtliche Knechte befanden sich unterwegs nach der Kegelalp und es ward immer dunkler.

Die Befürchtung im Pachthof war leider in Erfüllung gegangen. Kaum hatte Veronika die Sennhütte ein halb Stündchen verlassen und befand sich auf dem Heimwege, als sich der Nebel in dichten Flören herabsenkte, so daß man bald kaum die Hand vor sich zu erkennen vermochte. Nur mit großer Mühe war es dem Mädchen eine Zeitlang gelungen, des völlig unscheinbar gewordenen Fußwegs habhaft zu bleiben. Einige am Wege gelegene, ihr nicht unbekannte, vereinzelte Felsblöcke und Bäume waren bisher die einzigen Wegzeiger gewesen. Jetzt hörten auch diese auf und Veronika befand sich vollkommen in undurchdringlichem grauem Nebelmeer. Sie ging zwar in der Richtung der Sonne, welche, tief umschleiert, nur eine etwas lichte Stelle am Himmel bildete, aber von dem ohnehin wenig betretenen Fußwege war keine Spur mehr zu entdecken. Die muthige Tochter des Gebirgs ertrug eine geraume Zeit ihr widrig Geschick mit vieler Standhaftigkeit. Sie hoffte noch immer, daß die Sonne siegen oder, wie das nicht selten vorzukommen pflegt, ein frischer Ostwind den Nebel zerreißen werde. Wiederholt blieb sie stehen und ließ das unter den Sennhüttenbewohnern

übliche Juchzen vernehmen, einen pfiffartigen, weithin-schallenden Ton, aber Niemand antwortete. Nur langsam und äußerst vorsichtig drang sie vor, da ihr nicht unbekannt war, daß in der Nähe Abgründe und gefährliche Abhänge sich befanden.

Nach einiger Zeit wußte Veronika durchaus nicht mehr, wo sie war. Kein Baum, kein Wegweiser gab irgend einen Anhalt. Oft hemmten Felsblöcke ihre Schritte, die sie umgehen oder überklettern mußte.

So verflossen zwei endlos lange Stunden. Die Sonne vermochte den Nebel nicht zu durchdringen, im Gegentheil wurden ihre Strahlen schwächer und schwächer und sie sank mehr dem Abende zu. Immer ängstlicher und unsicherer ward Veronika's Stimme, wenn sie das erwähnte Zeichen wiederholte. Noch keine Antwort. In weiter Runde befand sich also kein menschliches Wesen, das ihr hätte zu Hülfe kommen und sie zurecht weisen können. Rings nichts als graue, undurchdringliche Einöde. Hörbar klopfte das Herz des armen Kindes. Alle Sagen von in Bergen Verunglückten traten vor ihre erregte Phantasie. Sie sah sich zerschmettert liegen im Abgrunde, gedachte ihres armen Vaters und begann bitterlich zu weinen. Dann sank sie in die Kniee und flehte zu ihrem himmlischen Vater um Rettung. Nach einiger Zeit raffte sie sich wieder empor und schwankte weiter, aber je mehr sie vorwärts kam, desto mehr versagten ihr die Kräfte, desto mehr schwand die Hoffnung, das Vaterhaus je wieder zu erreichen. Und immer mehr erlosch die Sonne. Von Vegetation war in dieser hohen Bergeshöhe keine Spur. Nur die Latschfichte kroch verkrüppelt den Boden entlang. Schon wehte es kalt über das Bergplateau, Vero-

nika mußte sich tiefer in ihr Umschlagtuch hüllen. Hoffnungslos irrten ihre Blicke in dem undurchdringlichen Nebel. Sie fühlte, wie ihre Kräfte mehr und mehr schwanden. Kaum noch vermochte sie sich aufrecht zu erhalten und drohte zu Boden zu sinken, als in dieser ihrer höchsten Noth es ihr vorkam, wie wenn ein hoher, dunkler Gegenstand in nächster Nähe aus dem Nebel trete. Sie schwankte darnach zu und sank mit emporgehobenen Armen zu Boden. Es war ein Muttergottesbild. Die Himmelskönigin blickte auf ihr verlassenes Kind hernieder. Wunderbar gestärkt erhob sich Veronika und rieb sinnend die Stirn, als ob sie ihr Gedächtniß wach rufen wollte. War ihr doch diese Marie so unbekannt, hatte sie hier doch nimmer gebetet. Sie sann und sann, und aus der Tiefe ihrer Seele lös'te sich endlich eine alte Erinnerung und flüsterte: Es ist Marienfels, zu welchem du einst als kleines Mädchen mit der Prozession gezogen. Das Kirchlein liegt im Thal. Aber zugleich erkannte sie mit Entsetzen, wie weit sie vom rechten Wege abgekommen, und daß sie sich in nächster Nähe fürchterlicher Abgründe befände. Und da war's, als ob die Mutter Gottes ihr zuriefe, nochmals das Zeichen zu geben. Und sie that es mit Aufbietung aller Kräfte. Hierauf lauschte sie mit verhaltenem Athem. Alles still. Von nirgendher eine Antwort. Da war es, als ob die Mutter Gottes ihr sagte: Frag' nochmals. Und sie fragte nochmals und lauschte wieder. Todtenstille. Keine Antwort. Da sprach die innere Stimme: Du mußt dreimal fragen. Und zum drittenmal schrillte es wie seelenzerschneidender Weh- und Hülferuf hinaus in die todesstille Gegend — da, nach langer Pause, wand sich verhallend und kaum erhaschbar aus weiter,

weiter Ferne wie ein Gruß aus himmlischem Land eine Antwort. Veronika umschlang mit dankbarem Entzücken die Mariensäule, und durch die Hoffnung auf Errettung neubelebt, gab sie nach kurzem Zeitraum abermals das Zeichen. Und wieder nach einer Pause wand sich die Antwort durch den Nebel schon etwas näher. Veronika war an dem Betstuhle des heiligen Bildes niedergekniet und flehte mit gehobenen Armen, daß die heilige Jungfrau den sich nahenden Retter schützend geleite. Immer von Neuem wiederholten sich jetzt Fragen und Antworten. Letztere kamen immer näher und endlich ganz nahe. Kaum zweihundert Schritte noch konnte der herbeikommende Unbekannte sein. Schon hielt sich Veronika für gerettet und sandte ihr heißes Dankgebet zum Himmel — da — ein greller Schrei — Felsstücke rollten dumpf in die Tiefe, darauf die alte Stille.

„Barmherziger Gott!“ schrie Veronika, „der Unglückliche ist in die Tiefe gestürzt.“

Ihre Sinne schwanden. Sie sank bewußtlos an der Mariensäule zu Boden. Eine geraume Zeit lag sie hier, bis das Bewußtsein zurückkehrte und sie sich matt emporrichtete. Jetzt war die letzte Hoffnung auf eine Rettung verschwunden. Die Sonne stand keine Hand breit mehr über den Bergen und immer schneidender wehte der Luftzug über die kahlen und wilden Wände des Scharnsteins. Veronika wagte sich weder vorwärts noch rückwärts. Sie hatte noch wiederholt das Zeichen gegeben, aber keine Antwort erhalten. Es war gewiß, daß derjenige, der zu ihrer Rettung herbeigeeilt, im Nebel den Weg verfehlt und in den Abgrund gestürzt war. Veronika betete für seine Seele, für ihren Vater und befahl ihren Geist in die Hand eines himmlischen Vaters. Denn

ihr war gewiß, daß sie diese eisige Nacht auf der kahlen Höhe nicht überleben werde. Sie saß auf dem Betbänkchen und verhüllte ihr Haupt in das für solchen Kältegrad nicht ausreichende Tüchlein. Eben versank die lichte Stelle, welche den Stand der Sonne angedeutet, hinter dem Hirschenstein. Da plötzlich, welches Entdecken, Veronika sprang hoch empor. Aus dem nahen, aber nebelumhüllten Abgrunde arbeitete sich Jemand empor. Veronika vernahm deutlich das Einharken des Alpenstocks. Und nicht lange währte es, da rief eine Stimme in nächster Nähe: „Wo schauest Du? Fürchte Dich nimmer. Es ist der Felix!"

Die Worte eines Engels konnten nicht himmlischer an Veronika's Ohr klingen, wie die eben gehörten des kühnen Alpensohnes, der gleich darauf aus dem Nebel trat.

Wie Felix die Veronika erkannte, erschrak er ordentlich vor der eben so unerwarteten wie schönen Erscheinung, und er glaubte sich entschuldigen zu müssen, daß er nicht eher gekommen.

„War ich Hans Taps," sprach er, „ließ mich vom Nebel vernarren, daß ich des Kieferbruchs nimmer gedenke und fahr hinab. Könnte mich zu todt verschlagen. Das hätte nichts geschadet: aber wie kamt Ihr weiter?"

Veronika faßte mit sprachloser Dankbarkeit die Hand des kräftigen Jünglings, nannte ihren Namen, erzählte ihr Mißgeschick und bat um Rettung und Geleit nach dem Hofegut.

Felix entsann sich, daß ihm die Leute manchmal von der schönen Veroni erzählt, auch hatte er sie einigemal im Katharinenkirchlein geschaut. In dieser Einöde aber kam sie ihm gerade wie ein Engel vor.

„Gieb mir Deinen Arm, Felix," sprach Veronika, welcher der junge Bursch, der den Pachthof ebenfalls mit Kräutern versorgte, nicht unbekannt war.

So wohl war dem Felix, um den sich ob seiner großen Armuth und da er nie zum Tanz unter den grünen Linden beim Moserwirth erschien, keine schmucke Dirndl groß bekümmerte, auf dieser Erdenwelt noch nicht geworden, das schönste Kind des Thales durch's Gebirg zu führen. Als daher Veronika um seinen Arm bat, sprach er verlegen: „Kann Euch nur den linken geben." Veronika sah jetzt erschrocken, daß der rechte von dem Fall in die Tiefe blutete.

„Hat nichts zu bedeuten," tröstete Felix, „kann den Alpenstock noch lustig führen."

„So wie wir zu Hause, verbind' ich Dir Deinen Arm. Aber Felix, Du weißt doch auch den Weg? Sieh, wie es schon zu dunkeln beginnt."

„Habt kein Bang," sprach der Bursch, „mit verbundenen Augen find' ich den Weg, doch jetzt habt ein Brinkelchen Geduld, muß der Marie danken, daß sie mich lebend zur Stelle gebracht."

Und er nahm andächtig seinen Gebirgshut ab und kniete dankend nieder vor der Himmelskönigin. Veronika, für welche des frommen Jünglings Dankgebet ein ordentlicher Vorwurf war, da sie ja noch weit mehr zu danken hatte, kniete gleichfalls betend nieder.

Nach anderthalb Stunden ruhte Veronika gerettet in den Armen ihres überglücklichen Vaters.

Was sich weiter mit der Veronika und dem Felix zugetragen.

Wenn's irgend auf dem Erdenrund
Ein unentweihtes Plätzchen giebt,
So ist's ein junges Menschenherz
Das fromm zum Erstenmale liebt.

Der Hofepächter Andreas hatte hin und her gesonnen, wie er sich abfinden möge bei dem Kräuter=Felix, daß er die Veronika heimgebracht aus den Bergen. Die ausgeschickten Knechte hätten es nimmer vermocht. Sie waren sämmtlich in die Irre gegangen und fanden sich erst gegen Morgen, nachdem sich der Nebel verzogen, wieder heim. Vergeblich hatte der Hofe=pächter dem Felix wiederholt ein Röllchen mit Zwanzigern in die Hand gedrückt, doch der Felix blieb bei dem Satze: Christenpflicht dürfe man nimmer bezahlt nehmen. Da seine Kleidung durch das Abgleiten in die Tiefe sehr gelitten, gelang es dem Andreas mit Mühe, dem Felix ein neues Wamms aufzudrängen. Auch eine neue Schlagzither nahm er an, die ihm Veronika schenkte, da sein altes Instrument, noch vom seligen Forstwart her, gar zu sehr dem Zahne der Zeit unterlegen und keinen guten Ton mehr hergeben wollte. Dafür blühte aber sein Kräuterhandel mit der Schafferin Susanna um so fröhlicher auf. Der Felix hatte ihr bald dieses, bald jenes seltene hochwachsende Kräutlein für ihre Hausapotheke zu beschaffen. Der Felix ward darum, seit er die Veronika glücklich heimgebracht, öfter auf dem Pachthofe gesehen. Kehrte er zuweilen des Abends zu spät ein mit seinen Kräutern, oder war das Wetter wild und rauh, sagte wohl der Andreas:

„Es ist nicht gut, Felix, daß Du den weiten Weg noch heute nimmst zur Wildbachklamm; die Nacht bricht zusehends herein; nimm vorlieb mit unserm Abendtisch und einem Kaiserschmarren, den die Veroni aus dem Fundament zu backen versteht trotz einer Salzburger Köchin. Ein Münchener Fäßlein vom Hofbräu ist frisch angesteckt; wir discuriren das Eine über das Andere, und in der Gastkammer im großen Himmelbett wirst Du auch nicht verkommen."

Der gute Felix in seiner Armuth war viel zu bescheiden und zu schüchtern so vornehmen Leuten gegenüber, als daß er ohne großes Widerstreben hätte sollen Bescheid thun. Erst als der Hofepächter grob wurde und mit einem: „Sei kein Narr!" herausfuhr, glaubte Felix den hochgestellten Mann nicht erzürnen zu dürfen und verblieb zum Abendtisch. Da saßen dann die Viere, der Andreas, die Veroni, die Susanne und der Felix, in der warmen, gemüthlichen Unterstube, während draußen der Spätherbststurm ungastlich an den wohlverwahrten Fensterläden rüttelte und Schneewehen durch die Thäler jagte. Anfangs schmeckte dem Felix kein Bissen, obschon ihm Veroni den herrlichsten Schmarren auf den Teller geschüttet, so verschüchtert war er. Hatte er doch sein Lebelang nicht bei so reichen Leuten gegessen, weder zu Mittag noch zu Abend. Allmählich ward's aber besser, zumal der Krug mit dem herrlichen Tranke aus dem Münchener Hofbräuhaus fleißig die Runde machte. Nach Tisch zündete sich Andreas seine Pfeife an. Der Felix mußte ein Gleiches thun, während die Susanna Federn schliß und Veronika die goldenen Fäden des Flachses lieblich durch die Finger gleiten ließ. Andreas fand gar bald Wohlgefallen an dem jungen Burschen. Er

war gar nicht wie die andern „Buas", die, wenn sie beim schäumenden Kruge saßen, nicht immer das Wort auf die Goldwage legten, so daß manche Leichtfertigkeit unterlief. Aus all seinem Gespräch blickte eine tiefe Frömmigkeit bei hellem Geiste und aufgewecktem Sinn. Und wie gar schön wußte er Märchen aus Waldes grüner Einsamkeit und Bergesnebel zu erzählen, daß manchmal die Veroni unwillkührlich im Spinnen innehielt und Susanna mit Schleißen, um den wunderbaren Sagen zu lauschen. Denn der Felix kannte alle Märchen, die vom Paddingerthal bis Salzburg und Berchtesgaden durch die Berge klangen, vom Untersberg, dem Wunderberge, in dessen Marmorsälen der deutsche Kaiser schläft, der alle hundert Jahre erwacht und sich erkundigt, ob die Raben noch um den Berg flattern und ob der Birnbaum auf dem Walserfelde noch nicht blühe — bis zum Königsee und dem Kirchlein Sankt Bartholomäi, wohin in nächtlicher Zeit in feierlicher Prozession die Mönche ziehen und Gottesdienst halten unter Orgelton und Chorgesang und erst mit dem Hahnschrei in die Klüfte des Unterbergs zurückkehren. Selber der Hofepachter mußte die ausgegangene Pfeife wiederholt in Brand stecken, wenn Felix fortfuhr zu erzählen von den Wundern des Unterberges: „Geschäftige Zwerge messen ängstlich den Bart des Kaisers, wie viel noch fehle, daß er das Drittemal den Tisch umziehe. Hat aber der Kaiser von den ausgesandten Gnomen erfahren, daß noch immer die Raben den Berg umflattern und daß der Birnbaum noch nicht fröhlich blühe, neigt er schweigend sein Haupt zu abermaligem hundertjährigen Schlafe. Während aber der Kaiser schläft, durchtönt lautes Leben das Innere des Berges. In

des Kaisers. Weinkeller tönt lauter Gesang der ritterlichen Zecher und furchtbares Dröhnen der Fässer. Wunderbar schöne Frauen in weißen Gewändern und wallenden Locken begegnen dem Wanderer und locken ihn durch süßen Gesang in das Innere des Berges, wo sie ihn jahrelang im Zauberschlafe festhalten. In Zeiten drohender Kriege öffnen sich die Pforten des Unterberges und auf der Seite des Hallthurmes brechen in mitternächtlicher Stunde grausige Reiter auf feurigen Rossen hervor und brausen durch die Lüfte. Zwerge und Kobolde necken den Landmann oder ziehen in nächtlicher Stunde unter Trompeten- und Paukenschall gen Salzburg. Und das währt Alles so fort bis zu der Zeit, wo des Kaisers Bart dreimal den Marmortisch umwachsen und der Birnenbaum auf dem Walserfelde zum drittenmale blüht. Dann aber erwacht der Kaiser und zieht mit seinen jubelnden Heerschaaren aus dem geöffneten Berge, hängt sein Schild an den Birnbaum und werden die zwei schrecklichen Schlachten bei Salzburg und am Rheine geschlagen, welche dem deutschen Volke seine lang ersehnte Erlösung bringen.“

Als am selbigen Abend der Felix sein ungewohntes weiches Gastbett bestieg, bat er den lieben Gott, daß er ihn nun möge sterben lassen, da er ja den schönsten Abend seines Lebens, wo ein Engel nur drei Schritte ihm gegenüber gesessen, erlebt habe. Doch sollte diesem schönen Abende bald ein zweiter und diesem ein dritter folgen, an welchem letztern der Felix auch seine neue Schlagzither mitbrachte, die er gar kunstreich zu schlagen verstand. Und dem dritten Abend folgte noch mancher andere während der ganzen Winterzeit. Während aber außen in der Natur Alles in Eis und Schnee vergraben lag und der Wintersturm die

Felsen und ländlichen Wohnungen umtobte, blühte in zwei jungen Herzen ein wunderseliger Frühling und ein Flämmlein auf:

„das nicht löschen Wasser und Wind
weil der liebe Gott es selber hat angezündt.“

Es sollte nicht sein.

O Scheiden und Meiden, du bitt'res Kraut,
Wer hat dich zuerst nur im Garten erbaut?

Als der Schnee schmolz und das Grün der Thäler wieder hoffnungsreich zum blauen Himmel lachte, und der Frühling an den Bergen blühend emporrankte und die Glocken von Sankt Katharina so rein durch das Thal klangen und die Heerden nach den höher gelegenen Almen zogen, war es in zwei Herzen eine ausgemachte Sache, daß Keins ohne das Andere vermeinte leben zu können. So weit aber wollte der wohlhabende Hofepachter nicht, daß es gehen sollte. Er hatte den Felix gar lieb, aber als Liebhaber und und künftigen Schwiegersohn konnte er sich denselben nimmer denken. War der Bursche doch gar zu arm, nicht einmal bestallter Gehülfe beim kargbesoldeten Forstwart. Er ließ ihn darum eines Tages kommen und sagte: „Felix, Du bist ein guter und kluger Bursch, Du wirst einsehen, daß die Liebelei — brauchst nicht roth zu werden, wir sind Alle jung gewesen — nimmer fortgehen kann mit der Veroni. Einem jungen Madel ist bald der Kopf verdreht. Auch giebt's Gerede, das ich vermeiden muß. Darum faß Dir

Courage als wackrer Bursch und meide den Pachthof, wenn Du mich nicht kränken willst. Ich wiederhole, daß ich gegen Dich ganz und gar nichts hab'. Aber es thut nimmer gut, daß Ihr Euch zu oft seht, da Ihr doch einmal kein Paar abgeben könnt. Wenn Dir's aber sonst irgendwo an Etwas fehlt, Felix, da fürchte Dich nicht, mir's zu entdecken. Da wird allzeit der Hofepachter bei der Hand sein."

Der Felix, der während der Rede des Andreas abwechselnd bald roth bald blaß geworden, hatte im Leben kein so stichartiges Weh im Innern empfunden; aber gleichwohl sah er ein, daß Veroni's Vater gar Recht habe. Er selber hatte sich nie zu dem schwindelnden Gedanken zu erheben vermocht, einmal Veronika's Gatte zu werden. Ein solcher Gedanke wäre ihm bei seiner Armuth und Stellung wie eine Sünde vorgekommen; aber die stille Liebe war ihren Weg für sich gegangen und hatte in der Welt an weiter nichts als als an sich gedacht.

Felix antwortete darum in gedämpftem Tone: „Ihr habt Recht, Andreas, seid nicht bös'; hab mir doch oft selbst Vorwurf gemacht im Innern, wenn ich nicht lassen konnte von der Veroni. Habt Dank für Eure Gastlichkeit, der Frühling ist da. Ich kehre in meine Waldhüte zurück und komme zum Pachthof nimmer wieder."

Nicht ohne Rührung reichte Andreas dem braven Burschen die Hand.

„So hab' ich mich nicht in Dir getäuscht, Felix," sprach er, „Du bist ein guter, wackerer Bua; und wie gesagt, wenn Du sonst einen Wunsch, eine Bitte —"

Da floh ein verklärender Schimmer über das Antlitz des Jünglings, er sprach: „So erlaubt, daß

ich der Veroni das Edelweiß breche, wie es nimmer gefunden wird auf dem Schreckhorn und dem Hirschenstein. Es soll auch Niemand erfahren, wer's gebrochen. Ich trag's allsonntäglich mit dem Frühläuten zur Annemirl, die bringt's der Veroni herab mit den Molken."

Der Andreas, der den armen Felix nicht gar zu sehr kränken wollte, erwiderte nach kurzem Bedenken: „Es sei darum — aber wage keinen Halsbruch wegen des Gespiels und im Uebrigen halt' ich Dich beim Wort."

Er reichte dem Jünglinge die Hand und schritt nach dem Pachthofe, während Felix, ohne von Veronika Abschied zu nehmen, langsam den Weg nach seiner Waldhütte einschlug. In seinem Innern war es, als wenn ein Schloßenwetter einen ganzen reichen Frühling zerschlagen. Es war ein schwerer Weg, es war ein harter Kampf. Als er die ersten Waldbäume erreicht, sank er gebrochen ins Moos und weinte bitterlich. Hier lag er lange, lange. Als er aufstand, hing die Abendsonne in himmlischer Schöne über dem frühlingsschimmernden Thal und die Glocken von Sankt Katharina tönten so friedvoll. Da kehrte auch in seine Seele ein himmlischer Frieden ein. Er faltete die Hände und in frommer Ergebung sprach er:

„Gott hat es so gewollt,
Daß es so kommen sollte,
D'rum werde nie gegrollt,
Daß er's so haben wollte."

Seit diesem Tage wußte der Abendstern auch noch von manch anderem Thränlein zu erzählen, das aus schönen Aeugleins floß, wenn Veronika Abends ihre Balsaminen begoß und nach der Gegend der

Wildbachklamm schaute. Von ihrer Liebe war ihr nichts geblieben, als allsonntäglich als frischer Kirchenschmuck das — Edelweiß.

Der Franz.

Es ist nicht alles Gold, was glänzt.

Aber auch auf das Edelweiß sollte Veroni verzichten — wie wir oben gesehen haben, denn nach wenigen Tagen kehrte der Sohn des reichen Fuchsbauern nach mehrjähriger Abwesenheit aus Frankreich zurück. Was der Franz in der weiten Welt getrieben, darüber waren die Stimmen getheilt. Einige wollten hoch hinaus und machten ihn zu einem Vertrauten des fränkischen Monarchen. Er habe sich beim Hofe umgesehen und wüßte, ob es noch Krieg geben werde oder nicht. Andere schüttelten mißtrauisch den Kopf und meinten: des Fuchsbauern Franz sei schon als Knabe ein naseweiser, ja bösartiger Bursch gewesen, möge darum auch im Auslande des Löblichen nicht allzuviel getrieben haben. Dem mochte sein, wie ihm wollte, so viel stand fest, daß der Heimgekehrte als gereister Mann viel Leben ins Thal brachte. Seine vaterländische Tracht hatte er ganz abgelegt; er erschien als Cavalier und war ihm bei seiner Welterfahrung und Bildung im heimathlichen Thale mehr denn Alles nicht mehr recht. Ueberall fand er zu tadeln und zu restauriren. Dabei ließ er viel Geld aufgehen und zeigte sich äußerst nobel, namentlich wenn es galt, die jungen Burschen und Dirnen

zu tractiren, was sich die Mehrzahl auch nur zu gern gefallen ließ. Gegen die Veroni war er die Freigebigkeit selbst und hatte ihr die geschmackvollsten Putzsächelchen aus Paris mitgebracht, so daß des Hofepächters Tochter von ihren Freundinnen nicht wenig um so einen spendablen Freier beneidet wurde. Und als solcher galt er auch bald im ganzen Thal. In Veronika's Herzen freilich sah es anders aus, als die Freundinen vermeinten. Die Pariser Putzsachen konnten das frische Edelweiß, das die Liebe gebrochen, nicht ersetzen, und der Franz und seine Bewerbungen wurden ihr von Tag zu Tag verhaßter.

Daß sich des Fuchsbauern Sohn übrigens hoher Connaissancen und hoher politischer Einsicht zu erfreuen, kam bald an den Tag. Gleich bei seiner Ankunft hatte er prophezeit, daß es werde Krieg werden, und schon nach wenig Wochen brachte das Wochenblättchen der benachbarten Stadt, das sich alle Sonnabende in das Thal verirrte, die Nachricht von dem Uebergang der Franzosen über den Rhein. Niemand hatte daran geglaubt. Der Franz hatte es prophezeit und so war's gekommen.

Ungebetene Gäste.

Es wird waffenlaut.

Die drohende Kriegswolke war immer näher gekommen, doch blieben die Bewohner des Paddinger Thals guten Muths. In Folge des Aufgebots der Regierung hielten eine Anzahl mit Stutzen bewaff-

neter Thalbewohner vereint mit vaterländischem Militär alle Pässe besetzt. Auch konnten sich die ältesten Bewohner nicht entsinnen, daß in allen den Franzosen-Kriegen feindliche Truppen je in das Paddinger Thal gedrungen wären.

Der Franz, nachdem er in letzter Zeit häufig Ausflüge in das Gebirge unternommen, war auch mit ausgezogen gegen den Feind.

Es war eine regnerische Sommernacht. In tiefer Finsterniß ruhten Weiler und Einöden, unheimlich schlugen von Sturm gepeitscht die nassen Häupter der hohen Tannen aneinander, als in der Nähe des Kaiserhorns, da wo die Kaitlmühle in tiefer Schlucht zwischen Felsen eingeklemmt liegt, auf einem jähen, wenig betretenen und nicht ungefährlichen Bergpfade eine dunkle Gestalt, die Blendlaterne nur momentan und mit äußerster Vorsicht gebrauchend, mühsam herabklomm. Auf dem breiteren Pfade, der zur Mühle führte, angelangt, ließ sie den Strahl aufwärts fallen und bald folgten, eine hinter der andern, noch mehre Gestalten, die, des Bergsteigens weniger gewohnt, oft schwankten und auf dem nassen Boden ausglitten. Die Anzahl der nächtlichen Gäste, die in Capuzen gehüllt, und deren Bayonette zeitweilig im Strahl der Laterne aufblitzten, ließ Militärmacht erkennen und wollte gar kein Ende nehmen. Immer mehr sammelten sich auf dem Mühlwege und immer mehr kamen aus dem Tannenwalde herab. Als der letzte herabgestiegen, mochte die Anzahl über Hundert Köpfe betragen. Die Gestalt mit der Laterne ging wieder voran und in tiefstem Schweigen, das Gewehr unterm Arm, folgte die nächtliche Schaar. Man zog die unwegsamen Bergabhänge entlang nach der Gegend des Gaisbüchels, an dessen Fuß sich der Weg nach

dem ersten bedeutenden Alpenpasse hinzog, der zum Schutze gegen einen feindlichen Einfall von einer Abtheilung vaterländischer Truppen und dem Aufgebote der Paddinger Schützen besetzt war.

Mitternacht war vorüber. Das Unwetter tobte fort. In den vereinzelten Gehöften verkündete hie und da der frühe Haushahn die erste Stunde des Morgens — da vernahm man aus der Ferne dumpfe Schüsse. Der erste und stärkste Alpenpaß war von der im Rücken anrückenden nächtlichen Schaar überrumpelt und nach äußerster Gegenwehr überwältigt worden. Noch ehe der Morgen angebrochen, erlitten die bei weitem schwächern, weiter vorgeschobenen Pikets dasselbe Schicksal. Als daher nach der sturmvollen Regennacht die Sonne wieder prachtvoll über den Bergen aufstieg, blitzten wohl Tausende von Bayonetten des Feindes und immer neue Schaaren quollen unter Trommelschall und Hörnerklang durch die eroberten Alpenpässe in das friedliche Alpenthal.

Die Bewohner des Padding waren ob des völlig unerwarteten Ueberfalls in die höchste Bestürzung gerathen. Niemand vermochte sich zu sagen, wie es möglich gewesen, die unüberwindlichen Pässe zu bezwingen. Zu allgemeiner Verwunderung war der Franz der einzige junge Bursche, der von der Alpenwache heimgekehrt und frei umher ging, während die Andern theils gefallen, theils gefangen sich in den Händen des Feindes befanden. Er erzählte, wie er allein es seiner Kenntniß der französischen Sprache zu verdanken, daß er glücklich davon gekommen. Auch schien er mit den feindlichen Oberoffizieren auf sehr freundlichem Fuße zu stehen. Er erreichte hierdurch das außerordentlichste Ansehen bei seinen bekümmerten Landsleuten. Jedermann, der mit der fremden Sol-

dateska nicht auskam, wandte sich an ihn und suchte Hülfe bei ihm. Namentlich machte er sich dem um guten Rath sehr verlegenen Gemeinderath als Dolmetscher unentbehrlich. Durch seine Vermittlung erhielten sein Vater nur Stabsoffiziere und der Hofepachter nur den bereits ältlichen Obercommandanten mit hinreichender Sauvegarde ins Quartier, so daß sie von den zahlreichen Gewaltthätigkeiten, Erpressungen und Excessen, unter welchen die übrigen Bewohner zu leiden hatten, gänzlich verschont blieben; denn die eingedrungenen Schaaren hausten in dem Thale, da sie das Land als ein erobertes betrachteten, nicht zum Besten. Nur zu bald wurden die fremden Gäste eine unerträgliche Landplage.

Eine geheimnißvolle Unterredung.

Was im Dunkel wird gesponnen,
Prachtvoll kommt's oft an die Sonnen.

Bereits anderthalb Wochen hausten die Franken in dem sonst so friedlichen Paddinger Thale und noch war keine Aussicht auf Besserwerden, als eines Nachts in dem kleinen Nebengebäude, das zu dem Pachtgute gehörte, zwei Männer in geheimnißvollem Gespräch bei einander saßen. Es war der Hofepachter Andreas, welcher die guten Stuben des Hauptgebäudes dem fremden General eingeräumt und das kleine Nebenhaus bezogen, und der Landrichter der unfern gelegenen Kreisstadt, der im Auftrage der Regierung sich mit Lebengefahr in das vom Feinde besetzte Thal

geschlichen, um über die Zustände daselbst Erkundigungen einzuziehen. Tief schmerzten ihn die Leiden und Drangsale der armen Gebirgsbewohner.

„Es unterliegt keinem Zweifel," sprach Letzterer zum tief gebeugten Hofepachter, „daß ein landsmännischer Verräther die Franzosen über die Berge geführt. Nur einem mit unserer Gebirgslage vollkommen Vertrauten konnte dieses Bubenstück gelingen."

Andreas hatte sein Gesicht mit beiden Händen bedeckt. Er konnte lange den gräßlichen Verdacht nicht denken. Erst nachdem ihm der Landrichter die überzeugendsten Beweise geliefert, zweifelte er nicht länger. Aber zugleich bemächtigte sich des sonst so ruhigen Mannes der furchtbarste Zorn.

„Wenn ich je diesen Buben entdecke," rief er, „ich schlage ihn zu Boden wo ich ihn' finde."

„Ich habe einen Gewissen im schweren Verdachte," sprach der Landrichter, „aber ehe ich den Namen nenne, muß ich mir noch einige überzeugende Beweise verschaffen. Der Bösewicht soll seiner gerechten Strafe nicht entgehen. Zugleich habe ich mir," fuhr er fort, „über die Stellung und Stärke des feindlichen Corps in diesem und den angrenzenden Thälern möglichst genaue Kenntniß zu verschaffen gesucht. Die Lage des Feindes ist für ihn die allergefährlichste, sobald der Commandirende unseres am Fuße des Rabenstein gelagerten, zehntausend Mann starken Corps zeitig genug Nachricht erhält. General Strammer braucht blos in den Thälern über Burgbühl und Roßfelde vorzurücken, so sind nicht nnr das Corps im Paddinger, sondern auch die im Aargrunde eingedrungenen feindlichen Truppen rein abgeschnitten und kriegsgefangen."

Das Auge des Hofepachters leuchtete bei diesem Worte begeistert auf.

„Das einzige Hinderniß leider," fuhr der Landrichtet fort, „ist die unübersteigbare rauhe Alp, die uns von dem General und seinem wackeren Corps trennt. Dieser kühne Führer hat keine Ahnung und kann keine haben, in welcher gefährlichen Lage der in unsere Felsen durch Verrath eingedrungene Feind sich befindet; sonst würde der Strammer auf Sturmesflügeln daher eilen. Es gilt darum jetzt vor allen Dingen die Frage: Giebt es einen Heldensohn des Gebirgs und ist unter jungen Burschen Eueres Thals ein solcher bekannt, der vaterlandbegeistert, opferfreudig, mit Localkenntniß und Geschicklichkeit versehen, das Unerhörte zu wagen entschlossen wäre, einen Brief über das Gebirge an General Strammer zu bringen? Ich gestehe, es ist fast das Unmögliche, was ich verlange, aber Noth kennt kein Gebot und die Gelegenheit ist zu kostbar, um nicht Alles zu wagen, dem Vaterlande einen unschätzbaren Dienst zu erweisen."

Andreas saß eine Zeitlang schweigend und im tiefsten Nachdenken, dann sprang er von einem plötzlichen Gedanken erleuchtet auf.

„Ist es Einem möglich," rief er, „das große Wagniß zu vollbringen, so ist es der Kräuter-Felix. Ihm ist keine Schlucht, kein Felsblock, kein Schneefeld unbekannt im ganzen Gebirge. Er unternimmt Alpenwaghalsigkeiten, vor welchen selbst die kühnsten Bergsteiger zurückschaudern; und für sein Vaterland wird, wie ich den wackern Burschen kenne, er Alles wagen."

Der Landrichter ergriff lebhaft des Hofepachters Hand.

„Andreas," sprach er, „wenn Ihr die Wahrheit

sprächet, wenn die kühne That gelänge, so wollte ich mein Lebetag die Stunde segnen, die mich heut zu Euch geführt hat."

Bereits nach einer halben Stunde befanden sich die Beiden auf dem Wege nach der Waldhütte bei der Wildbach-Klamm.

Der Tag des Gerichtes.

Dampf wirbelt durch die Pässe.

Während nach wüstem Bacchanale, wobei die letzten Fässer und Speisekammern der hartgeprüften Thalbewohner geleert worden, die feindliche Soldateska, die den Geburtstag ihres Herrschers gefeiert, im tiefen Schlafe lag, begannen gegen Mitternacht erst auf den entferntern, dann den näher und näher liegenden Bergen Feuer aufzuleuchten, die wie goldene Garben zum Himmel loderten; und kaum legte sich das erste Grauen des Morgens auf den Kamm des Gebirgs, als es auf allen Anhöhen das ganze Thal entlang waffenlaut wurde, während vom Hauptpasse Kleingewehrfeuer, Kampfgeschrei, von dumpf hinrollendem Kanonendonner unterbrochen, dahertönte. Bald rasselte der Generalmarsch durch das gesammte fränkische Lager. Hörner schmetterten durch die frische Morgenluft. Schlaftrunken rafften sich die Franken von ihrer Lagerstätte, griffen nach ihren Waffen und eilten zu den Sammelplätzen. Ordonnanzen flogen nach den Hauptpässen und allen übrigen Ausgängen des Thals. Sie waren sämmtlich von den Landesvertheidigern

genommen und stark besetzt. Nur bald erkannte der fränkische General die Gefahr und seine verzweifelte Lage. Vergeblich zerarbeitete er sein Gehirn, wie dieser Ueberfall von Seiten des Feindes so plötzlich habe unternommen werden können? Nach seinen strategischen Berechnungen und wie ihm die Stellung des feindlichen Corps bekannt, konnte dieser Ueberfall gar nicht mit rechten Dingen zugegangen sein. Noch vermochte er nicht die wahre Stärke der Landesvertheidiger zu erkennen. Nichtsdestoweniger ergriff er sofort alle Vorkehrungen, es koste was es wolle, seinem eingeschlossenen Corps einen Ausweg zu bahnen. Anfangs bemühten sich die Franken, die von feindlichen Scharfschützen besetzte Hügelreihe im Norden zu nehmen. Es entspann sich, von der Morgensonne malerisch beleuchtet, ein lebhaftes Tirailleur- und Pelotonfeuer. Thal und Landschaft hüllten sich alsbald in Pulverdampf, dessen weiße Wolken die hohen Berge entlang zogen. Immer gewaltiger drangen französische Colonnen gegen die Berge vor, doch das steilablaufende Terrain ward immer schwieriger, als plötzlich vier Bergkanonen sich auf einem Hügel zeigten und Tod und Verderben in die stürmenden Massen blitzten und donnerten. Endlich riefen Trommeln und Hörner die angreifenden Colonnen, nachdem sie bedeutende Verluste erlitten, zurück. Der fränkische General hatte die Uneinnehmbarkeit der Anhöhen erkannt. Ihm blieb jetzt kein Ausweg, als ein Defilée, das vom Gegner ebenfalls stark besetzt war und von dessen Kreuzfeuer stark bestrichen wurde, zu passiren. Mit dem Muth der Verzweiflung warf der fränkische Heerführer Colonnen über Colonnen in diesen wahren Schlund des Todes. Zu Haufen thürmten sich Todte und Verwundete. Alles ver-

gebens. Jeder Versuch zum Durchschlagen wurde in Folge der Oertlichkeit, welche die Landesvertheidiger ungemein begünstigte, vereitelt. So währte der Kampf volle zwei Stunden. Da ward von Seiten der Deutschen eine weiße Fahne aufgesteckt. Das Feuer schwieg, die tieferschütterten Colonnen zogen sich eine Strecke zurück und Parlamentaire erschienen vor dem fränkischen General. Sie setzten demselben die Unmöglichkeit eines Durchbruches auseinander und boten, um ferneres Blutvergießen zu vermeiden, ehrenwerthe Capitulation. Der hierauf zusammentretende französische Kriegsrath verwarf die Capitulation und entschied für einen nochmaligen Versuch des Durchschlagens. Die Trommeln wirbelten von Neuem. Das Feuer erhob sich mörderischer denn zuvor; das Dörflein verschwamm wieder im Pulverdampfe. Nach einstündigem ergebnißlosem Kampfe erkannte der fränkische Befehlshaber vollkommen die Unmöglichkeit, das sehr lang sich dahinziehende Defilée zu gewinnen. Neue Unterhandlungen wurden angeknüpft, und Mittag ein Uhr selbigen Tags war die Capitulation unterzeichnet: das gesammte französische Corps war kriegsgefangen.

Diese Gefangennahme war eine der glänzendsten Waffenthaten im ganzen Feldzuge, welchem der Friede bald folgte. Der letzte Todte war begraben, der letzte Schwerverwundete fortgeschafft. Die alte Ruhe kehrte nach und nach in das Paddinger Thal zurück und feierlich bewegte sich die Prozession mit wehenden Kirchenfahnen nach Sankt Katharina, dessen Glocken wieder lieblich über die umfriedigte Landschaft tönten,

zum Preise des Herrn, welcher aus Feindes Hand erlöst.

Während aber die dankbaren Bewohner im Thale dahinzogen, ritt ein Husarenpiket, das aus dem Scharfeneckpasse gekommen, den Hornbühel entlang und schlug den Weg nach den stattlichen Gehöften des Fuchsbauern ein. Daselbst angekommen, stieg das Piket von den Pferden; alle Ausgänge wurden besetzt und der Korporal, gefolgt von drei Mann, begab sich in das Vordergebäude. Es währte nicht lange, erschienen sie wieder, des reichen Fuchsbauern Sohn Franz mit auf dem Rücken gebundenen Armen in ihrer Mitte. Der Gefangene ward zwischen zwei Rosse gekoppelt; die Reiter stiegen auf und das Piket kehrte auf demselben Wege ebenso rasch zurück, wie es gekommen. Nur wenige Personen, da sich Alles der Prozession angeschlossen, hatten diese höchst überraschende Gefangennehmung des reichen und vornehmen Bauernsohnes wahrgenommen.

Ein Märchen und doch keines.

Er hat's gewagt!

„Und ist's denn wahr? Und ist's die Wirklichkeit?“ so hörte man Alt und Jung fragen im ganzen Paddinger Thale und sah die Hände zusammenschlagen, „der Kräuter-Felix hat die rauhe Alp überstiegen und einen Brief nach dem Latterthal getragen.“ Und die jungen Bursche, die die rauhe Alp mit ihren Gletschern, Schneegruben, Eisfeldern und

himmelstürmenden Hörnern wohl kannten, schüttelten allesammt mit dem Kopfe und sagten: „Das ist wieder ein Stücklein vom Vogelfritzen dem Postboten, der sich draußen in der Welt allerlei Nasen aufheften läßt, die er dann für Wahrheit ausgiebt. Ueber die rauhe Alp nach Lattau! Und wenn der Engel Gabriel selber herniederstiege, das soll er bleiben lassen."

Der Vogelfritze aber schwur beim Moserwirth Stein und Bein, rief die Sankt Katharina zum Zeugen an, daß er nimmer Unwahrheit berichtet. Der Vogelfritze wollt' es aus des lattauer Löwenwirths eigenem Munde haben. Der General Strammer hat im Löwenbräu in höchsteigener Person im Quartier gelegen. Der General hat sich in höchster Desperation befunden, weil ihm der Feind abhanden gekommen, stundenlang hat er sich auf der Generalkarte die Augen blindgesehen, ein Adjutant nach dem andern ist fortgesprengt zum Recognosciren. Alles vergebens. Der General hat schon Umgehung, Ueberfall und totalen Untergang seines ganzen Corps vor Augen gesehen; da ist, von zwei Jägern halb getragen, ein Bua aus dem Paddinger Thal, an Händen und Füßen Blut, ganz zerschlagen und mehr todt als lebendig, vor den General gebracht worden. Er hat einen Gerichtsbrief von hoher Wichtigkeit auf der Brust getragen. Nachdem der General gelesen, hat er ganz verklärt ausgeschaut und hat sofort Befehl zum Aufbruch gegeben. Die Trommeln haben gerasselt durch die ganze Lattau, der Paddinger Bua ist aber für todt nach dem Feldspital geschafft worden. Es soll, wie der Löwenwirth behauptet, kein anderer Mensch wie der Kräuter-Felix gewesen sein.

Während der Vogelfritze seine wunderbare Mähr

bereits das siebente Mal zum Besten gab — denn immer langten neue Gäste an — trat plötzlich der Hofepachter Andreas mit hastigem Schritte, wie man an dem gesetzten Manne fast gar nicht gewohnt war, und freudigleuchtendem Antlitz unter die versammelten Gäste.

„Moserwirth," rief er mit seltsamer Erregtheit, „zapfe auf meine Kosten ein frisches und Dein bestes Faß an, damit wir die Gesundheit des bravsten Bua trinken, den das Paddinger Thal hervorgebracht hat."

Als die Nachbarn erfreut aufschauten, fuhr der Hofepachter fort: „Die Mähr von dem Kräuter=Felix ist keine Mähr, sondern goldene Wahrheit, die uns und unsern Kindern noch zur Ehre gereichen wird, so lange diese Berge stehen."

Der Andreas erzählte jetzt ausführlicher und mit patriotischer Begeisterung die Heldenthat des jungen Kräutersammlers, welcher aus Liebe zum Vaterlande sein Leben freudig eingesetzt und die rauhe Alp überschritten, um die wichtige Depesche des Herrn Landrichters an den befreundeten General zu bringen; wie er mit Kühnheit und Entschlossenheit ein Unternehmen ausgeführt, das bis jetzt Alle für unmöglich gehalten; wie er zwei ganze Tage durch Eis und Schnee gedrungen, wiederholt in Tiefen gestürzt und immer wieder glücklich emporgeklommen; wie er sich in höchster Höhe, in todtenstiller Einsamkeit gegen Steinadler habe wehren müssen, die um ihre Nester besorgt, auf ihn herabgeschossen; wie der Athem erstarrt vor eisiger Kälte; wie er am südlichen Abhange der rauhen Alp habe die Fußsohlen sich aufschneiden müssen, um die abschüssigen und glatten Felswände entlang zu gleiten; wie er aber immer auf Gott vertrauend und zu Gott betend, sein hohes Ziel im

Auge behalten; wie er endlich am dritten Tage das Latterthal zwar erreicht, aber am Fuße des Hochkegels ohnmächtig zusammengebrochen.

„Hier,“ fuhr der begeisterte Erzähler fort, „haben ihn ein paar Jäger aufgefunden, ihn wieder zum Leben und zum Bewußtsein gebracht. Aber sein erster Gedanke ist der Brief gewesen, den er auf der Brust getragen. Er hat nur gefleht, ihn zum General zu bringen, was auch geschehen. Durch diese Aufopferung ist es allein möglich geworden, daß der General Kunde über Stärke und Stellung des Feindes erhielt, daß wir unserer Quälgeister los und dem Vaterlande ein unschätzbarer Dienst geleistet wurde. Hoch lebe darum der brave Felix!“ „Hoch der brave Felix!“ tönte es wie aus Einem Munde und die Krüge klirrten aneinander.

„Leider,“ fuhr der Hofepachter fort, „liegt der arme Bua hart und fest darnieder, die Wunden, die er sich geschlagen, sind's nicht allein, aber ein böses Fieber hat ihn seit ehegestern übermannt, so daß die Doctors gar bedenklich die Köpfe schütteln. Der Adjutant des Generals, der täglich eine Ordonnanz nach der Lattau schickt und sich erkundigen läßt, hat mir eigenhändig alles Das geschrieben. Auch die Majestät hat bereits Kenntniß von der Heldenthat unseres jungen Landsmanns.“

„Der Himmel schenke ihm Gesundheit!“ tönte es wiederum aus Aller Munde.

„Ich wüßte nicht, was ich darum gäbe,“ sprach der Andreas seltsam bewegt und eine Thräne trat ihm in die Augen, „wenn mir der Junge erhalten würde. Ich will selber hin und ihn pflegen.“

„Das ist brav von Euch, Andreas,“ riefen die Nachbarn und schüttelten dem Hofepachter die Hand.

Die jungen Bursche aber benutzten sofort wieder die Gelegenheit, die Krüge anzustoßen und dem Hofepachter ein Lebehoch zu bringen.

Während aber die frohe Kunde von der Heldenthat des Felix wie eine weiße Taube durch das Thal flog, glich das unheimliche Gerücht über die Gefangennahme des Fuchsbauernsohns Franz dem schwarzen Raben. Für einen Judaslohn von zehntausend Gulden sollte der Verräther eine Abtheilung feindlicher Truppen persönlich über die Berge geführt haben, wodurch das Thal in fränkische Gewalt gefallen und die Landesarmee in eine höchst gefährliche Position gerathen war, da General Strammer in seinen Bewegungen dadurch vollkommen irregeführt werden mußte. Nur durch die rasche Kunde, die wie ein Wunder ihm über die rauhe Alp durch den Kräuter-Felix zugetragen, war es gelungen, den heimlichen Plan des Feindes zu dessen eigenem Verderben zu wenden. Der Franz war auf eine unfern gelegene Bergveste in strengsten Verwahrsam gebracht und die Untersuchung über ihn im Gange.

Durch die Unermüdlichkeit des patriotischen Landrichters war der Verrath entdeckt worden. Ueberzeugende Papiere sollten sich in seinen Händen befinden. Der Fuchsbauer selber ließ sich seit der Verhaftung seines Sohnes nirgend mehr blicken.

Und es sollte doch sein!

Was Gott vereint, das soll der Mensch nicht scheiden.

Nach mehrwöchentlicher harter Niederlage saß Felix wieder frisch gestärkt im Gärtchen des Löwenbräu von Lattau, das gar anmuthig gelegen war, und athmete die milde und doch so erquickende Herbstluft, und freute sich der zahlreichen Astern und Balsaminen, die ringsumher blühten. Da nahte die gutmüthige Löwenwirthin, ein Kernweib des Gebirges, mit einer großen Schale voll duftender Walderdbeeren.

„Schaut's, Felix,“ sagte sie, „es ist halt gut, daß Ihr wieder gesund seid, es sind die letzten; der Sepperl hat müssen wer weiß wie hoch steigen, im Kauf sind nimmer mehr welche zu bekommen. Da laßt Euch die letzten gut schmecken, sie sind Euch immer wohl bekommen und haben zu Euerer Gesundheit baß beigetragen.“

Gerührt reichte der Genesene seiner wackeren Pflegerin die Hand. „Wie danke ich Euch für die schönen Walderdbeeren, die mich in meiner Krankheit so wunderbar erquickt. Gott vergelt's Euch, Mutter Traudi, was Ihr an mir gethan. Wär' wohl nimmer aufgekommen ohne Eure getreue Pflege.“

„Schwätzt doch nicht,“ erwiderte ordentlich ärgerlich die Löwenwirthin, „als ob's nicht Christenpflicht gewesen, einem wackern Bua wieder aufzuhelfen, der's Vaterland hat retten helfen. Auch ist's gar kein Verdienst um meine Pflege; hat mir doch der General einen funkelnagelneuen Kirchenstaat versprochen,

so ich durch kräftige Süpplein und gute Pflege Euch aufbuttle."

„Der prächtige Herr General!" sprach Felix, „bin ja so viel nimmer werth."

„Na, seid nur ruhig," fiel Mutter Traudi etwas rasch ein, „hätte die Süppleins auch ohne den Kirchenstaat nimmer schwächer gekocht. Aber es freut mich vom General, weil man sieht, daß er auf einen braven Bua solche Stücke hält."

Der Hofepachter trat jetzt ins Gärtchen, einen duftenden Strauß Alpenblumen in der Hand. Der Felix war bereits so gekräftigt, daß er aufstehen und dem Andreas einige Schritte entgegengehen konnte. Der Hofepachter schlug bei diesem Anblick freudig die Hände zusammen und übergab Felix den Strauß.

„Hier," sagte er, „schicken Dir die Paddinger Almen ihre Blümleins und Du sollst bald selber kommen, aber nimmer eher, bevor Du nicht ganz erkräftigst."

Mit freudigen Blicken empfing Felix den duftenden Strauß, und die Beiden nahmen nebeneinander Platz in der Laube, denn sie hatten sich gar viel zu erzählen. Der Felix mußte etwas Weiteres berichten von seiner Wunderfahrt über die rauhe Alp, und der Hofepachter, was Alles vorgefallen im Heimathsthale. Von der Gefangennahme des Franz hatte Felix bereits früher Kunde erhalten. Ein Wort gab das andere. Endlich neigte sich der Hofepachter zu dem Ohre des Felix.

„Ich soll's zwar nimmer verrathen," sprach er geheimnißvoll, „aber ich kann's nicht über's Herz bringen. Unser gnädiger Landesherr hat was vor mit Dir, Felix; Deine Bergfahrt hat ihm absonder-

lich gefallen. Du sollst noch ganz aparte belohnt werden."

Nachdem sich Andreas an dem freudigen Erstaunen eine Zeitlang geweidet hatte, fuhr er zutraulicher fort: „Aber wo der gnädige Landesherr mit so gutem Beispiel vorangeht, darf der Unterthan nimmer zurückbleiben. Da ist mir denn wieder durch den Sinn gefahren, daß ich auch noch Dein Schuldner, weil Du die Veroni mir heimgebracht aus dem Nebel. Darum wenn Du einen Wunsch hast, sprich ihn aus, fürcht' Dich nimmer. Was Dir so recht am Herzen liegt, mach's kund, und was an mir liegt —"

Da zog ein selig Lächeln über das schöne, jugendliche Gesicht des Felix. Er reichte dem Andreas die Hand und sagte leise: „Wenn Ihr die größte Gnade mir erzeigen wollet, so laßt mich wieder Edelweiß pflücken für die Veroni. Die Annemirl mag's ihr wieder hinabtragen vor der Frühkirch'."

Diese Worte klangen dem Hofepachter jetzt keineswegs so unangenehm wie ehedem. Im Gegentheil, er schien sie nicht ungern zu hören und sagte: „Schau, Schelm, so hast Du die Veroni noch nicht vergessen?"

„Die Veroni werde ich nimmer vergessen mein Lebetag," sagte der Felix im leisen aber ergreifenden Tone.

Da schaute Andreas gerührt auf den Jüngling und ihm die Hand reichend, sprach er: „Na, schau, die Veroni hat Dich auch nicht vergessen. Den Strauß hier hat sie für Dich gepflückt."

Da langte der Jüngling verklärt nach den schönen Alpenblumen und sein Haupt neigte sich sprachlos darauf nieder.

Lange Zeit war nicht ein so lustig Leben gewesen unter den grünen Linden des Moserwirths, die sich trotz der vorgerückten Jahreszeit in schöner Frische erhalten hatten, als am Tage Michaeli, wo der Felix und die schöne Veronika ihre Verlobung feierten und die Gäste geladen waren von fern und nah. Der Andreas hatte die Hände der Liebenden mit den Worten: „Was Gott zusammenfügt, das soll der Mensch nicht scheiden," in einandergelegt. Und wie stattlich hatte sich der gnädige Landesherr aufgeführt! Ein prächtig Gehöfte, am Ausgange des Thals herrlich gelegen, mit Kühen und Almen und allem Zubehör war dem Felix als Nationalbelohnung feierlich zugesprochen worden, für ihn und seine Kinder und Kindeskinder. Der Herr Landrichter war aus der Kreisstadt eigens herübergekommen zur Uebergebe.

Auf dem Hute der schönen Veronika leuchtete nach langer, trüber Zeit wieder das schönste Edelweiß. Der Felix hatte sich's nicht nehmen lassen, noch einmal aufzusteigen zu den Wolken und das Edelweiß zu brechen; diesmal für seine Braut.

Als aber die Bergmusikanten lustige Weisen spielten und die Krüge laut an einander klirrten und Alles Lust und Freude war, tönte Roßgestampf näher und näher: der wackere General Strammer erschien in prachtvoller Uniform, begleitet von Adjutanten und Gefolge, und überbrachte der schönen Braut eine goldene Gedenkkette als Geschenk der Landesmutter. Lange hatte die scheidende Sonne im Paddinger Thale nicht so glückliche Menschen gesehen. Als sie aber tiefer sank und die ersten Strahlen über das Thal warf, wandelten die zwei Glücklichsten eine lange Strecke dahin nach der einsam gelegenen

Marienhöhe, wo die ganze Alpenwelt in ihrer Pracht vor ihnen lag. Heilige Stille umgab sie. Ihre Herzen waren so voll und sie konnten nicht anders, sie mußten niederknieen am Bilde Marien's und aus reiner, tiefer Seele ihrem Gott danken, der es gar so gut mit ihnen gemacht.

Von Sankta Katharina herüber tönte die Abendglocke, immer tiefere Schatten legten sich über das Thal, die Häupter der Alpen aber begannen zu glühen in himmlischer Schöne.

Von dem Franz hatte man lange nichts wieder gehört, als sich eines Tages die Nachricht verbreitete, daß er, nachdem er des Verraths überwiesen, zu langjähriger Kerkerstrafe verurtheilt, von der hohen Bergveste einen Fluchtversuch gewagt und sich dabei zu Tode gefallen hatte. Bald darauf verkaufte der Fuchsbauer sein Besitzthum und wanderte nach Amerika aus.

Lieber Leser, wenn Du auf der Straße, welche von Innsbruck nach Salzburg führt, in die Gegend kommst, wo die Schwarzbachklamm durch den Felsendom donnert, und rechts einbiegst und eine Strecke dahingehst, wird sich Dir ein herrliches Alpenthal öffnen, in dessen Hintergrunde eine stattliche Meierei mit ihrem Holzschnitzwerk und grünen Fensterladen gastlich einladet. Wenn Du dort einsprichst, wird man Dich erquicken mit der fettesten Sahne, der frischesten Butter, dem weißesten Brote und duftenden Walderdbeeren, und kommst Du zur Mittag- oder

Abendmahlzeit, wirst Du das Tischgebet von fast zwanzig jungen und ältern Stimmen hören. Blühende Gestalten sitzen um die einfache Tafel, deren oberen Ehrenplatz ein stattlicher Greis mit weißen Locken einnimmt, während ihm gegenüber am untern Ende das freundlichste Hausmütterchen, obschon hochbetagt, noch immer rührig die Suppe austheilt. Das sind Felix und Veronika im Kreise ihrer Kinder und Kindeskinder, ihrer Knechte und Mägde. Sind ihre Haare auch gebleicht, ihre Herzen sind jung und frisch geblieben. Das macht, weil sie gewandelt ihr Lebelang in der Furcht und die Wege des Herrn, der ja so gern segnet, wenn wir uns von ihm führen lassen.

Erscheint aber alljährig der Sankt Michaelstag, so ist das ein Festtag für Jung und Alt. Da wird lange vorher gescheuert, werden Guirlanden gewunden, wird gekocht, gebraten und gebacken, wobei der Kaiserschmarren nimmer fehlen darf.

Wenn es aber nach dem Mittagsessen etwas ruhig geworden und die stille Nachmittagsstunde herbeigekommen, der Felix sein Schläfchen hält, steigt Veronika ungesehen und ganz leise nach der obern Stiege, die zur guten Stube führt, und rückt sich einen Stuhl zum Tischchen am Fenster, das freundlich hinaus nach den hohen Bergen schaut, und holt aus dem Nußbaumschranke ein altes verschollenes Kästchen, das sie sorgsam aufschließt. Daraus hebt sie einen Zweig uralten Edelweißes empor, den sie lange, lange mit stummer Rührung betrachtet. Ihre Seele feiert das schönste Sabbathstündchen. Es ist das Edelweiß, das der Felix gebrochen am Morgen ihrer Verlobung.

Ein Mutterherz.

Erzählung nach einer wahren Begebenheit.



In einem jener stillen grünen Thäler des schönen Sachsenlandes, wo lieblich die blauen Wellen der Mulde die Blumenufer küssen und der Himmel, so weit der Blick reicht, auf grüne Waldberge herabsinkt, umschatteten majestätische Linden ein freundliches Landhaus. Weithin über die gesegnete Gegend grüßten gastlich die grünen Jalousien, und der auf schlanken Säulen ruhende Altan war bekränzt mit blühenden Oleandern und buntfarbigen Hortensien. Fröhlich grünte auf der Morgenseite der Wein an sauber gehaltenem Geleite und in dem angrenzenden Garten ruhte der Frühling in stiller Pracht.

Aus der Glasthüre, die nach dem Balkon führte, trat eine nicht zu große, feingebaute Frau, mit sanften anmuthvollen Gesichtszügen. Ihr Anzug war einfach, aber geschmackvoll. Lange ruhte ihr schönes, von langen Wimpern umschattetes Auge auf der reichen Frühlingslandschaft; dann setzte sie sich an ein Tischchen in der Ecke des Balkon und nahm eine Stickerei zur Hand.

Rings athmete Stille: Lerchengesang klang von den Waldbergen herüber. Ueberall junges goldenes Grün — ein liebes Frühlingsbild.

Da knisterte von Neuem die Glasthüre, und vorsichtig, um von der geliebten Gattin nicht bemerkt zu werden, trat ein hoher, stattlicher Mann heraus. Er trug ein Paket unterm Arme und nahte sich so

leise wie möglich der Stickerin, um durch einen Kuß auf ihren schönen Nacken sie angenehm zu überraschen.



Aber Felicitas hatte ein feines Ohr. Sie wandte das Köpfchen, und als sie den geliebten Gatten erschaute, eilte sie mit einem Freudenausruf dem unerwartet Heimgekehrten in die Arme.

Georg führte die Freudigüberraschte in den angrenzenden Salon, schlug das Paket auseinander, und indem er ihr einen Kuß auf die schöne Stirn drückte, schlang er mit Geschick und Grazie einen kostbaren Shawl um ihren Nacken.

Wo wäre das Weib, das beste nicht ausgenommen, das bei einem solchen aus Liebe dargebrachten Geschenk nicht eine Art weiblicher Glückseligkeit empfände? Felicitas war ganz Freude, Glück und Dank. Sie war nicht putzsüchtig; aber ein solches kostbares Kleidungsstück, zugleich echt und werthvoll, war schon immer der Wunsch ihres Herzens gewesen. Sie hatte ihn zwar nie laut ausgesprochen; aber der zartsinnige Gatte hatte ihn doch erlauscht und die erste passende Gelegenheit benutzt, ihn im reichen Maße zu erfüllen.

Nach Felicitas kam die ganze Hausgenossenschaft an die Reihe. Da war Niemand vergessen. Jedem hatte der gute Hausherr ein passendes Geschenk, eine sogenannte „Messe“ mitgebracht. Da war Jubel im Hause. Eins zeigte seine Gabe dem Andern. Ueberall frohes Erstaunen, Bewundern, Dankgefühl. Ein kleiner Frühlingheiligerabend.

Als aber der Abendstern erblühte in himmlischer Schöne, die Lindenbäume stärker dufteten, das Wehr in der Ferne zu rauschen begann und die Nachtigall in langgehaltenen Tönen von Zeit zu Zeit aus den Waldbergen herüberschlug, saßen Georg und Felicitas wieder auf dem Balkon und erfreuten sich des himmlischen Frühlingsabends. Georg hatte seinen Arm um das geliebte Weib geschlungen, und sie auf ihre

schönen Augen küssend, wie er so gern that, frug er: „Nun, meine geliebte Königin der Unglücklichen, wie steht es in Deinem Reiche, was machen Deine Armen? Hast Du gereicht mit der Summe, die ich Dir zurückgelassen?“

Felicitas seufzte. „Mein guter lieber Mann,“ sprach sie in dem ihr so eigenthümlich sanften, wohlthuenden Tone, „Du glaubst nicht, wie groß das menschliche Elend ist, wenn man der Armuth nur etwas tiefer in das hohle Auge blickt. Die Summe, die ich vor Deiner Abreise überkommen, glaube mir, ist wohlangewendet; aber sie reichte nicht; und da ich kein Geheimniß vor Dir habe, mein guter Georg, so will ich Dir nur gestehen, selbst wenn Du schelten solltest, daß ich eine kleine Anleihe bei meiner Wirthschaftskasse gemacht habe, die ich durch spätere Ersparnisse wieder einzubringen gedenke.“

Bei diesen Worten zuckte ein Strahl himmlischer Freude über Georg's Gesicht. Er preßte das geliebte Weib inniger an's Herz. „Du Engel,“ sprach er, „so will ich Dir eine recht frohe Botschaft mittheilen. Wisse, meine bedeutende Speculation vom vorigen Herbste ist von wunderbarem Segen begleitet gewesen. Ich kehre doppelt so reich zurück, als ich es war, da ich von Dir Abschied nahm. Ich kann daher auch das Budget Deiner Barmherzigkeitskasse um das Doppelte erhöhen. Folge nun ganz Deinem edeln Herzen und thue wohl denen, die Deiner Wohlthaten bedürftig und ihrer würdig sind. Erfülle ganz Deinen Lieblingsspruch: ‚Seid barmherzig, wie euer himmlischer Vater barmherzig ist.‘“

„O mein Freund,“ erwiderte Felicitas, indem sie ihre kleine weiße Hand dankbar in die des Gatten legte, „wie glücklich machst Du mich. Wie soll ich

Dir danken! Ja," fuhr sie nach einer Pause fort und schaute mit seligem Lächeln in den sinkenden Abendstern, „der Himmel meint es gut mit uns. Jetzt fehlt nichts mehr zu unserm Glücke, nichts." Gleichwohl trat eine Thräne in ihr schönes Auge und sie lehnte ihr weiches Lockenhaupt an die Brust des Gatten.

„Mein gutes Kind," sprach in milden Trostesworten Georg, indem er sanft und liebevoll das seidene Haar seiner Gattin abwärts strich, „bedenke, wie freundlich der Herr gegen uns ist. Er gab uns Gesundheit, Liebe und Frieden, Wohlhabenheit; er würdigte uns, Werkzeuge seiner Barmherzigkeit zu sein und unsern armen Brüdern und Schwestern von seinen Gaben freundlichst mitzutheilen — warum sollte Er uns das Eine versagt haben, wenn er dabei nicht seine weisen Absichten hätte? Also, mein geliebtes Kind, hadern wir nicht mit einer weisen Vorsehung, sondern unterwerfen wir uns seinem Rathschlusse in kindlicher Demuth."

„Ich had're ja nicht mit Gott," sprach Felicitas, „aber ich hoffe gewiß, daß er mir diese Thränen vergeben wird."

Die beiden Gatten verweilten noch geraume Zeit auf dem lieben Plätzchen und erfreuten sich des erquickenden Frühlingsabends. Die Linden dufteten. Die Wundertöne der Nachtigall ließen sich von Zeit zu Zeit vernehmen. Hinter den Waldbergen keimte das Silber des Mondes, der seinen milden Glanz bald über das Frühlingsthal breitete.

So weit die Rosen leuchteten in dem schönen Thale und die Lerchen sangen, gab es kein glück-

licheres Paar als Georg und Felicitas. Ihrer Verbindung hatte keine Geldspeculation oder sonstige berechnete Rücksicht zu Grunde gelegen. Es war die Vereinigung zweier edeln Seelen, die sich verstanden, zweier Herzen, die sich liebten. Sie erkannten gegenseitig ihren Werth; darum die hohe Achtung gegen einander, die zarte Rücksichtsnahme in Betreff kleiner Schwächen, welche letztere nur zu oft geeignet sind, den Frieden der besten Ehe zeitweilig zu trüben.

Beide Gatten erfreuten sich der blühendsten Gesundheit, und was die irdischen Glücksgüter anlangte, so waren sie hiermit wenigstens in so weit gesegnet, daß sie sich dem schönen Zuge ihres Herzens, Andern wohlzuthun, in reichem Maße hingeben konnten.

Das Sprichwort, wer Liebe säet, wird Liebe ernten, erfüllte sich daher auch bei ihnen. Ein gutes Volk ist wohl dankbar, wenn man es gut mit ihm meint. Felicitas galt für die gute und schöne Fee des ganzen Thales. Wem daher das erste Veilchen oder Schneeglöckchen erblühte; wem sich die erste Erdbeere röthete; wem sich die erste Centifolie aufschloß, der hielt es für eine theure Pflicht, sie zu brechen und im saubern mit grünen Blättern austapezierten Körbchen nach dem freundlichen Landhause mit den grünen Jalousien und blanken Fenstern zu tragen.

Felicitas wußte dann für die Ueberbringer solcher Liebesgaben für Jeden ein freundlich Wort. Sie erkundigte sich theilnehmend nach Eltern und Kindern, die sie fast alle persönlich kannte. Sie versprach, recht bald selbst zu kommen und sich für die schönen Blumen oder Früchte, deren Schönheit und Güte sie nicht genug loben konnte, zu bedanken. So kam

es, daß Niemand ohne Herzensfreude das freundliche Landhaus verließ.

Ja, Felicitas führte ihren schönen Namen „Fee des Thals“ nicht vergebens. Sie war nicht blos wohlthätig in Folge ihres weichen Herzens; sie war auch wohlthätig mit Klugheit und Weisheit. Wohlzuthun ist eine große Kunst, und diese Kunst verstand die edle Frau im schönsten Sinne des Worts. Wenn ihr menschliches Elend oft in abschreckender Gestalt vor Augen trat, so warf sie nicht, um nur des unangenehmen Anblicks ledig zu werden, eine Gabe hin; nein, sie blickte dem Unglück tiefer in das Auge und forschte, ob Heilung möglich und, war sie es nicht, suchte sie nach Kräften zu lindern. Sie ließ nicht blos durch ihre Dienerschaft Nahrung und Kleidung — Geld gab sie nur in seltenen Fällen — in arme Familien tragen, sie ging selbst in die ärmste Hütte und überzeugte sich durch den Augenschein, wie am Zweckmäßigsten zu helfen sei. Sie frug auch nicht, ob Dieser oder Jener, der durch eigenes Verschulden in's Unglück gekommen, ob er ihrer Wohlthat auch würdig sei; die Noth war da, die Noth schrie zum Himmel, und Felicitas half.

Was aber dem Wohlthun der edeln Frau die Sternenkrone aufsetzte — sie gab nie mit „Gnade“, sondern mit Liebe; sie gab nie mit vornehmer Herablassung, sondern mit schwesterlicher Theilnahme; denn sie war verklärt von der Lehre unsers Heilands Jesu Christi.

Ein solches Wohlthun konnte denn auch nur von reichem Segen begleitet sein. Felicitas erwarb sich Vertrauen. Sie ward nicht wie eine Herrin, sondern wie eine Mutter verehrt und geliebt, und als solche

erwarb sie sich größern Einfluß, als wenn sie selbst Herrin des Thals gewesen wäre.

Sie verlangte aber für ihre Liebe und ihr Wohlthun auch Gegenbeweise von Liebe und Erkenntlichkeit. Wohnungen, die früher voll Schmutz und Unreinlichkeit, so daß sie eher dem Aufenthaltsorte von Thieren glichen als dem von Menschen, sie wurden nach und nach reinlicher, netter, wohnlicher. Kein Kind, und war es noch so arm, durfte in nachlässiger oder zerrissener Kleidung oder unsauber vor Felicitas erscheinen. In den Hütten, die sie besuchte, mußte Gottesfurcht und Gottvertrauen wohnen. Rohe Lästerreden, Flüche und Verwünschungen, wie man sie bei den ungebildeten Thalbewohnern früher so oft vernahm, sie verstummten allmählich. Der Gedanke an Felicitas, daß sie es nicht gern höre, wirkte oft wie ein Wunder selbst auf das härteste Gemüth. Und alle diese Opfer der Gewohnheit, Trägheit und Rohheit, man brachte sie gern und freudig, ohne alle Anstrengung, denn man brachte sie aus — Liebe. Ja, wer Liebe säet, wird Liebe ernten.

Also bereitete sich Felicitas ihren Himmel auf Erden.

Und doch sollte auch dieser Himmel nicht ganz ungetrübt sein. Ein Ton war es, der fort und fort und mit leisem Weh selbst oft in den glücklichsten Stunden weinend durch ihr Herz zog. Eine heiße Sehnsucht, die nie Erfüllung fand; eine geträumte Glückseligkeit, die nie zur Wahrheit ward; ein Reichthum von Liebe, der schweigend und trauernd in der Brust ruhte, weil er nie Erwiderung fand — kein lächelnd Kindlein erfreute das einsame Mutterherz.

Wenn auch Filicitas, obwohl mit schwerem Herzen, für ihre Person auf das erträumte Glück verzichtet

hätte, so war sie doch wahrhaft unglücklich, sobald sie ihres Gatten gedachte. Obwohl dieser in zarter Rücksicht es nie aussprach und im Gegentheil stets



ihr liebreich Trost sprach, so lehrte sie doch ihr feiner weiblicher Instinct, wie glücklich Georg sein würde, wenn ihm ein holdes Kind heraufblühte, in welchem er seine Tugend, seinen reichen Geist, seinen edeln

Sinn niederlegen und pflegen — ein holdes Kind, das ihm, wenn das Alter sein Haar gebleicht, den eigenen schönen Jugendtraum zurückführen könne.

Und von Jahr zu Jahr ward die Hoffnung schwächer in der Brust des edeln Weibes; aber die Liebe, die unerfüllte Sehnsucht blieb dieselbe.

Das war die Wolke, die an ihrem Himmel stand.

Ach, wie oft konnte sie Stunden lang sitzen in den Hütten der Armuth und sich erquicken in den Aeußerungen der mütterlichen und kindlichen Liebe in den kindergesegneten Familien. Wie liebte sie die Kleinen, wie ward auch sie von ihnen geliebt. Wie ward sie jubelnd umringt, wo sie sich blicken ließ; wie liebkoste und schmeichelte man ihr; aber mit stiller Wehmuth erkannte ihr weibliches Gemüth nur zu bald die ergreifende Wahrheit: die Mutter ist ihnen doch lieber.

Wie oft trat eine Thräne in ihr Auge, wenn ein kleines liebes Mädchen einen Blumenstrauß brachte oder ein munteres Knäblein ein Körbchen mit süßen Früchten, und die Kleinen so lieblich aufschauten und ihre kaum verständlichen Worte vorbrachten — wie manchmal trat da Felicitas eine Thräne in das Auge bei dem Gedanken: Wenn wir so ein Kindlein hätten!

Der gute Georg war unermüdlich in sanften Tröstungen. Wenn in einer befreundeten oder bekannten Familie der Himmel ein geliebtes Kind zu sich genommen, wie wußte er den Schmerz des gebeugten Vaterherzens und des gebrochenen Mutterherzens ergreifend zu schildern. Wenn er von einem Kinde erfuhr, das sich verirrt und das nur geboren schien, um den Seinen Kummer und Sorge zu bereiten; das alle auf ihn verwendete Liebe nur mit Undank

und Lieblosigkeit belohnte, wie beklagte er die tiefgebeugten Eltern.

„Sieh', meine Felicitas," pflegte er dann zu sagen, „wer weiß, ob es der Himmel nicht gut gemeint hat mit uns; ob er uns nicht ein so großes Herzeleid hat ersparen wollen."

Und abermals war ein Jahr dahingegangen. Ein reizender Frühlingsmorgen war aufgeblüht. In tausend Glocken und Kelchen blitzten Diamanten, Rubinen, Smaragden, der himmlische Brautschmuck des Morgens.

Georg war bereits früh aufgestanden und zeichnete in seinem morgensonnlichen, nach den Waldbergen hinausgelegenen Arbeitszimmer an einem Bauplane zu einem neuen, geräumigen und freundlichen Schulhause, verbunden mit einer Kleinkinderbewahranstalt — einem längst gehegten Lieblingswunsche seiner Felicitas; wo die Kleinen, wenn die armen Eltern auf der Arbeit und keine Zeit haben Aufsicht zu führen, die Kindleins unter freundlicher Aufsicht stehen und theils spielende, theils nützliche Beschäftigung finden.

Finken und Grasmücken schmetterten unmittelbar vor den offenstehenden Fenstern, durch welche erquickende Morgenluft hereinwehte.

Georg war soeben in Betrachtung des herrlichen Naturbildes versunken, das vor ihm ausgebreitet lag, als die Thür aufging und Felicitas, schön wie eine junge Frühlingsrose, hereintrat. Ihr Gesicht leuchtete in seliger Freude.

Sie eilte auf Georg zu, und seine beiden Hände

ergreifend, drückte sie dieselben mit sprachloser Innigkeit.

Endlich begann sie: „Denke Dir nur, Georg, ich habe einen himmlischen Traum gehabt. Denke Dir nur, Gott hatte mir ein kleines Mädchen geschenkt. Es ruhte an meiner Brust und blickte mich mit seinen blauen Guckäugelein himmelgroß an."

Georg, der eben kein Traumgläubiger war, gedachte des Sprichworts: Träume sind Schäume. Aber er wollte die selige Stimmung seiner Gattin nicht stören. Darum küßte er sie und sagte in prophetischem Tone: „Träume kommen von Gott; drum sei nicht hoffnungslos, meine Seele."

Felicitas erröthete; bei dem Gedanken an diese Hoffnung verklärte sich ihr Antlitz, und in ihr Auge trat eine Thräne, schöner, heiliger, himmlischer als alle Diamanten und Perlen, die draußen in den Glocken der Blumen hängen.

Doch sollte ihr Traum wunderbarerweise auf andere Art in Erfüllung gehen.

Dem prachtvollen Frühlingsmorgen folgte ein wonniger Maientag. Felicitas, welcher der nächtliche Traum wie ein stiller Segen in der Brust ruhte, war hinausgeeilt in das Frühlingsthal. An ihrem Arme hing ein Körbchen, gefüllt mit nutzbaren Kleinigkeiten, mit welchen sie einige arme Familien zu erfreuen gedachte. Sie vertheilte heute in erhöhter rosiger Gemüthsstimmung ihre Liebesgaben, und kehrte erst nach Lindenruh — unter diesem Namen war ihr freundliches Besitzthum in der ganzen Gegend bekannt — zurück, als die Sonne bereits hoch über den Bergen stand und ihre Strahlen stechend herniederfielen. Felicitas, um im wohlthuenden Schatten zu wandeln, schlug den Heimweg durch einen freundlichen

Buchenwald ein, der sich längs dem Abhange eines Baches wie ein grüner Dom dahinzog.

An einem schönen Frühlingsmorgen durch einen Wald mit schattenreichem Laubholz zu wandeln, nichts geht darüber. Dieser prächtige Finkenschlag, bald von diesem, bald von jenem Baume; dieses reizende Geschwätz der Grasmücke, und aus den Tiefen des Waldes der Ruf des einsiedlerisch verborgenen Guckucks. In den grünen Aesten Eichhörnleins munter hin- und widerspringend; Moos und Gebüsch balsamisch duftend, mit Thau befeuchtet, Waldeinsamkeit, rings Licht und Dunkelgrün in erquicklicher Abwechselung — Alles ruhend in schönem stillen Frieden.

Felicitas wandelte glückselig durch das grüne Paradies, hie und da eine weiße und blaue Waldblume oder rothe Walderdbeere pflückend. Ihr Körbchen hatte sich ganz gefüllt, als sie das Ende des Waldes erreichte.

Schon blitzte Sonnengold durch die Baumwipfel, schon that sich die sonnenreiche Landschaft vor ihren Blicken auf, als die Aufmerksamkeit der einsamen Wandlerin durch eine interessante Scene in Anspruch genommen und ihr Schritt gehemmt wurde. Am Ende des Waldes, im wohlthuenden Schatten einer uralten Eiche, im hohen fetten Grase hatte sich eine arme Korbflechterfamilie gelagert; eine Mutter mit sieben Kindern, deren jüngstes, ein Säugling, ruhig an ihrem Busen schlummerte.

Die Familie gewährte den Anblick eines kleinen Zigeunerlagers. Während zwei ältere Knaben beschäftigt waren, am Rande des Waldes Binsen zu schneiden, die hier in großer Menge vorhanden waren, vertheilte die Mutter Stückleins von hartem Brote, das Almosen mitleidiger Landleute. Ein achtjähriges

Mädchen war bemüht, einen alten irdenen Topf mit frischem Quellwasser herbeizuschleppen, das mit zum Frühstück diente. Ein kleiner vierräderiger Wagen, in welchem ein zweijähriges Kind saß, das sich, munter in die Händchen klatschend, den grünen Wald anschaute, und ein paar noch unverkaufte, im Hintergrunde des Wägleins aufgespeicherte Weidenkörbe war der ganze Reichthum der armen Familie. Mutter und Kinder waren fast nur in Lumpen gehüllt. Das Frühstück war das frugalste, welches es geben konnte. Für die Kleinen mußten freilich die dürren Brotstücken erst in Wasser aufgeweicht werden, während die größeren Kinder mit ihren jungen Zähnen, den Eichhörnchens gleich, die harten Brotrinden zu verarbeiten verstanden. Ein klein wenig Salz vertrat die Stelle der Butter. Das alte Sprichwort: der Hunger ist der beste Koch, bewährte sich auch hier. Das einfache Mahl ward mit Appetit und sichtbarem Wohlbehagen verzehrt und hatte auch noch das Gute, daß es der kleinen Familie wohl zu bekommen schien. Die Kinder, groß und klein, waren alle gesund und munter.

Felicitas sah geraume Zeit aus ihrem grünen Versteck mit innigem Interesse der kümmerlichen Frühstückscene zu. Dann trat sie hervor und redete die kindergesegnete Mutter freundlich an.

Als die Kleinen die schöne Dame erschauten, die so plötzlich aus dem Waldesgrün trat, hielten sie dieselbe für ein überirdisches Wesen und versammelten sich furchtsam um ihre Mutter. Jetzt erwachte auch der Säugling und blickte mit seinen blauen Augen himmelgroß zu Felicitas auf. Dieser knickten aber beim Anblick des Kleinen fast die Knie; ein elektrischer Strahl durchzuckte ihr ganzes Wesen. Das war ja das Kindlein, welches sie im Traume erschaut.

Dieselben blonden Härchen, blauen Augen; dasselbe himmelvolle Aufschauen.

„Wie alt ist das Kleine?“ frug Felicitas, nachdem sie sich in Etwas gefaßt hatte.

„Es wird nächste Woche das halbe Jahr,“ erwiderte die Mutter und drückte einen Kuß auf die Stirn des Kindes, das sie mit ihren Armen sanft hin= und herwiegte.

Felicitas konnte der Versuchung nicht widerstehen, das Kindlein in ihre Arme zu nehmen. Sie ließ es sich von der Mutter geben, und dasselbe ebenfalls hin= und herwiegend, liebkos'te sie es mit mütterlicher Zärtlichkeit. Das kleine Mädchen blickte auch so vertrauend zu ihr auf und verhielt sich so ruhig, gleichsam als wisse es, von welch' guten Händen es gewiegt werde.

Felicitas erkundigte sich nach den nähern Verhältnissen der Korbflechterin. Es waren die allerdürftigsten. Der Vater, ein armer Steinbrecher im Gebirge, war bereits seit einem Jahr gestorben. Er hatte die kleine Marie, so hieß das jüngste Mädchen, nicht mehr gekannt. Die arme Familie war genöthigt gewesen, den Wanderstab zu ergreifen und theils durch Körbeflechten — der einzigen Kunst, die sie erlernt hatte — theils durch Ansprüche an die Barmherzigkeit der Menschen ihr armseliges Leben zu fristen. Oft freilich war mancher Abend herabgesunken, wo Mutter und Kinder hungernd ihr hartes Lager auf irgend einem Boden, in einer Scheuer oder Stalle suchen mußten. Doch grämten sie sich darüber nicht. Der Mangel war ihr Begleiter von frühester Jugend an gewesen, und der Hunger hatte für sie weniger Abschreckendes, sobald er nicht zu unerbittlich anklopfte. Auch hatten sie, so weit der Himmel schaute, unter

dem sie dahinzogen, noch immer gute Menschen gefunden, die sich ihrer Armuth erbarmt und die hülfreiche Hand dargeboten. Selbst manch abgetragenes Kleidungsstück war ihnen von Zeit zu Zeit menschenfreundlich gereicht worden. So befand sich diese arme Familie fast ein Jahr schon auf ihrer Wanderung.

„Im Sommer geht es," erzählte die arme Mutter, „da ist die Erde so warm und die Sonne scheint so goldig; aber der Winter, der Winter, wenn der Sturmwind eisig über die Felder weht und der Schnee die Wege bedeckt, daß wir nicht wissen, wo die Schritte hinwenden und erstarren vor grimmiger Kälte!"

„Aber, gute Frau," frug Felicitas, die noch immer liebevoll das kleine Mädchen in ihren Armen wiegte, „Ihr könnt doch nicht Euer Lebelang so durch dei Welt ziehen. Ist es denn nicht möglich, daß Ihr in Eurer Heimath einen kleinen Haushalt gründen und Euch auf bessere Weise das Brot erwerben könntet?"

„Nein, liebe gnädige Frau," gab die Korbflechterin mit vieler Resignation zur Antwort, „das ist nicht möglich."

„Nennt mich nicht gnädig," sprach sanft Felicitas, „kein Mensch, nur Gott ist gnädig."

„Unsere Absicht war Anfangs," fuhr die arme Frau fort, „einen kleinen Glashandel anzulegen; auch wollte die alte Muhme meines Mannes das Geld dazu hergeben; aber ein böser Advocat brachte sie noch in ihren alten Tagen um all das Ihre. Sie war, als sie starb, so arm wie wir."

„Ein kleiner Glashandel glaubt Ihr, daß der Euch nähren würde?" frug Felicitas.

„Ein solcher, längs der böhmischen Grenze, läßt

nicht zu Schanden werden," antwortete die Frau. „Ja, wenn wir den hätten," fuhr sie fort, „da wären wir glücklich, wollten das Korbflechten gern sein lassen und nie aus dem Gebirge herabkommen."

„Und wie groß wäre wohl die Summe, die Ihr zu Anlegung eines solchen Handels bedürftet?"

„Ach Viel, sehr Viel, liebe gute Dame!"

„Ungefähr?"

„Unter einer Mandel Thaler würde es kaum gehen."

Felicitas, nachdem sie dem kleinen Mädchen, das zeither in ihren Armen geruht, noch einen Kuß gegeben, legte es in die Arme seiner Mutter zurück. Bei dem Anblicke dieses Kindes aber und bei den Worten der Korbmacherin leuchtete, wie aus Himmelshöhen, ein Gedanke durch ihre Seele.

„Sollte mein Traum ein Wink von Oben sein?" frug sie sich; und nach längerer Pause sprach sie mildlächelnd zu der Korbflechterin: „Ihr könntet mir Euer Kindlein hier lassen, gute Frau; ich selbst habe keine Kinder und würde wie eine Mutter für dasselbe sorgen."

„Die schöne Dame will sich einen Scherz mit einer armen Frau machen!"

„Gewiß nicht," fuhr Felicitas lebhafter und wärmer fort; „bedenkt, Ihr habt noch so viel Kinder, für die Ihr zu sorgen habt. Die Kleine bedarf noch gar zu sehr der Pflege und macht Euch doppelte Mühe. Seid versichert, sie soll bei mir weit besser aufgehoben sein und soll es weit besser haben, als es bei Euerm herumziehenden Leben möglich ist."

Die Korbflechterin schaute noch immer auf, als ob sie die Worte der fremden Dame für Scherz halte, und lächelte, ohne ein Wort zu erwidern.

„Auch würde," fuhr Felicitas in sanftem, aber einem Tone fort, der die Wahrheit ihrer Rede nicht länger bezweifeln ließ, „mein guter Mann, der ebenfalls ein großer Kinderfreund ist, Euch so viel Geld geben, daß Ihr einen kleinen Glashandel anfangen und das armselige umherschweifende Leben aufgeben könntet."

Bei dem Worte Glashandel zuckte ein Freudenstrahl über das Gesicht der armen Frau. Der Gedanke an dieses Glück war zu groß, als daß sie ihn ganz zu fassen vermocht hätte.

Felicitas, welche den Gemüthszustand der Korbflechterin sofort erkannte, fuhr in wohlwollendem und ermunterndem Tone fort: „Es ist mein voller Ernst, gute Frau. Ich glaube wohl, daß Euch mein Antrag überraschend kommt; auch sollt Ihr Euch nicht sogleich entscheiden. Ueberlegt Euch die Sache reiflich und wohl. Geht mit Euerm Verstande und auch mit Euerm Herzen zu Rathe."

„Dort," sprach sie nach einer Pause, „seht Ihr das schöne Landhaus, da wohne ich; da kommt hin heut' Mittag mit all Euern Kindern, Ihr sollt ein gutes Mittagbrot erhalten. Ich gehe jetzt dahin, um es Euch bereiten zu helfen. Da sprechen wir weiter über meinen Vorschlag."

Mit diesen Worten reichte sie freundlich der armen Mutter, die noch nicht zu sich selbst zu kommen vermochte, und den übrigen Kindern, die sich jetzt vertrauensvoll ihr näherten, die Hand, blickte noch einige Augenblicke lächelnd auf das Kind ihres Traumes und kehrte, die Brust von den wundersamsten Gefühlen bewegt, längs eines grünen Kornfeldes nach Lindenruh zurück.

Binnen wenigen Stunden nach der Frühstückscene am Waldesrande ward unter Anwesenheit einiger Gerichtspersonen vom benachbarten Landgericht in aller Form Rechtens einer der seltensten Verträge abgeschlossen. Georg war mit Freuden dem Wunsche seiner Gattin, die kleine Marie an Kindesstatt anzunehmen, entgegengekommen. Mutter Martha — von der für sie außerordentlichen Summe von Funfzig blanken Reichsthalern geblendet — entsagte allen Rechten und Ansprüchen auf ihr Kind. Zugleich erhielt sie Reisegeld, damit sie ohne Sorgen ihre Heimath erreichen konnte. Kinder und Mutter wurden in der Eile nach Kräften ausstaffirt, freundlich gepflegt, gespeist und getränkt, so daß die arme Familie behaupten konnte, in ihrem Leben keinen glücklichern Tag verlebt zu haben.

Georg selbst hatte sich auf's Pferd geworfen und war in der Gegend nach einer Amme umhergeritten. Alle weiblichen Hände in Lindenruh wurden in Bewegung gesetzt, Kinderwäsche anzufertigen und ein weiches warmes Bettchen zu bereiten; Felicitas selbst in wahrhaftem Gottvergnügtsein that alles Mögliche, ihrem kleinen Lieblinge den neuen Aufenthalt so angenehm wie möglich zu machen.

Am andern Morgen trat die kleine Karavane, nachdem sie noch ein kräftiges Frühstück eingenommen, und das Wägelein mit Mundvorrath aller Art reichlich gefüllt war, ihre Reise nach der Heimath an.

Mutter Martha, obschon sie ihr Lebelang nicht auf so weichem und angenehmem Lager geruht, hatte gleichwohl eine ziemlich unruhige Nacht gehabt. Der plötzliche Glückswechsel auf der einen und die Hingabe ihres Kindes auf der andern Seite erfüllten ihre Brust mit den sich widersprechendsten Gefühlen. Der

Abschied von ihrer kleinen Marie war eine ergreifende Scene zärtlicher Mutterliebe. Thränen entströmten ihren Augen und sie vermochte sich gar nicht von ihrem Kinde zu trennen. Erst nach langem liebevollen Zureden von Seiten Georg's und seiner Gattin gelang es, die gebeugte Mutter zu beruhigen und aufzurichten. Nachdem sie nochmals ihr Kind an's Herz gedrückt und mit Küssen bedeckt hatte, nahm sie Abschied, für die großen Wohlthaten dankend; und bald sah man die arme Familie mit ihrem Wägelein durch die grünen Kornfelder gen Süden ziehen.

Aber je weiter das gastliche Dach zurückwich und je ferner seine grünen Jalousien daherschauten, desto schwerer ward das Herz der armen Mutter. Aller fünf Minuten blieb sie stehen und schaute zurück nach dem Hause, wo ihr kleiner Liebling zurückgeblieben. Die ältern Kinder, denen der Verlust des kleinen Schwesterchens weniger zu Herzen ging, waren bemüht, die weinende Mutter zu trösten.

„Wie gut hat es Mariechen," sprach Christine, die älteste, „weit besser als wir. Denke nur das weiße, weiche Bettchen, in welchem sie schlief, und die schöne blaue Stube, worin sie wohnte, und wie alle Leute sie so lieb hatten."

Bei solchen Worten trocknete sich zwar Mutter Martha die Augen, aber es währte nicht lange, da blieb sie wieder stehen, schaute zurück und von Neuem füllten sie sich mit Wasser.

Während aber die arme Mutter mit ihren Kindern trauernd dahinzog, gab es in Lindenruh reges und freudiges Leben. Der neue Ankömmling

hielt das ganze Haus in Bewegung. Am glücklichsten war Felicitas. Wie oft nahm sie die Kleine aus den Armen der Amme und schwebte mit ihr tänzelnd und liebkosend auf und ab. Auch Georg nahm den herzlichsten Antheil und pries den glücklichen Zufall, welcher so unverhofft den kleinen Engel in's Haus geführt hatte.

Am andern Morgen saßen die beiden Gatten in dem mit schönen Landschafttapeten geschmückten, freundlichen Frühstücksalon, von wo man die herrliche Aussicht über das Thal nach den grünen Waldbergen hatte. Die kleine Marie schlummerte noch süß in ihrem Bettlein. Bereits hatte Felicitas wiederholt der kleinen Schläferin einen Besuch abgestattet und sich mit stillem, echt weiblichem Entzücken an den unschuldvollen Zügen des träumenden Kindesantlitzes geweidet. Sie theilte jetzt Georg ihren weißen Erziehungsplan mit, wie sie dies Kind körperlich, sittlich und geistig herauszubilden gedenke. Sie träumte sich Marien schon als heraufblühendes Mädchen, wie sie dasselbe in allem Guten und Schönen mütterlich unterrichten wollte, und war ganz glücklich in diesen Zukunftplänen, als Katharina, die Wirthschafterin, etwas betreten in den Salon trat.

„Frau Martha,“ berichtete sie, „steht draußen mit verstörtem Antlitz und beschwört um Gotteswillen, vor den Herrn und die Madame gelassen zu werden.“

Eine Ahnung flog bei diesen Worten durch Georg's Seele, und von derselben Ahnung ergriffen, begann Felicitas zu zittern und erbleichte sichtlich.

In demselben Augenblicke schwankte Martha herein. Ihr Auge war starr und thränenlos. Sie sank, ohne ein Wort zu sprechen, auf die Knie; die funfzig blanken Thalerstücke, die sie in der Schürze

trug, rollten dahin auf dem glatten Parketboden, und mit einem Tone, wie ihn nur ein gequältes Mutterherz hervorzubringen vermag, rief sie: „Hier haben Sie Ihr Geld, geben Sie mir mein Kind wieder!“

Und nach einer Pause:



„Ich habe gerungen und gebetet — es half Alles nichts. Ich will arm bleiben — aber geben Sie mir mein Kind wieder!“

Und zu Felicitas gewendet, die unvermögend ein Wort zu erwidern im Sopha zurückgesunken war:

„O Sie himmlisch gute Madam — vergeben

Sie — aber Sie haben kein Kind — Sie wissen nicht, wie es“ — sie deutete auf's Herz — „hier wehe thut, wenn eine Mutter ihr Kind hergeben soll.“

Als der Abend nahte, zog Martha mit der kleinen Marie wieder hinaus in die ferne, fremde Welt. Aus dem liebevollsten, freundlichsten Asyle ward das Kindlein wieder hinausgetrieben, aller Wahrscheinlichkeit nach wieder der Armuth und dem Elende entgegen. Zwar hatte Georg, gerührt von der Mutterliebe der armen Frau, die lieber auf eine [illegible] ihren Augen außerordentliche Geldsumme, lieber [illegible]f die Aussicht einer glücklichen Zukunft, als auf [illegible]r Kind verzichtet, die funfzig Thaler nicht wieder [illegible]ückgenommen, auch versprochen, der armen Familie [illegible]mer zu gedenken, falls sie sich seiner Wohlthaten [illegible]rdig erweise — gleichwohl blieb das Schicksal [illegible]s Kindes, dem einen Augenblick lang ein so glück-[illegible]er Stern geleuchtet, einer nur zu unsichern Zukunft [illegible]sgegeben.

Lange schauten Georg und Felicitas von ihrem [illegible]ane der dahinziehenden Mutter nach, die zwar arm an irdischem Gut, aber reich an Liebe für ihr Kind, dasselbe innig an ihre Brust gedrückt, wieder mit sich nahm. Sie blieb oft stehen und winkte dankend mit der Hand zurück, bis sie hinter einem rothblühenden hochaufgewachsenen Kleefelde, um das sich der Pfad zog, den Nachschauenden verschwand. Martha wanderte nach einem unfernen Dorfe, wo ihre Kinder sie erwarteten.

Georg aber umarmte sein Weib mit der theilnehmendsten Innigkeit. „Arme Felicitas,“ sprach er

sanft und küßte eine Thräne von ihrer Wange, „Gott hat es nicht gewollt. Er schenkte Dir einen wunderschönen Traum, aber es sollte nur ein Traum bleiben. Ach," setzte er nach einer Pause düster hinzu, „unser ganzes Leben ist ja nur ein Traum!"

„Dem ein schöneres Erwachen folgen wird!" flüsterte Felicitas wie von einer Ahnung durchweht und schaute lange hinaus in den Frühling, der immer abendlich röther wurde, während die Abendglocken des Thales fromm zu läuten begannen.

Und der Traum sollte zur Wahrheit werden und der höchste Erdenwunsch Felicitas in Erfüllung gehen. Als die Gipfel der Waldberge sich herbstlich zu röthen begannen, die Schwalben auf dem hohen Giebeldache von Lindenruh ihre baldige Abreise beredeten und in dem Garten die letzten Georginen ihre Blüthen aufschlossen, vertraute Felicitas erröthend ihrem Gatten das seligste Geheimniß ihres Lebens. Wer beschreibt die Seligkeit der Glücklichen, und doch, — was ist selbst das höchste Glück hienieden!

Als die ersten Lerchen den nahenden Frühling verkündeten, genas Felicitas eines Mädchens. Doch nur wenige Stunden sollte ihr hienieden vergönnt sein, das Glück der Mutter zu empfinden. Der Himmel nahm sie zu sich, sanft, wie sie gelebt, würdig einer schönern Welt. Mit verklärtem Lächeln reichte sie dem an ihrem Lager niedergesunkenen Georg die Hand zum Lebewohl für dieses Leben. — Es war dieselbe Stunde, wo wieder die Abendglocken durch das Thal hallten, so ahnungsvoll, so Frühling verheißend.

Ihre jahrelange Sehnsucht war erfüllt, ihr jahrelanges Gebet ward erhört — aber sie mußte das heißersehnte und heißerbetete Geschenk des Himmels mit ihrem Leben bezahlen. Also bestürmen wir armen Sterblichen oft den Himmel um Gaben, die nur zum Verderben uns gereichen. Ja, Vater im Himmel, unerforschlich, doch weise sind deine Wege!

Georg's Kindlein folgte seiner Mutter noch am selbigen Tage. Wo hätte es auch hienieden eine solche Mutter wieder gefunden.

Der bejammernswerthe Gatte und Vater war der Verzweiflung nahe. Nach Jahr und Tag war der einst so rüstige und lebensfrohe Mann kaum mehr zu erkennen. Ein organisches Brustleiden, das lange in ihm geschlummert, kam zum Ausbruch. — Er ruht bereits seit manchem Jahre an der Seite seiner Felicitas und seinem Kind auf einem stillen Friedhofe im Thale der Mulde.

Und was ist aus Martha geworden, dem treuen Mutterherzen, und der kleinen Marie?

Georg hatte auf das väterlichste für die arme Familie gesorgt. So ward der guten Martha das Glück und die Freude, ihre Kinder alle wohlversorgt zu sehen und sie selbst konnte sich eines sorgenlosen Lebensabends erfreuen.

Marie, der kleine Liebling der Felicitas, war besonders begünstigt worden. Durch die Fürsorge Georg's genoß sie eine sorgfältige Erziehung; und als die Zeit des Brautkranzes gekommen, war auch für eine stattliche Aussteuer Sorge getragen. Marie lebt noch heut' als die geliebte Hausfrau eines wackern Schulmannes in der Gegend von G.

Von Lindenruh selbst ist keine Spur mehr vorhanden. Sogar der Name ist verklungen. Aus den Fenstern, deren grüne Jalousien einst so freundlich hinausleuchteten über die gesegneten Fluren, schauen jetzt bleiche Fabrikgesichter. Wo die alten Linden ihre grünen Arme gastlich ausbreiteten, brausen Dampfmaschinen, und in dem Garten, wo der Felicitas stille Blumen blühten, thürmen sich Steinkohlenhaufen, aufgespeichert zum Gebrauch für die zahlreichen Hohöfen.

So verweht Alles! Und nur wenn an schönen Sommerabenden, nach des Tages Arbeit und Schwüle, die armen Leute vor ihren Hütten sitzen, klingt wie eine fromme Sage das Andenken an Felicitas durch ihre Gespräche.

Ja, von dieser Felicitas kann man wohl mit des Dichters Worten sagen: „Vom Himmel war sie gekommen, auf Erden hat sie gelebt und in den Herzen der Armen war ihr Grab.“

Ein Traum.

Phantasiestück.



Und es war eine trübe, trübe Zeit. In Folge allgemeinen Mißwachses hatte schon seit mehren Monden großer Nothstand überhand genommen und der Preis der unentbehrlichsten Lebensmittel stieg von Woche zu Woche. Und zahlreiche Wohlhabende und Reiche und selbst weniger Bemittelte erfüllten in schönem Wetteifer ihre Christenpflicht und waren bemüht, die Leiden ihrer armen Brüder zu lindern und Behörden und Obrigkeiten thaten alles Mögliche, das Elend des Volkes weniger drückend zu machen. Aber die Ernte war noch fern und der Nothstand wuchs täglich höher.

Zu dieser Zeit lebte in einer großen Stadt ein Mann, den man nur den Sonderling nannte, weil er den Modethorheiten der Zeit wenig huldigte, obschon es seine Vermögensumstände gestattet hätten, und der von den Frommen der Stadt für einen Ungläubigen ausgeschrieen war, weil er in den Kirchen weniger gesehen ward, als in den Hütten der Armuth, wo er mit seltener Unermüdlichkeit Rath Trost und Hülfe spendete. Namentlich war's die neue trübe Zeit, die seinem schönen Sinne für Wohlthätigkeit große Gelegenheit darbot. Er veranstaltete Conzerte, Bühnenvorstellungen, ließ Schriften drucken, Alles zum Besten der Hülfsbedürftigen. Immer von Neuem unternahm er die Runde bei seinen wohlhabenden Mitbürgern und ließ sich nicht abschrecken, wenn die so oft Angesprochenen ihn kühl aufnahmen und kühl verabschiedeten oder sich auch als abwesend entschuldigen

ließen. Unser Sonderling ließ sich dadurch nicht irre machen. Er wußte, daß leider nichts so leicht ermattet, als der häufig in Anspruch genommene Wohlthätigkeitssinn. Der Sonderling sorgte nun, daß in öffentlichen Blättern die herzbrechende Noth der armen Volksclassen den Wohlhabenden in wahrheitsgetreuen, ergreifenden Schilderungen an's Herz gelegt würde. Manche Thräne des Mitgefühls trat in das Auge der Leser und abermals flossen reichliche Gaben. Aber die Noth stieg immer höher. Unser Sonderling ging hülfesuchend abermals von Thür zu Thür der Reichen; aber fast überall erhielt er die Antwort, daß man jetzt nichts mehr thun könne, daß man selber für die Seinen zu sorgen habe, und wie die Ausreden der Art gewöhnlich lauten. „Aber wir können doch unsre eigenen Landsleute nicht verhungern lassen!“ rief der Mann der Barmherzigkeit mit ergreifender Stimme. Man zuckte die Achseln. „Wir haben nicht drei, vier Mal,“ hieß es, „wir haben an die zehn Mal gegeben. Jetzt können wir nichts mehr thun. Dem hungernden Volke sei Gott gnädig.“ Kopfschüttelnd ging der Hülfesuchende von dannen.

Am nächsten Tage las man in der Zeitung folgende Anzeige:

„Einer Anzahl Kunstfreunden in unsrer kunstsinnigen Stadt ist, es gelungen, nicht nur die erste Tänzerin, die erste Sängerin sondern auch die ersten Clavierspieler von Europa zu einer Gastvorstellung in unserm Opernhause zu gewinnen. Jedermann sieht ein, daß ein höherer Kunstgenuß einem verehrten Publicum in unsrer Stadt nie geboten worden. Da jedoch das Auftreten dieser drei europäischen Größen mit sehr großem Kostenaufwand, wie sich von selbst versteht, ver-

bunden ist, so hat müssen der Preis der Plätze um das Vierfache erhöht werden."

Lange hatte nicht eine Kunstanzeige, namentlich unter dem gebildeten Publikum, eine größere Sensation hervor gebracht, als die vorstehende. Wie es immer zu gehen pflegt, man raisonnirte über alle Maßen, daß in so bedrängten Zeiten solche Summen für bloßen Sinneskitzel vergeudet würden, aber man brach sich nichts destoweniger die Hälse um ein Billet. Binnen vierundzwanzig Stunden war kein Billet mehr zu haben. Es traten Agenten auf, welche förmlichen Handel mit Billets trieben und auf diese Weise den Preis eines Sperrsitzes bis auf die enorme Höhe von mehren hundert Gulden steigerten.*)

Nach Verlauf einer halben Woche erschien der große Tag der Vorstellung. Alles was die Hauptstadt an Reichthum, Glanz und Schönheit aufzubieten vermochte, war in dem herrlichen Raum des Opernhauses wie in einem Feeentempel vereinigt. Tausendfach strahlten die Flammen des Kronleuchters, von den Diamanten und Perlen zurückgeworfen, womit die ersten Geschlechter des Landes bedeckt waren. Es war eine Pracht und Herrlichkeit, wie sie seit langen Jahren nicht war erlebt worden.

Aber plötzlich ward es dunkler, der Kronleuchter zog sich in die Höhe, die Prosceniumlampen versanken, eine unheimliche Stille verbreitete sich durchs ganze Haus und in dem Raum des Orchesters erschienen vier Männer mit Posaunen und spielten einen Choral in drei Absätzen, ernst und feierlich, aber es klangen diese Töne wie die Posaunen des ewigen Gerichts.

*) Derselbe Fall kam unlängst in Wien beim Gastspiel Jenny Lind's vor.

Und der Vorhang rauschte in die Höhe und das Theater zeigte eine der ärmsten Gegenden des hohen Gebirges, und am Wege lag — ein verhungertes Kind.

Und aus dem Hintergrund der Bühne schritt langsam, wie ein Gespenst, die hohe Gestalt des Sonderlings und auf das Kind weisend sprach er:

„Dieser Fall ist vorgekommen in unserm Vaterland vor wenigen Tagen, in unserm Vaterland, das an Gesittung, Fleiß und Edelsinn keinem Land der Erde nachsteht. Dieser erschütternde Fall soll gerade kein Vorwurf für Sie sein, denn Sie haben in der letzten Zeit Tausende von Thränen getrocknet, Tausende von Hungernden gespeist; aber eine Mahnung soll es für Sie sein, daß in großen Prüfungen, die Gott über uns verhängt, vor Allem die Barmherzigkeit nicht ermatten darf, und wäre sie noch so oft in Anspruch genommen worden".

„Daß der Fall in unserm Vaterland nicht wieder vorkomme haben Sie selbst dazu beigetragen, denn die Einnahme des heutigen Tages übertrifft Alles, was in den Annalen der Theaterwelt je dagewesen, weil ich durch meine Agenten den Preis der Billete zu einer außerordentlichen Höhe steigern ließ. Diese heutige Einnahme übersteigt sogar die Summe, welche auf dem Wege der öffentlichen und privaten Wohlthätigkeit zum Besten der Armen während des ganzen Winters zusammengekommen ist. Sie reicht sonach hin, unsere Landsleute wenigstens in den nächsten Monaten vor den Hungertode zu schützen. Weiterhin wird Gott helfen! Sie sehen aber hieraus, wie leicht Großes zu vollbringen, wenn nur der gute Wille vorhanden ist".

„Alle Mittel, zu Ihren Herzen zu sprechen, hatte

ich erschöpft; alle Wege war ich gegangen. Und gleichwohl stieg die Noth höher als je, war die Hülfe dringender als je. Der Hungerstod dieses Kindes, das man am Wege gefunden, ward mir in diesen Tagen geschrieben. Da durchzuckte es krampfhaft mein Inneres und ich wagte das Außerordentliche, in dem Vertrauen, daß Gott die Herzen der Menschen lenkt."

„Sie werden also heute weder die erste Sängerin, noch die erste Tänzerin, noch den ersten Clavierspieler zu sehen und zu hören bekommen, aber dieses verhungerte Kind wird wie eine Stimme Gottes gewaltiger zu Ihnen sprechen, als es je die Kunstleistung eines Künstlers vermag. Bedenken Sie, ein einziger Tropfen von dem Meere der Pracht und des Reichthums, den ich da vor mir ausgebreitet sehe, wäre hinreichend gewesen, dieses Kind, anstatt daß es qualvoll sterben mußte, eben so heiter lächeln zu lassen, wie Ihre Kleinen lächeln werden, wenn Sie von hier nach Ihrer Wohnung zurückkehren."

„Von der eingegangenen großen Summe werden schon morgen große Einkäufe an Getreide und Kartoffeln geschehen und diese Früchte schleunigst vertheilt werden, um die dringendste Noth zu lindern. Oeffentliche Rechnungsablegung folgt später. Sollte Jemand sein Eintrittsgeld zurückverlangen, so werde ich es zurückzahlen."

Der Sprecher hatte geendet. Minutenlang ruhte ein Todtenschweigen über dem überfüllten Haus, kein Athem regte sich. Dann erhab sich ein leises Gemurmel, das immer mächtiger anschwoll und endlich wie Brausen des Meeres in einem unbeschreiblichen begeisterungsvollen Zuruf für den edlen Menschenfreund ausbrach. Nie war ein Theaterpublikum tiefer erschüttert, nie mehr sittlich erhoben; aber auch nie war

eine überwältigerende Tragödie über die Breter gegangen. Selbst der Leichtsinnigste, der Frivolste verließ das Opernhaus, wie man ein Gotteshaus verläßt; und Mancher, der früher Willens gewesen, nach dem Theater ein Spiel zu machen, oder reichen Tafelfreuden unter dem Klange von Champagnergläsern zu huldigen, er gedachte des verhungerten Kindes und hielt es für Sünde, und schickte die so ersparte Summe am nächsten Morgen dem Sonderling; und mancher Familienvater, als er nach Hause kam und seine Kinder ihm freudig entgegen sprangen, er gedachte des verhungerten Kindes und drückte seine Lieblinge inniger ans Herz, und ging eine Thräne im Auge, an sein Bureau, wo der Aufruf der Armencommission lag und zeichnete eine namhafte Summe. Und manche Mutter, als sie nach Hause kam, sie gedachte des verhungerten Kindes und küßte ihren Säugling mit einer Liebe, wie sie nur ein Mutterherz kennt. Dann legte sie ihn in sein Bettchen und ging an einen Schrank, wo sie ein Geldpaket heraus nahm. Es war für einen großen Thee in nächster Woche bestimmt — am nächsten Morgen wanderte es zum Sonderling.

Durch diesen Frühling, den der edle Menschenfreund durch eine einzige große That in den Herzen von Tausenden entzündet — und nur das Herz vermag Großes zu vollbringen — gelang es, den vom Hunger bedrängten Familien so lange die rettende Hand zu reichen, bis Gott wieder seine Halme reifen ließ zu einer gesegneten Ernte.

Die Quadratur des Zirkels.

Ein Scherz.



Es scheint eine sehr alte Marotte des Weltgeistes zu sein — schon der Babylonische Thurmbau erzählt davon — daß er (der Weltgeist) sturmesgleich durch die Bewohnerschaft von Städten und Familien streift und nach Verlauf von wenigen Jahren den Einen da-, den Andern dorthin verstreut. Gedenken wir nur, wie wir in Tertia saßen — alles Kinder einer Stadt — wo ist sie hin die zahlreiche Schulkameradschaft? Halten wir's doch nach einer Reihe von Jahren schon für ein Glück, mit einem alten Comilito zusammenzutreffen und uns der alten Zeit zu erinnern, jener herrlichen Flegeljahre, wo die Reime auf „Liebe" und „Hiebe" in so rosenrother, oft auch dornenvoller Wahlverwandtschaft stehen.

Indeß keine Regel ohne Ausnahme., Ein Beweis davon sind die vier Knäbleins, welche in den letzten achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts — auch das philosophische Jahrhundert genannt — in einer Mittelstadt der Mark, fast in derselben Straße geboren, mitsammen dieselbe Schule und Universität besuchten und, nach glücklich bestandenem Examen, die Verwaltung ihrer Güter übernahmen, von welchen keins weiter als eine Stunde von dem andern entfernt lag.

. Die Namen unserer vier Helden sind: von Frisak, von Begesak, von Pasewalk und von Müller. Ein abermaliger Beweis, daß, wenn vier Deutsche zusammenkommen, und wären es Uckermärker, in der Regel ein „Müller" darunterstekt.

Was die politischen Ansichten dieser vier Herren anbelangt, so waren drei davon — wie es einem märkischen Rittergutsbesitzer zukommt — äußerst conservativ, und nur der Vierte, Herr von Pasewalk, galt für einen Wühler, weil er gegen das Englisiren der Pferde und gegen das Nudeln der Gänse sich wiederholt energisch ausgesprochen hatte, Ansichten, die von den übrigen Dreien für gefährliche Neuerungen erachtet wurden. Wegen seiner thierfreundlichen Gesinnungen stand aber Herr von Pasewalk beim Volke sehr gut angeschrieben. Er galt für einen Liberalen und ward daher auf den constituirenden preußischen Landtag gewählt.

Aber auch unter den drei conservativen Herren fanden unterschiedliche Meinungsverschiedenheiten statt, die, obschon nicht politischer Natur, oft zu heftigen Kämpfen führten. So war z. B. Herr von Frisak Homöopath, Herr von Vegesak Allopath, Herr von Pasewalk leidenschaftlicher Vertheidiger der Stoppelhuthung, von Müller eben so hartnäckiger Vorkämpfer für die Stallfütterung. Alsdann war wieder Herr von Vegesak Classiker, Herr von Pasewalk Romantiker. Auch was die Jagd anbelangte, herrschte große Meinungsverschiedenheit, namentlich zwischen Frisaken und Müllern. Frisak erklärte den Hasen für ein äußerst „gescheutes Vieh", Müller nannte ihn geradewegs einen „dummen Kerl". Jeder hatte im Laufe der Jahre eine Menge Beweise für seine Ansichten zusammengebracht.

Doch trotz dieser verschiedenen Ansichten und trotz manchen hartnäckigen Streites, der dies Vierblatt oft in Eifer und Harnisch versetzte, lebte man in Fried und Freundschaft; und da eben diese vertraute

Jugendfreundschaft gleichsam den Ring bildete, der vier Ecken vereinte, so nannte man sich scherzweise die Quadratur des Zirkels.

Wie verschieden aber auch die Ansichten und Meinungen unseres Vierblatts in artistischer, landwirthschaftlicher und medicinischer Hinsicht zuweilen auseinanderliefen — in zwei Punkten war die Quadratur des Zirkels vollkommen, da reichte Einer dem Andern verständnißinnig die Hand, da fand vollkommen Harmonie statt — diese zwei Punkte waren erstens ein gutes Diner und zweitens, in staatsbürgerlicher Hinsicht, Ruhe und Ordnung im Lande. Daher ihnen denn, was den zweiten Punkt anlangte, das Institut der Polizei, welches auf Ruhe und Ordnung hauptsächlich sein Augenmerk gerichtet hat, in wahrhaft verehrungswürdigem Glanze erschien.

Um dem ersten Punkte, ein gutes Diner, so recht con amore Genüge zu leisten, hatte man bereits seit einer Reihe von Jahren eine recht beherzigenswerthe Einrichtung getroffen. Obschon man alle Wochen einmal bei diesem oder jenem der Vierlinge zum frugalen Mittag- oder Abendbrot zusammenkam, und den neu angekommenen Rheinlachs oder Caviar, so wie die unterschiedlichen Weinsorten einer gewissenhaften Prüfung unterwarf, so feierte man außerdem noch alljährlich vier Hauptfeste, welche, ganz im Gegentheil zu den politischen Zweckessen, Zweckessen in vollster Bedeutung des Wortes genannt zu werden verdienten, denn nicht Politik oder Wohlthätigkeit waren bei diesen Gastmahlen der Zweck, sondern das Essen selbst. Man konnte sie daher mit vollem Rechte absolute Zweckessen nennen.

Die Zeitpunkte dieser Gastmahle waren sehr

gewissenhaft in dem Kalender verzeichnet und fanden regelmäßig zu Frühling=, Sommer=, Herbst= und Winteranfange, also allemal den ein= undzwanzigsten März, Juni, September und December statt. Die Quadratur des Zirkels nannte diese Hauptmahlzeiten ihr Quartal, wie viele Handwerker ebenfalls ihr Quartal durch etwas Genießbares feierlich begehen.

Diese Quartalmahlzeiten waren aber für unsere Viermänner ein wahrer Ehrenpunkt, und Jeder, an dem die Reihe des Quartals war, suchte durch irgend eine neu entdeckte Leckerei die Andern auszustechen. Beim jedesmaligen Winterquartale ward alsdann abgestimmt, welchem von den Vieren als Gastgeber für das abgelaufene Jahr der Preis zuzuerkennen sei. Dieser Preis bestand jedesmal in einem praktischen, den Comfort erhöhenden Luxusgegenstande, z. B. ein Schlafsessel, wo man durch ein im Innern verborgenes Flötenspiel sanft in Schlummer gewiegt wird und das zu musiciren anfängt, sobald der Eigenthümer darauf Platz genommen. Oder eine Theemaschine, wo man blos Wasser einzufüllen braucht und in Zeit von fünf Minuten den kostbarsten Thee und nach weiteren fünf Minuten den deliciösesten Punsch erhält. Der Preisgewinner genoß aber außer dem Preise noch einige andere Bevorzugungen. Er erhielt für das nächste Jahr den Titel Majestät und mußten ihm bei dem Quartalessen stets zuerst die unterschiedlichsten Gänge präsentirt werden.

Man kann sich denken, daß von unsern Viermännern jeder sich dem ungetheiltesten Nachdenken hingab und keine Kosten scheute, um, wenn das Quartal bei ihm war, mit etwas ganz Ausgezeichnetem und noch nie Dagewesenem vorzufahren. So war es

Herrn von Frisak durch seine überseeische Verbindungen gelungen, durch eine auserlesene Fischart der Südsee und vermittelst der Virtuosität eines Hamburger Kochs nicht weniger denn dreimal die Majestät und den geheimen Neid seiner Freunde zu erringen.

Diese Quartalmahlzeiten waren eine lange Reihe von Jahren in ungetrübter Ruhe und Heiterkeit abgehalten worden. Weder die Julirevolution, noch die polnische Revolution, noch die spanischen Heirathen hatten irgend eine Störung auf diese geregelten Zweckessen hervorzubringen vermocht — da kam das böse Jahr 1848, welches die Grundfesten Europa's erschütterte, und übte seinen zerstörenden Einfluß auch auf unsere friedlich gesinnte Quadratur des Zirkels und hauptsächlich auf dessen Quartalmahlzeiten. Man höre und erstaune!

Bereits Mitte Februar 1848 sah man Herrn von Vegesak, welcher für den 21. März an der Reihe war, auf seinem Schlosse sehr tiefsinnig auf- und abschreiten. Man sah ihn oft Briefe erhalten und Briefe absenden. Er stand mit Paris in Correspondenz, aber nicht wegen des Reformbankets, sondern wegen seines Quartalbankets. Herr von Vegesak, gegen seine Gerichtsunterthanen ohnehin ein gestrenger Herr, war während dieser Februarzeit, wo er den Kopf so voll Nachdenken hatte, noch weit gereizter. Holz- und Wilddieben dictirte er doppelte und dreifache Züchtigung, und seine Dienerschaft vermochte es während dieser Zeit kaum bei ihm auszuhalten. Endlich verklärte sich sein Antlitz. Er hatte vom Fürsten Pückler-Muskau das Recept zu einer neuentdeckten Sauce für wilden Schweinskopf und von Herrn la Fleur

aus Paris die Ingredienzien zu einer Soupe à la Reine erhalten.

Die Februarrevolution brach aus. Louis Philipp mußte entfliehen, die Republik wurde proclamirt. Herrn von Vegesak ließ dies Alles sehr gleichgültig, der wilde Schweinskopf und die Soupe à la Reine waren die beiden Zauberlichter, welche ihn alles Andere vergessen machten. So gewahrte er auch nicht, wie unter seinen eigenen Unterthanen der Geist der Unzufriedenheit in neuester Zeit sich kundgab.

Bereits mehrere Tage vor dem berühmten 21. März schritt Herr von Vegesak, ein zweiter Tyrann von Syrakus, durch die Gemächer und Küchen seines Schlosses, um für das Quartalessen Alles vorzubereiten und in besten Stand zu setzen. Zwei nachlässige Küchenjungen ließ er bei dieser Gelegenheit im Hofe öffentlich durchprügeln. Diese harte Bestrafung vermehrte aber die aufgeregte Stimmung unter den Bewohnern des Dorfes Vegesak und Umgegend. Der Mirabeau von Vegesak, der Pferdner Zippeltitz, benutzte die Küchenjungen-Abprügelung, um den Aufruhr zu hellen Flammen anzublasen. Die Verschworenen, Zippeltitzen an der Spitze, beschlossen, den 21. Abends dem Herrn von Vegesak die Fenster einzuwerfen, nöthigenfalls das Schloß zu stürmen und zu demoliren.

Obschon man Herrn von Vegesak auf die bedenkliche Stimmung der Bauern aufmerksam gemacht und ermahnt hatte, Vorsichtsmaßregeln zu ergreifen, so stak dem Gevieireten doch viel zu sehr der wilde Schweinskopf und die Soupe à la Reine im Kopfe, als daß er andern Gedanken hätte Raum geben sollen. „Laßt mich ungeschoren mit Eurem Geschwätz,“ hatte er wiederholt gerufen, sobald sich eine Warnungs-

stimme hatte vernehmen lassen, „der Herr von Vegesak muß seine Bauern besser kennen."

So kam endlich der ersehnte 21. März, die pompöse Quartalabfütterung, heran. Bereits in den ersten Nachmittagsstunden hatte sich die Quadratur des Zirkels eingefunden, denn dem Diner, welches nach französischer Sitte erst um sechs Uhr begann, pflegte in der Regel ein L'hombre voranzugehen, wo der Gastgeber gewöhnlich das Geld verlor; denn er hatte da mehr zu denken, als an Spadille und Manille. So auch diesmal. Bei der Coeurdame dachte Herr von Vegesak diesmal an die Soupe à la Reine und beim Piquebuben an den wilden Schweinskopf mit der Sauce vom Fürsten Pückler-Muskau, wodurch er unsterblichen Ruhm zu erwerben hoffte.

Ja, wenn Zippeltitz nicht gewesen wäre; aber Zippeltitz hatte fortgewühlt; und als die Lichter zum Diner angebrannt wurden, war Alles zur Vegesaker Emeute fix und fertig.

Die Quadratur des Zirkels hatte im Speisesaal Platz genommen; mehrere kleine leckerhafte Vorpostengefechte waren bereits geliefert worden, als sich Herr von Vegesak mit feierlicher Miene erhob und also zu sprechen begann:

„Werthgeschätzte Freunde, insbesondere hochzuverehrende Herren Eßgenossen! Auf dem Wege der Diplomatie ist mir's diesmal gelungen, bis in die innersten Geheimnisse der Küche Ihrer Majestät der Königin von Großbritannien und Irland einzudringen und ich bin, allerdings durch einen beispiellosen und überaus kostspieligen Verrath, wie er in der Diplomatie nur selten vorkommt, zu der Abschrift des Recepts einer Suppe nebst den dazu gehörigen

Ingredienzen gelangt, einer Suppe, meine hoch-zuverehrenden Eßgenossen, die Ihre britische Majestät bereits nach dem dritten Löffel für Ihre Lieblings-suppe zu erklären geruht haben."

Herr von Vegesak läutete nach diesen Worten, die Flügelthüren thaten sich auf und von einem Diener in Feiertagskleidern getragen, dem zur Erhöhung des festlichen Moments zwei andere dienstbare Geister folgten, dampfte eine mächtige Pozellanterrine herein.

„Setze sie auf jenen Schenktisch, Jacques," gebot der Herr von Vegesak. Nachdem dies geschehen, wandte sich der Gastgeber wieder zur Tafelrunde und begann: „Hier, meine Freunde, in dieser Terrine dampft ein Fluidum, dem sich auf dem ganzen Continente kein zweites an die Seite stellen kann. Es ist eine der großartigsten Erscheinungen der Kochkunst, denn Ihre Majestät die Königin von Großbritannien und Irland haben diese Suppe, nachdem Sie drei Löffel davon genossen, sofort für Ihre Favorite erklärt; weshalb denn auch das edle Compositum den bezeichnenden Namen Soupe à la Reine erhalten hat. Jacques, theile uns jetzt aus der gebenedeiten Terrine mit; Herr von Frisak bekommt bekanntlich zuerst."

Sämmtlichen Tischgenossen lief bei diesen ver-heißenden Worten des Herrn von Vegesak das Wasser im Munde zusammen.

Der Zufall wollte es aber, daß Zippeltitz diesen feierlichen Moment zum Angriff gewählt hatte. Denn in demselben Augenblicke, als Jacques die Suppen-kelle ergriff, um sie in die unvergleichlich duftende Fluth zu versenken, kam ein gewaltiger Pflasterstein durch's Fenster und traf so glücklich die Terrine, daß sie in mehrere Stücke zersprang und die edle

Soupe à la Reine den Fußboden tränkte. Zugleich erhob sich wildes Gebrüll im Hofe und die Vegesaker nebst der Banlieu begannen zu stürmen.

Man denke sich den Schrecken und das Entsetzen der Quadratur des Zirkels. Einer rannte gegen den Andern. Herr von Vegesak behielt wenigstens so viel Geistesgegenwart, daß er fortwährend der flüchtenden Dienerschaft zurief: „Um Gottes willen, rettet nur den Schweinskopf, nur den Schweinskopf rettet!“

Aber der Schweinskopf mit sammt der Sauce des Fürsten Pükler-Muskau befand sich bereits im glücklichen Besitze Zippeltitzens und seiner Genossen, welche sich das ungewohnte Gericht außerordentlich wohlschmecken ließen.

Herr von Müller war noch der Muthigste von der Quadratur des Zirkels. Er sprach von Gegenwehr und rief fortwährend: „Aber, mein Gott, ist denn keine Gensd'armerie, ist denn keine Polizei da? Wo bleibt denn die Gensd'armerie, wo bleibt die Polizei?“

Dem Vierblatt blieb zuletzt Nichts übrig, als durch eine Hinterthür die Flucht zu ergreifen. Man erreichte zu Fuß das zunächst gelegene Schloß des Herrn von Frisak, wo man sich von dem gehabten Schrecken erholte, zugleich aber auch in ein Zetermordio ausbrach ob der rebellischen Zeit, und den allgemeinen Wunsch aussprach, daß die Polizei auf dem Lande besser organisirt werde.

Die Bauern von Vegesak und der Vegesaker Banlieu gehörten übrigens noch zu den gutmüthigen Rebellen. Sie begnügten sich mit dem Genießbaren, was im Schlosse zu finden war, ohne sich an dem übrigen Eigenthum zu vergreifen oder solches

zu zerstören. Als Herr von Vegesak den nächsten Tag unter Gensd'armeriebegleitung seine Rückkehr feierte, fand er Alles im alten Stande, nur den Küchen= und Kellervorräthen war tüchtig zugesprochen worden, wobei ihn freilich der wilde Schweinskopf und die Soupe à la Reine, beides kostbare Cabinet=stücke, die sobald nicht ersetzt werden konnten, am meisten schmerzten.

Herrn von Frisak, welcher das Sommerquartal=diner zu liefern hatte — Vegesaken erließ man natürlich die Herbeischaffung eines anderweitigen Schweins=kopfes — kam übrigens die Emeute des 21. März gar nicht ungelegen, obwohl er kein Freund vom Rebelliren war. Er hatte nicht ohne Grund befürchtet, daß Vegesak's Schweinskopf und die Victoriasuppe seinem damaligen Königthum einen bedeutenden Stoß versetzen würde. Jetzt hatte er die Hoffnung, mit seinem Truthahn à la Bu-Maza recht leidliche Ge=schäfte zu machen. Sollte der Truthahn ja nicht durchdringen, so hoffte er seine Gäste zum Desert mit Granatäpfel aus Kabul siegreich zu bom=bardiren. Der Truthahn sollte erst Bresche machen und die Granatäpfel die Eroberung sicherstellen.

Aber unheilvolles Jahr 1848, das du den Gutschmeckern und fetten Bäuchen so unhold und das du nur leere Proletariermagen in den Vorder=grund stelltest! Auch Herr von Frisak, die zeit=weilige Majestät, sollte mit sammt dem Truthahn à la Bu-Maza und den goldenen Granatäpfeln deinen revolutionären Launen unterliegen.

Wieder saß die Quadratur des Zirkels am 21. Juni beim L'hombre; wieder verlor Herr von Frisak sein Geld, weil ihn der Gedanke an den Truthahn und die Granatäpfel die feinen Nüancen

des Spiels unbeachtet ließen — da tönte plötzlich dumpfer Trommelton vom Dorfe her und mehrere hundert Stimmen sangen: Schleswig-Holstein, meerumschlungen!

„Mein Gott, was ist denn das?" rief Herr von Frisak, von einer bösen Ahnung ergriffen, und Herr von Müller meinte, „das sei ein ganz polizeiwidriges Gebrülle."

In demselben Augenblicke stürzte der Küchenmeister mit kreideweißem Gesicht in's Zimmer. „Herr des Himmels," rief er, „es sind Bummelburger Freischaaren, die in Schleswig-Holstein mitmachen wollen. Der Wirthschaftschef, ein Schneider aus Meseritz, hat bereits die Küche strategisch besetzt und appellirt an den Patriotismus des gnädigen Herrn."

„Er soll an sonst was appelliren!" schrie Herr von Frisak zornentflammt.

„Die Freischaaren hätten seit vierundzwanzig Stunden nichts Warmes in den Leib bekommen," referirte der Küchenmeister zähneklappernd weiter, „Hunger thue weh, Noth kenne kein Gebot; der Herr Wirthschaftschef werfe bereits verdächtige Blicke nach dem Truthahn à la Bu-Maza."

„Aber mein Gott," rief Herr von Müller, „ist denn keine Polizei im Orte?"

„Stell' Dich mit Deinem schärfsten Messer vor den Truthahn," gebot Herr von Frisak, „und erkläre den Freischaaren: nur über Deine Leiche ginge der Weg zum Hahn. Es werden doch Menschen sein! Auch die Kabuläpfel bringe schleunigst in Sicherheit."

Die beiden so verhängnißvollen kleinen Worte des Jahres 1848 „zu spät" sollten auch auf dem Gute des Herrn von Frisak ihre Erfüllung finden.

Bereits befand sich der Truthahn à la Bu-Maza im Besitz der Bummelburger Freischaaren, desgleichen die Granatäpfel aus Kabul, mit welchen die Freischärler im Schloßhofe Fangball spielten.

Händeringend lief Herr von Frisak auf und ab. „Die Barbaren spielen Fangball mit meinen Aepfeln,“ rief er einmal über das andere; „giebt es denn keinen Rächer über den Wolken, daß er diese Schleswig-Holstein'schen Missethäter zu Boden schmettert?“

„So was sollte eigentlich in einem polizeilich organisirten Staate nicht vorkommen,“ sprach Herr von Müller. „Da lob' ich mir doch die Stadt, wo solche Eingriffe in das Privateigenthum nicht vorfallen können.“

Die Quadratur des Zirkels beschloß einstimmig: beim constituirenden Landtage die Petition einzureichen, daß in der Mark Brandenburg die Polizei kräftiger organisirt werde.

Von dem Truthahn à la Bu-Maza bekam Herr von Frisak nicht einmal die Knochen wieder zu Gesicht, ein Beweis, daß sich die Bummelburger Freischaaren eines schätzbaren Gebisses zu erfreuen hatten.

Nach göttlicher und menschlicher Ordnung war jetzt Herr von Pasewalk daran, das Quartaltractament zu geben und zwar statutengemäß den 21. September. Herr von Pasewalk war wegen seiner Freisinnigkeit, daß er die Pferde nicht englisiren und die Gänse nicht nudeln lassen wollte, von dem dankbaren Volke auf den constituirenden Landtrag nach Berlin geschickt worden. Hier benutzte der freisinnige Ritter seine Zeit aber weniger, um thierfreundliche Reden auszuarbeiten, als sich bei den zahlreichen vornehmen Gourmands, die sämmtlich auf der Rechten saßen (die Linke besitzt bei weitem nicht so feine und geübte

Geschmacksorgane), nach irgend einer ungewöhnlichen Leckerei umzuthun, die er den 21. September auftischen könnte. Herr von Pasewalk war nämlich noch nie so glücklich gewesen, bei den Quartaltractaments den Preis davonzutragen. Hier war Niemand weiter schuld, als sein thierfreundliches Gemüth. Einmal war er nahe darangewesen, durch einen ausgesuchten Küchenzettel die Geschmacksnerven seiner Gäste vollkommen zufrieden zu stellen und für seine Wahl zur Majestät günstig zu stimmen, als er eigenhändig einen kostbaren Juwel aus der Garnitur des reichen Speisezettels herausbrach und dadurch bei seinen Eßkünstlern Etwas zu wünschen ließ. Es war dies eine nach neuestem Geschmack construirte Straßburger Gänseleberpastete. Der Thierfreund entsann sich indeß noch zur rechten Zeit, daß man in Straßburg die Gänse, um eine möglichst große und fette Leber zu erzielen, mit den sogenannten „Titschen" annagele und den so gequälten Thieren Pfeffer und Salz einfiltrire. Also zog er mit der Feder einen energischen Strich durch die Gänseleberpastete, dieser äußerst wichtigen Pièce des Speiseprogramms, selbst auf die Gefahr, den verlockenden Preis in die Schanze zu schlagen. Dieser wichtige Preis — ein Schlafkaftan à la Mehmed Ali — ging auch wirklich an Müllern über. Denn da die Eßgenossen durch einen Küchenverrath erfahren hatten, daß Pasewalk die Pastete gestrichen, wurden sie ungehalten und vergaßen in dieser Stimmung die übrigen schätzbaren Eigenthümlichkeiten des kostbaren Tractaments.

Für Herrn von Pasewalk standen also diesmal die Chancen äußerst günstig. Erstens lebte er eine geraume Zeit an der Quelle des feinen Geschmackes

und alsdann ward ihm durch die äußerste Rechte der Nationalversammlung Gelegenheit, sich mit Delicatessen zu versorgen, bei denen es voraussichtlich war, daß seine Freunde in der Heimath Maul und Nase aufsperren müßten. Hierzu kam noch das auserlesene Mißgeschick seiner beiden Antecessoren. Weder der wilde Schweinskopf, den Zippeltitz und Genossen verzehrt hatten, noch die Soupe à la Reine, noch der Truthahn, der als patriotisches Opfer für Schleswig-Holstein gefallen war, hatte der Landstand zu fürchten.

Siegessicher nahm er daher acht Tage vor dem 21. September auf drei Wochen von der verfassunggebenden Versammlung Urlaub. Zwei, die höhere Kochkunst in ihren letzten Gründen erkannten Künstler aus Berlin's renommirtesten Etablissements folgten. Der Landstand hatte wirklich Großes vor. Bereits mehrere Tage vor dem 21. September war ein Leben auf und zu Pasewalk, wie man seit der Hochzeit des gnädigen Herrn nicht erlebt hatte.

Da Herr von Pasewalk über die von der Preußen-Hauptstadt theils mitgebrachten, theils von den beiden Kochkünstlern noch anzufertigenden Delicatessen das tiefste diplomatische Stillschweigen beobachtete, so ist der Referent dieser wunderbaren Geschichte außer Stande, sie namhaft zu machen. Nur so viel glaubt er nach unterschiedlichen und unverholenen Aeußerungen der beiden erfahrenen Berliner mit Gewißheit behaupten zu können, daß weder der von der Volkssouverainetät vertilgte Schweinskopf, noch der Schleswig-Holstein meerumschlungene Truthahn mit den Entrées, den Entremets und Deserts des Mitglieds der verfassunggebenden Versammlung im Entferntesten in Vergleich gestellt werden konnten.

Unterdeß war es in der Umgegend bekannt geworden, daß der freisinnige Herr von Pasewalk von Berlin angekommen sei, und sogleich beschlossen die dortigen Wähler, ihrem Repräsentanten eine grandiose Auszeichnung zu Theil werden zu lassen. Man consultirte hin und her und kam endlich dahin überein, den gefeierten Landstand am Abende des 21. September mit einem solennen Fackelzug zu bewillkommnen. Um die angenehme Ueberraschung zu erhöhen, wurde die Sache so geheim wie möglich gehalten; und kaum hatte die Quadratur des Zirkels nach vollbrachtem L'hombre am bewußten Tage Abends sechs Uhr sich zum leckerbereiteten Mahle niedergelassen, als die Fackelträger, gefolgt von der halben Uckermark — denn ein Fackelzug in dieser Gegend war etwas Unerhörtes — im Hofe des Gutsgebäudes von Pasewalk erschienen.

„Mein Gott," schrie erschrocken aufspringend Herr von Frisak, der so placirt war, daß er dem Fenster, welches nach dem Schloßhofe führte, gegenübersaß, „es muß Feuer im Schlosse sein." Die Uebrigen sprangen gleichfalls auf, überzeugten sich aber bald, daß es nur eine erhabene Feierlichkeit sei.

Wie schmeichelhaft Herrn von Pasewalk auf der einen Seite die seinen parlamentarischen Talenten (seine ganze Beredtsamkeit auf dem Landtage hatte sich auf das einzige Wort „Tagesordnung" bei einem Antrag der Linken beschränkt) dargebrachte Huldigung war, so berührte ihn auf der andern Seite die Störung seines Gastmahls — das ihn in Berlin weit mehr beschäftigt hatte als der ganze Landtag — äußerst unangenehm.

Unterdeß sangen die Pasewalker im Hofe „Heil dir im Siegerkranz!“

„Pasewalk,“ sagte Herr von Frisak, „Du wirst einige Worte sprechen müssen als Ausdruck Deines Dankes; thu' bald dazu, daß wir das Volk los werden und unser Tractament in Ruhe fortsetzen können.“

Als Pasewalk von „reden“ hörte, verwünschte er den Fackelzug zu allen Teufeln. Reden halten war nie seine starke Seite gewesen. „Was soll ich denn dem Volke sagen?“ frug er mit höchst bankerottem Gesichte.

„Es ist nur, um das Volk mit guter Manier los zu werden,“ meinte von Frisak; „Du brauchst blos zu sagen: Ich bedanke mich schönstens und wünsche allerseits wohl zn schlafen.“

„Aber mein Gott,“ rief plötzlich Herr von Müller, „ist denn keine Polizei da? Die Kerle gehen unverantwortlich mit dem Feuer um!“

Diese Worte waren kaum gesprochen, als durch die Unvorsichtigkeit der ungeschickten Fackelträger auch wirklich ein niedriges Strohdach in Flammen gerieth.

Jetzt ging Alles buntüber. Der Küchenmeister erkundigte sich so eben bei Herrn von Pasewalk, was mit den spanischen Nudeln — eine ganz neu entdeckte kostbare Mehlspeise, die unmittelbar vom Feuer aufgetragen werden mußte und die eben fertig geworden war — werden sollte, als der Ruf: Feuer, Feuer! alle Räume erfüllte.

Die Flamme hatte ein benachbartes Stallgebäude ergriffen, und der Tumult erreichte den höchsten Grad. Zahlreiches schlechtes Gesindel drängte sich, angeblich um zu helfen, um zu retten, in das Herrengebäude. Die Küchen füllten sich mit hungrigen Proletarier=

magen, und ehe eine halbe Stunde verging, hatten sämmtliche Entrées, Entremets, Deserts ihren Liebhaber gefunden. Als die zwei Berliner Köche den Untergang ihrer Kunstschöpfungen gewahrten, wollten sie sich aus Verzweiflung umbringen. Schließlich siegte aber bei ihnen die Religion, welche den Selbstmord unter allen Verhältnissen für ein Verbrechen erklärt.

Herr von Pasewalk war halb todt. Er hatte seine Rede total vergessen. Auch machte das Volk unter obwaltenden Verhältnissen keinen Anspruch darauf. Es legte aber rüstig Hand an, und so gelang es nach Verlauf von zwei Stunden, der Flammen Herr zu werden und die Ordnung wieder herzustellen.

Mit dem Quartalessen war aber wieder einmal nichts. Herr von Müller äußerte: „So muß es gehen, wo keine ordentliche Polizei existirt."

Herr von Müller, an welchem jetzt die Reihe, war ein Mann, der sich Erfahrungen zu Nutze zog. So beschloß er denn, das Decembertractament nicht auf seinem Gute, sondern in dem polizei- und constablerseligen Berlin selbst zu veranstalten. Hier waren Störungen, wie solche sämmtliche drei Quartalessen des Jahres 1848 zu nichte gemacht hatten, nicht zu fürchten. Da zudem die vier Güter unserer Helden unfern der Stettiner Eisenbahn lagen, so war die Fahrt nach Berlin eine bloße Spazierfahrt.

Obschon Herr von Müller ein großer Verehrer des Instituts der Polizei war, so besaß er auf der andern Seite doch so viel Takt, Rücksichtnahme und Zartgefühl, daß er diesmal vor einem außergewöhnlich leckerhaften Quartalsouper Umgang nahm. Er wollte, indem er auf auserlesene Gerichte verzichtete,

bei seinen drei Freunden keine schmerzliche Rückerinnerungen an die durch Rebellion, Freischaaren und Fackelzug untergegangenen Herrlichkeiten hervorrufen; auch wollte er seine Freunde nicht in Versuchung führen, ihm den Preis zu ertheilen, da es unritterlich schien, bei Mangel an jeder Concurrenz als Preiserwerber aufzutreten.

Um aber, was an Delicatessen abging, wenigstens auf nassem Wege vergessen zu machen, hatte der decemberliche Gastgeber seine Hauptaufmerksamkeit auf die kostbarsten Weine und namentlich auf die erlesensten Champagnersorten gerichtet.

Die Quadratur des Zirkels war mit vielem Humor in Berlin eingefahren und erfreute sich hauptsächlich der exemplarischen Ordnung des über die Preußenhauptstadt verhängten Belagerungszustandes. „Ja," sagte Herr von Müller, „es ist was ganz Anderes, wo eine gut organisirte Polizei die Oberhand führt. Wir auf dem Lande leben wie in der Türkei dagegen."

Das Local, was Herr von Müller ausgesucht hatte, war äußerst comfortable; das Souper, zwar nicht außereuropäisch, aber höchst deliciös. Die Strapazen der Reise hatten den Appetit verstärkt. Da die Anzahl der Gänge nicht so zahlreich war als bei den üblichen Quartalessen, so gelangte man auch eher als gewöhnlich zu Ende. Dies lag auch in der Absicht des Gastgebers, der alsbald mit seinen Batterien vorfuhr.

Der Wein mundete, und man gestand, sich lange nicht so wohl befunden zu haben.

„Und welch' ein Glück, welch' ein behagliches Gefühl der Sicherheit," sprach Herr von Frisak;

„heut' stören uns weder nichtsnutzige Freischaaren noch patriotische Fackelträger."

„Alles der Segen einer guten Polizei," erwiderte Herr von Müller, „und des gebenedeiten Belagerungszustandes."

„Es lebe der Belagerungszustand!" rief das Vierblatt begeistert und mit seltener Uebereinstimmung. „Möchte es doch unserm guten König gefallen, ganz Preußen in Belagerungszustand zu erklären. Es würde sich da noch einmal so wohl in diesem Lande leben."

Wie junge Maienrosen flogen dem glücklichen Vierblatt die Stunden in der Residenz vorüber. Der Tisch füllte sich immer reichlicher mit Flaschen. Die eine war vorzüglicher wie die andere.

Der thierfreundliche Herr von Pasewalk hielt in rosenrother Seligkeit sein Haupt niedergebeugt; Herr von Frisak begann zu philosophiren, ein Zeichen, daß er sich auf dem höchsten Gipfel irdischen Wohlbehagens befand.

Jetzt glaubte Herr von Müller, daß der Zeitpunkt gekommen sei, mit den erlesensten Cabinetstücken vorzurücken, er befahl daher Nummer Neun und Nummer Zehn aufzutragen.

„Meine gnädigen Herren," versetzte der außerdem äußerst freundliche und gefällige Restaurateur, indem er nach der Uhr zeigte, „es thut mir herzlich leid, aber die — Polizeistunde!"

Im selbigen Augenblicke that sich die Thür auf und die bepickelhaubten Diener der Ordnung traten in's Zimmer.

„Nein, das ist zu arg!" sprach der philosophische Herr von Frisak.

„Nein, da hört Alles auf!" rief Herr von Begesak.

„Mein Gott!“ rief Herr von Müller, „so ist es also in diesem vermaledeiten Jahre 1848 nicht möglich, weder in einem polizeilosen, noch in einem polizeigesegneten Orte ruhig und ungeschoren zu leben.“

„Bedenken Sie, meine Herren, der Belagerungszustand,“ — sprach entschuldigend der Wirth.

„Hol' der Henker den Belagerungszustand,“ dachte Herr von Müller, war aber ein zu guter Preuße, um es auszusprechen.

So war denn auch das vierte und letzte Quartalsouper durch die politischen Stürme des Jahres 1848 gestört worden. Bereits am andern Tage saß die Quadratur des Zirkels wieder auf ihren Gütern.

Man hat nicht gehört, daß die Quartalmahlzeiten im Jahre 1849 wären fortgesetzt worden. Die Erfahrungen von 48 waren zu bitter. — Auch eine Errungenschaft!

Ein Sommersonntag

im

Alpenstädtchen.



Ein tiefer Frieden sinkt in meine Seele,
Gedenk' ich dein, du stilles Alpenthal,
Smaragdengrün, in Blumengold gewieget,
Umklungen von dem Abendsonnenstrahl.

Die rothen Wolken ziehen an den Bergen
Und über grünes Waldmeer still dahin,
Dieweil die Firnen, wie die Wächter Gottes,
Im reichen Gold des Sommerabends glüh'n.

Der Hirtenknabe dort auf grüner Alme,
In Blumen ruhend, singt sein Abendlied;
Und vor bekränztem Muttergottesbilde
Entblößten Haupt's der müde Pilger kniet.

Da tönt durch Baum und Blatt und rothe Blüthen,
Wie einer schönern Gotteswelt entfloh'n,
Wie Engelgruß durch dieses Thales Frieden,
Sanct Zeno's frommer Abendglockenton.

Und alle Berge zauberhaft umklungen,
Umrankt von Märchengrün aus alter Zeit,
Das da prophetisch immer wieder klinget
Von deutschen Volks dereinst'ger Herrlichkeit.

Kennt ihr des Wunderberges Marmorhalle,
Worinnen Deutschlands Kaiser trauernd harrt,
So lange, bis des Marmortisches Runde
Dreimal umschlungen hat der Silberbart?

Noch flattern um den Hochthron finstre Raben,
Der Kaiser träumt, der dunkle Zauber bleibt,
Bis daß die Zeit, wo auf dem Walserfelde
Der Birnenbaum der Freiheit Blüthen treibt.

Reichenhall —! holder, freundlicher Klang; erinnerungrosig ziehst du durch so manche Seele, die

gebannt auf trostlose Ebene, wo die Wolken eintönig von Horizont zu Horizont ziehen und der Blick unerquickt in die unbegrenzte Ferne schweift — die aber doch einmal so glücklich war, zwischen deinen Almen zu wandeln und trunken emporzuschauen zu deinen Bergen, ruhend im himmlischen Blau. Und wie manches Herz wird dankbar deinen Namen segnen, das Genesung fand in deinem Schoße, du stilles Alpenthal, wo Gott so gnadenreich seine Quellen sprudeln läßt für arme kranke Erdenpilger!

Es ist heil'ge Sonntagfrühe. Das Nachtgewitter ist verrollt in den Bergen. Bis zwei Uhr haben die entsetzlichen Schläge wiederhallt, haben die Feuergarben Verderben drohend niedergehangen. Bis zwei Uhr haben die Lichtlein geleuchtet der erschreckten Bewohner von Reichenhall.

Die Tyroler und Salzburger Alpen hatten sich eine Mitternachtschlacht geliefert, wie man seit lange keine zweite vernommen; eine Schlacht voller Silberpracht und Grabesdunkel, voll goldenzerrissener Himmelsdecken und Felsenerzittern. Die Hitze gestern war zu erstickend gewesen, die Luft so elektrisch, daß das Sanct Elmenfeuer auf dem Wege nach Kirchberg von Pappel zu Pappel geflohen. — In der Gegend von Maria Plain hatte das Wetter gezündet. Lange leuchtete der Feuerschein durch die Nacht.

Jetzt ist es wieder Morgen und Alles still; nur die thautrunkenen Halme und Alpenveilchen erzählen sich schüchtern von den feurigen Bändern der Nacht und wie der Felsengrund erbebet.

Welche Frische, welche Erquickung! Immer freundlicher quillt der junge Morgen über die Abhänge des Stauffengebirgs. Im Thal und Städtchen noch Alles still. Nur die Kathi, welche die Molken

von der Kuchelbachalp herabbringt, pocht an die Thür zum Schießhüttengarten. Das Thal dampft, Untersberg, die Stauffen, Schwegel, Müllnerberg und Ristfeuchthorn, die Riesenwächter von Reichenhall, rauchen ihre Morgenpfeife. Allmählich beginnen sich ihre Häupter zu röthen.

Da, aus Blättergrün des Curgartens von Achselmannstein, erwachen die Töne eines Chorals, die, ein frommer Sonntaggruß, weihevoll durch den immer goldener werdenden Morgen ziehen. Es ist der Choral

„Vor deinen Thron tret ich hiermit.“

Die Bademusik beginnt ihr Morgenconcert.

Da klappt hier und da eine grüne Jalousie. Sie thut sich auf. Himmlischer Morgen strömt hinein, herzerquickend, wangenröthend. Man hört Nachbarn sich einen guten Morgen zurufen. Dann lauscht Alles den Klängen des Chorals. Und immer goldener blüht der Morgenhimmel auf. Es wird lebhafter. Vereinzelte Curgäste wandeln bereits zwischen den blühenden und thautropfenden Gesträuchern des Gartens von Achselmannstein. Auch auf der Straße wird es lebendig. Vom Thore her rollt der Stellwagen, überfüllt mit Frühaufgestandenen, die beim Bothenwirthe eingestiegen und gottvergnügt in den jungen Tag hineinfahren, nach Anger, nach Salzburg, nach Hellbrunn, Gott weiß wohin.

Da blitzt es himmlisch im Morgen. Die ersten Strahlen der Sonne zittern golden über das Thal, alle Matten mit Diamanten und Rubinen übersäend. Den Blumen stehen beim Anblick der Sonne die Thränen der Freude in den Augen. Hörner und Clarinetten klingen dazwischen:

„Die Sonn' erwacht.“

Die weißen, an den Bergen dahinliegenden Nebel zerfließen in immer zartere Schleier, bis das ganze Thal abgeklärt und so frisch, als ob es soeben aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen, im Glanze des Morgens ruht. Wie verliert sich die Riesenpyramide des Hochstauffen mit ihrer kreuzgeschmückten Felsenstirn in tiefes Blau! Wie thronen so gewaltig die Alpen im Hintergrunde; wie fallen die Steinbastionen der Reitalp so jäh in die Tiefe; wie schaut selbst der düstere Untersberg im Morgensonnenlichte nicht unfreundlich herüber! Seine Märchen und Gnomen, die ihn in nächtlicher Weile umklingen und umwandeln, sind vor der Sonne gewichen. Verschlossen sitzt der alte Kaiser im Marmorpalaste, und die tobenden Zechgelage in des Kaisers Weinkeller beim Hallthurm sind verstummt vor dem Frühgesange der Haidelerche. Wie einladend winkt die kleine Alphütte dort auf dem Vorbau des Müllnerberges! Wer auf einer jener sonnigen Höhen stehen und ausschauen könnt' über die Welt und Gottes Pracht und Herrlichkeit, über die Gletscher und Eisfelder bis zur erhabenen Schneepyramide des Großglockner; über die grünen Landschaften von Oberbaiern, die gesegneten Fluren von Salzburg, die blitzenden Seen in Nähe und Ferne!

Und das Thal selbst! Wie idyllisch umarmt von den Bergen! Wie lachen die freundlichen Schweizerhäuser mit ihren grünen Jalousien und zierlichem Schnitzwerk, laubumrankt, rosenumblüht! Dort auf dem Calvarienberge das Kirchlein mit seiner weithin leuchtenden goldenen Thurmspitze. Umringt von grünen Matten, bachdurchströmt, waldumrahmt, das gastliche Kirchberg. Im Hintergrunde auf kecker Felsenstirn das tannenumrauschte Sanct Pankraz mit

seinem uralten Nachbar, dem epheuumrankten Karlstein. Dort am Fuße des Hochstauffen, noch umschattet von den Morgenbergen, das Kirchlein Nonn mit seinen paar ländlichen Wohnungen, wo man so trefflichen Rahm bekommt. Weiter zur Linken die freundliche Paddingeralm, wo die Alpenveilchen so reichlich blühen. Und all diese grünende und blühende Herrlichkeit durchrauscht und durchblitzt von der Saalach, dem frischen, raschen Tyrolerkinde.

Ländliche Morgentoiletten, reizende Sommerhütchen werden sichtbar auf Altanen und in den Lauben. Die Kaffeetassen klirren im Morgenlichte. Heitere Gespräche, Scherz und Rosenlaune. Kleine Landmädchen kommen von den Bergen und bieten Walderdbeeren zum Verkauf. Für wenig Kreuzer, welche Frühlingsgabe! Welcher Duft! Wo sich der Blick hinwendet, Alles so froh, so glücklich in diesem von der Welt so abgeschiedenen reizenden Erdenwinkel.

Wie glücklich aber ist erst Derjenige, welcher zu keiner Badecur mit obligaten Sool-, Moor- und Nadelbädern, Molken und Kräutertränken verurtheilt ist, sondern gesund, „frei, frisch, froh, fromm“ sich dieses prächtige Leben mit munterm Herzen und Auge anschauen darf! Es wird ihm, sobald der duftende Caffee in der Geisblattlaube, in welche goldene Sonnenstrahlen fallen, getrunken, sobald die Hörnlein oder Milchbrodchen verzehrt, keine Ruhe lassen. Er muß hinaus auf die grünen Matten, wo die „Gas“, die Füllen und junge Langohrs sich in possirlich-humoristischen Sätzen üben. Er muß hinein in das muntere Städtchen, durch die reinlichen Straßen wandeln, auf den Schildern die dem Norddeutschen unbekannten Gewerksnamen studiren, die Fragner, die Hafner, die Flaschner, die Manheimer, und dabei

die Wölkchen der Havannah in die blaue Morgen-
luft entsenden.

Kirchgänger im Sonntagsschmucke, die goldene Quaste an den runden schwarzen Hüten, wandeln vorüber; Frauen und Mädchen, um den Hals die vielfach geschlungene glänzende Silberkette. Hier und da ein stattlicher Gebirgssohn, kühner „Gamsjaga", die Adlerfeder und das Edelweiß am grünen Tyrolerhute.

Vor dem Löwenbräu, wo die grünen Linden stehen, ist ein flotter Zweispänner vorgefahren. Man ist bemüht, die Wagentaschen mit blinkenden Rheinweinflaschen und reichlichem Mundvorrath zu versorgen. Bekannte steigen ein.

„Wohin des Weges?"

„Berchtesgaden, Königssee, Eiskapelle!"

„Vergessen Sie nicht auf Sanct Bartholomä, dem lieblichen Eilande, die delicaten Salmling, und bitten Sie den wackern Forstwart daselbst, daß er mit dem Fernrohre Gemsen aufspürt. Bei der Rückfahrt verabsäumen Sie um Alles die herrliche Ramsau nicht, Schwarzbachwacht und Jettenberg, eine der malerischsten und liebenswürdigsten Partien."

„Danken schönstens, soll uns nichts entgehen."

Unter freudigem Hutschwenken der Insitzenden rollt das Wäglein auf dem Wege nach Berchtesgaden munter dahin. Einer der Herren Doctoren eilt über den Weg. Die Doctoren sind unter den Badebekanntschaften unbezahlbar.

„Guten Morgen, Herr Doctor, was giebt's Neues?"

„Der deutsche Bundestag —"

„Ich bitt' Sie um Alles in der Welt, sprechen

Sie mir an diesem himmlischen Morgen nicht vom deutschen Bundestage."

„In der Traube ist famoses Theisendorfer angekommen."

„Das laß ich mir gefallen. Danke schön. Will jetzt zum Apotheker. Er soll mir ein paar Alpenblumen einpfarren, die ich gestern auf dem Salzbüchsel gepflückt. Auf Wiedersehen!"

Die sehr freundliche Apotheke von Reichenhall ist eine Art Mittelpunkt, ein Focus, wo sich namentlich während der Badesaison allerhand Leute zusammenfinden, weil man hier über Alles Auskunft erhält, was einem hier Badenden immer zu wissen nöthig ist. Pro primo kann er hier den berühmten Alpenkräutersaft mit Pfeffermünzküchleins an der Quelle trinken. Ist es um Zurechtweisung hinsichtlich schöner Alpenpartien in naher Umgegend zu thun, erhält man hier die besten Rathschläge. Zugleich stehen zwei wohlgehaltene Maulthiere, der Hansl und die Liesl, unter Führung des wackeren Sepperl bereit, den Steiglustigen bis an die Schneelinie emporzutragen. Sind wir im Unklaren über gepflückte Kräuter und Alpenblumen, wird uns in der Apotheke von Reichenhall die sicherste Auskunft. Haben wir fremdländisch Papiergeld, das sonst Niemand wechselt, bekommen wir hier das schönste baierische Silbergeld dafür. Kurz, die Reichenhaller Apotheke ist nicht blos eine Heilanstalt für die Unannehmlichkeiten des Lebens, sondern auch eine Beförderung der Annehmlichkeiten desselben. Der Chef dieser trefflichen Officin ist der um Reichenhall hochverdiente frühere Bürgermeister, Herr M. Mack; ein wahrer Gebirgsvater, der, sobald die erste Anemone, das erste Aurikel am Fuße des Stauffen im Frühjahr die Augen aufschlägt, auf

die Berge steigt, wo er mit Fleiß und Kenntniß die heilsamen Kräuter sammelt für seinen Kräutersaft. Dieser Mann ist für das freundliche Städtchen und seine malerische Umgebung wie geschaffen. Jahre lang ist er bemüht gewesen, schöne Punkte, reizende Fernsichten dem Naturfreunde ersteigbar und zugänglich zu machen. Er hat wohlgehaltene Fußpfade angelegt, sie mit Barrieren geschützt, Wegweiser aufgestellt, für Ruhebänke gesorgt. Die dankbaren Bewohner von Reichenhall haben darum auch ihm zu Ehren die kleine von ihm auf dem Schroffen erbaute Alphütte, von wo man die kostbare Aussicht über das ganze Thal bis Salzburg genießt, die Bürgermeisteralp genannt. Außerdem giebt es am Fuße des Hochstauffen auch noch eine Apothekeralm, die ihm eigenthümlich zugehört.

Ich hätte gern dem wackeren Manne meine Aufwartung gemacht, um mir über meine auf dem Salzbüchsel gemachten botanischen Eroberungen einige Auskunft zu erbitten, fand aber die Officin bereits von einer andern Species liebenswürdiger Flora hinreichend bevölkert. Drei Crinolindamen füllten den Raum bis zum Provisor so vollständig, daß ein Eindringen sich als eben so unmöglich, wie unthunlich herausstellte.

Ich setzte darum meinen Weg zur Post fort. Der Theisendorfer Postwagen ist eben angekommen. aus dem sich neue Badegäste abwickeln. Am Hausthor des Postgebäudes thürmen sich Koffer, Kisten, Reisetaschen, Schachteln, Hutfutterale mit umschnürten Regenschirmen. Die stattliche Figur des tüchtigen Posthalter Puchner geht anordnend auf und ab. Die neuen Ankömmlinge, welche noch keine Wohnung

haben, nehmen einstweilen in dem großen und schönen Postgebäude ihr Absteigequartier.

Indeß ist die Sonne hoch genug gestiegen, um das Verlangen nach einem frischen Töpfchen nicht als unbillig erscheinen zu lassen. Man betritt die geräumige und freundliche Postrestauration. Kellnerinnen im Sonntagsschmucke, auf dem Gürtel den gestickten Namen, eilen geschäftig hin und wieder.

„Walli, ein Seidel, aber frisch!"

„Eben angesteckt," lautet es erquicklich, und bald schäumt der goldene Trank im blanken Glase vor uns, dessen Deckel mit einer freundlichen Gebirgslandschaft geschmückt ist.

In den Gastzimmern der Post zu Reichenhall kann dem Besucher die Zeit nimmer lang werden. Auf der Papptafel an der einen Thüre kann er die Sehenswürdigkeiten der Salinenstadt und Umgegend hinreichend kennen lernen. Die schönsten Punkte, Fernsichten, Alpenpartien, Klamm's stehen da schwarz auf weiß. Auf einer andern Tafel findet er die Preise, um vermittelst Fuhre, Maulthier oder Esel nach dieser oder jener Partie befördert zu werden. Eine große Karte von Baiern an der Wand zeigt an, wie weit man von der Heimath und wie hoch oben im Baierlande man drinnen sitzt. Selbst die Telegraphentaxen sind nicht vergessen. Auch an sonstiger Lectüre ist kein Mangel. Man findet die Augsburger Allgemeine, in Südbaiern das tägliche Brod, die Münchener Nachrichten, die Fliegenden Blätter, den Münchener Punsch, sowie das im Zugschwerdt'schen Verlage erscheinende gut redigirte Reichenhaller Localblatt, die Grenzboten.

Das Seidel ist geleert, die Augsburgerin höchst oberflächlich durchblättert, die harmlosen Witze des

Punsches und der Fliegenden sind belacht. Que faire? Neue Bekanntschaften anknüpfen? Die Gelegenheit ist nicht ungünstig. Nein, wieder hinaus in den herrlichen Morgen; durch Waldesgrün längs der rauschenden Saalach nach den gastlichen Arkaden von Kirchberg, wo man umgrünt sitzt von duftenden Matten, umarmt wird von bewaldeten Bergen und umrauscht von Silberbächen. Und ist's Kirchberg nicht, dann bei der Brücke links abgeschwenkt zum Molkenbauer im kühlen Felsenthale, wo gegenüber der Röthelbach sich brausend vom hohen Lattengebirge stürzt.

Aber die Sonne wird immer brennender. Darum zurück zum Städtlein. Man wandelt die unterschiedlichen Bräu's vorüber. Auf der Straße bereits unerträgliche Hitze. Wie schaut da der Blick so erquicklich in die dunklen kühligen, oft mit grünen Maien geschmückten Hausfluren, wo Baierland sitzt beim frischen Trunke und die Thonkrüge aneinander klirren!

Man kommt zur Traube. Hier ist's mit der Resignation alle. Man muß erfahren, ob der Doctor die Wahrheit gesprochen. Man tritt in die kühle Unterstube. Der Doctor hat Recht. Nichts geht über ein gutes Theisendorfer.

Während dieser höchst angenehmen Beschäftigung, der Wahrheit des Doctors auf die Spur zu kommen, ist es Mittag geworden. In den Straßen die fürchterlichste Hitze. Es ist, als ob die Felsen zu einem Riesenbackofen umgeschaffen worden. Jetzt entsteht die Frage: Zu welcher der unterschiedlichen Kripplein sich wenden? Table d'h te im comfortablen Speisesaale von Achselmannstein, unter gewählter Gesellschaft? Aber Comfort und gewählte Gesellschaft kann man

in Europa überall haben. Oder Diner auf der Post? Oder in einem der unterschiedlichen Bräu's? Nichts da! In's Freie, in's Grüne! Wo kann die Erdbeerkaltschale und der Kaiserschmarren besser munden, als unter den schattigen Linden im Löwengarten? Gedacht, gethan. Auch ist der Weg dahin nicht zu weit. Andere Leute scheinen dieselbe vernünftige Ansicht gehabt zu haben. Unter dem grünen Laubdach blinken bereits auf sauber gedeckten Tischen lustig Flaschen und Gläser. Speisen und Getränke delicat und nicht übertheuer. Man lebt wahrhaftig wie der liebe Gott in Frankreich.

Nach Tische schlendert man in die nahgelegene Leihbibliothek zur guten Madame Zugschwerdt und sucht sich eine leichte Lectüre für die Siesta. Zu Hause angekommen im freundlichen Stüblein mit der herrlichen Aussicht, haben die sorgsamen Wirthsleute bereits in den Morgenstunden die Jalousien geschlossen, um das Zimmer angenehm kühl zu erhalten. Man macht sich's so bequem, wie immer möglich, streckt die Erdenhülle behaglich auf's Sopha und erhält in der That einen Begriff, wie es dem lieben Gott in Frankreich zu Muthe ist. Ottilie Wildermuth, die liebenswürdigste der jetzt lebenden Schriftstellerinnen, führt uns in ihr grünes Schwabenland, in ein lindenumblühtes Pfarrhaus mit scharmanten Pfarrtöchtern. Die Geschichte ist nicht lang, aber erquickt. Dabei rauscht der Röhrtrog im Hofe so monoton, daß sich endlich das Haupt unwillkürlich auf das Kissen neigt und das holdeste Mittagschläfchen uns in seine Arme nimmt, während draußen die Julisonne erstickend auf Berg und Thal ruht.

Es ist drei Uhr. Es klopft. Die Th'resie fragt, ob sie den Kaffee bringen dürfe. Die Genehmigung

erfolgt. Man thut die Jalousien, die nach dem Untersberge hinausgehen, ein wenig auseinander. Alle Wetter, welche Gluth noch! Man begiebt sich in das Nebenzimmer und schaut nach dem Hochstauffen. Dieselbe Entdeckung. An ein Ausgehen nicht zu denken. Man ist förmlich sonnenbelagert. Der aromatische Levantetrank mundet zu einer Cigarre vortrefflich. Eben will man wieder zur Wildermuth die Zuflucht nehmen, da bringt der Briefträger liebe Briefe aus der Heimath. Dem armen Manne steht der Schweiß auf der Stirn. Er bekommt einen Sechskreuzer zu einem Labetrunk.

Was zu Hause gleich Alles vorfällt, sobald man auf ein paar Tage den Rücken gekehrt hat! Der alte D. ist gestorben. Hab' ihm also bei meinem jüngsten Abschied zum letzten Male die Hand gedrückt! Die Marie B. Braut mit dem F. Also doch noch! Und bei R.'s ein kleiner Erbprinz angekommen. Da wird Freude sein!

Es pocht wieder. Die Frau Wirthin ist's. Mit dem stereotypen, aber sehr gemüthlichen „B'hüt' Sie Good!" stellt die gute Frau einen frischen Blumenstrauß mit frischem Wasser auf das Pfeilertischchen am Spiegel.

Die Frau Wirthin ist nicht ungesprächig. Aber da man von zehn Worten erst das elfte versteht, wird man nicht klug, was sie eigentlich sagen will, und bleibt uns darum nichts übrig, als perpetuirlich bejahend mit dem Kopfe zu nicken. Die Briefe aus der Heimath erkundigen sich sämmtlich, wie es in Reichenhall gefalle. Den Leuten kann geholfen werden. Annemiedl empfiehlt sich wieder mit ihrem „B'hüt Si Good" und man greift nach Tinte und

Feder, um die erwartungsvolle Heimath nicht länger warten zu lassen.

Der Zeiger weist auf sechs. Auch im Parterre der Wirthsleute hebt der Seiger aus und läßt seine sechs Schläge vernehmen. Die Correspondenz ist beendet. Die Jalousien werden aufgeschlagen. Welch' prachtvolle Aussicht über die Gärten nach dem Untersberge! Es ist noch immer bedeutend warm. Damen unter blauen und grünen En-tout-cas wandeln auf dem freundlichen Fußpfade über den Streitbüchel nach Großgmain. Eine Promenade im Schatten der hohen Gradirhäuser muß jetzt sehr angenehm sein. Ich habe nur wenig hundert Schritte dahin.

Wie rieselt das so lieblich und angenehm durch die haushohen Dornengebinde! Die Wassertheile verdampfen und immer gehaltreicher wird die Soole. Wo man hinschaut, weiße Salzkrystalle. In den Lauben und auf Bänken, im Schatten der Gradirhäuser ruhen, die salzgeschwängerte Luft athmend, vereinzelte Genesung Suchende.

In unmittelbarer Nähe dort liegen die stattlichen Gebäude von Achselmannstein, eines der stärksten und segensreichsten Soolbäder von Deutschland, dessen Ruf seit zehn Jahren in beständigem und verdientem Zunehmen begriffen. Der Mann, welcher mit ungeheuren Kosten diesem segensreichen Heilbade seine dermalige Gestalt gab und zu seinem Rufe so wesentlich beitrug, ist ein Sachse aus dem Königreiche, Herr Steuerinspector Rink. Zahlreiche Badegäste finden in Achselmannstein ein ebenso bequemes, wie angenehmes Unterkommen. Ein freundlicher Garten mit sorgfältig gehaltenen Spaziergängen und wohlgepflegtem Baum- und Strauchwerke grenzt unmittelbar an die Badegebäude, in welchen es weder an Billard-

noch an Conversations- und Lesezimmer mit ausgewähltem Journalcyclus fehlt. An schönen Frühlings- nnd Sommernachmittagen finden in dem Garten von Achselmannstein kleine theatralische Vorstellungen statt, die zum Amüsement des Publicums heiter beitragen.

Ueberhaupt ist das Thal von Reichenhall vermöge seiner großartigen Salinen — die Edelquelle springt sechszehngradig aus dem Kalkgebirge —, wegen seiner von den Alpen geschützten Lage, seiner himmlisch reinen und zugleich weichen Luft — jeder Athemzug ist einen Gulden werth —, wegen seiner stets frischen Molken und Alpenkräutersäfte und seiner paradiesischen Lage zu einem Heilbade wie geschaffen. Wie Mancher und Manche fanden hier Genesung für ihre schwache und kranke Brust und für manches audere Leiden! Das Leben ist im Allgemeinen nicht theuer. Wo man in nord- und mitteldeutschen Bädern einen Thaler braucht, reicht man hier im Verhältniß mit höchstens einem bairischen Gulden (17 Silbergroschen) aus. Reichenhall ist kein Luxusbad, wohl aber ein Naturbad im wahren Sinne des Wortes. Von hier hat man die Auswahl unter dreißig der reizendsten Alpenpartien, von denen die meisten kaum einen Tag in Anspruch nehmen. Wer darum eine Zeit lang in diesem liebenswürdigen Erdenwinkel verlebt hat, wird nur die freundlichste Erinnerung mit in die Heimath nehmen. Darum ist wohl auch fast kein Land Europa's, das nicht Badegäste nach Reichenhall geschickt hätte. Die Curzeit beginnt mit Anfang Mai und währt bis zum Herbst, wo die Nebelkappen über die Thäler sinken und die Häupter der Berge sich mit Schnee umhüllen.

Die Abendsonne steht über dem Plateau der sechstausend Fuß hohen Reitalp. Aber ihre goldenen Strahlen vermögen den tausendjährigen Schnee in den Schluchten und Abgründen dieses Felsenlabyrinths nicht zu schmelzen.

Dort oben auf jenen stolzen Höhen blüht das Edelweiß in seiner reinsten Schöne, duften die Alpenblumen in frischester Bergluft.

Und immer tiefer sinkt die Sonne und immer tiefer bettet die scheidende Fürstin das Thal in den goldensten Sommerabend. Mit Entzücken trinkt der Blick die himmlische Landschaft. Welch ein Grün der Matten, von Gold- und Silberblüthen durchwirkt —

Die rothen Wolken ziehen an den Bergen
Und über grünes Waldmeer still dahin,
Dieweil die Firnen, wie die Wächter Gottes
Im reichen Gold des Sommerabends glühn.

Und ringsum Stille — Duft — Frieden. Die Madonnenbilder an den Wegen stehen im rothen Golde des Abends.

Ich wandle durch blumige Auen gen Sanct Zeno. Zwei fromme Schwestern aus dem Fräuleinstift in ihrer nonnenhaften, aber kleidsamen schwarz und weißen Tracht kommen des Weges daher. Blühende Gesichter und schon geschieden von der Welt in klösterliche Einsamkeit. Aber ihre Thätigkeit ist dem segensreichsten Berufe gewidmet, der trefflichen Erziehung junger Pensionärinnen. — Aus dem Garten des Hofewirths tönen Guitarren. Ich wende mich nach der Stadt zurück, dem Abendrothe entgegen. Aus einem kleinen Hause am Wege vernimmt man Stimmengemurmel. Vater und Mutter im Kreise der Ihrigen sprechen das Abendtischgebet.

Ein freundlich Schweizerhaus mit hervorragendem Dach und umlaufender Gallerie, verziert mit reichem Schnitzwerk, umrankt von Rosen und Blattgrün, ruht im Abendgolde.

Dort oben aber, auf der Abendseite der Gallerie, laubenartig umhüllt von rothem Jelängerjelieber, im weichen Fauteuil, das Blumenhaupt auf die Alabasterhand gestützt, ruht eine junge, wunderschöne Dame, eine weiße Rose aus fernem Nordland, die, halb gebrochen, die weite Reise nicht gescheut, Genesung zu trinken im milden stillen Alpenthale. Madonnenhaft umrahmt die dunkle Lockenpracht das von Meisterhand gezeichnete Oval, rosig angehaucht vom Abendroth, und der Himmel des zwischen langen seidenen Wimpern hervorbrechenden Auges ruht bereits geistig verklärt auf der abendrothbrennenden Schöpfung.

Arme Evelina! Der Doctor hat gleich nach dem ersten Besuche gar bedenklich das Haupt geschüttelt. Du wirst den Donner Deiner grünen Nordsee, wenn sie sich weißschäumend an den Felsenufern bricht, nimmer wieder hören. Dein Engel wird Dich aus diesem blühenden Erdenthale unmittelbar in das Himmelsthal sanft geleiten und der kleine Friedhof von Sanct Zeno Deine irdische Hülle unter seine Blumen betten.

Wunderschönes Bild, vom Abendrothe umklungen, von Jelängerjelieber umblüht! Die Schatten der Abendberge breiten sich immer länger über das smaragdgrüne Thal, sie wachsen an den Höhen. Bald glühen nur noch die goldenen Kronen. — Tiefe Stille. —

Da tönt durch Baum und Blatt und rothe Blüthen,
Wie einer schönern Gotteswelt entflohn,
Wie Engelgruß durch dieses Thales Frieden
Sanct Zeno's frommer Abendglockenton.

Es ist dunkel geworden. Ein weicher lauer Sommerabend wiegt Thal und Städtchen in seinen Armen. Auf Achselmannstein stehen alle Fenster offen. Kühle Abendluft zieht hinein. Man sitzt auf dem Balcon, auf den Bänken vor dem Hause. Das leise Rieseln der Gradirhäuser tönt durch die Stille des Abends herüber. Im Lesezimmer haben sich einige Zeitungstiger der Journale bemächtigt. Sie sitzen schon mehrere Stunden unbeweglich. Vergebens blühte draußen der himmlische Abend ab. Die Raisonnements der Augsburger Allgemeinen, die unerquickliche Kleinstaaterei des Dresdner Journals ist ihnen lieber, als ein Verglühen der Alpensonne. Man lasse sie. Im freundlich erhellten Speisesaal ist heitere Gesellschaft. Ein paar Tiroler singen zur Schlagcither.

Ich kehre nach dem Posthause zurück, wo Bekannte zu finden. Welch ein Anblick! Zur Rechten und Linken flammen goldene Feuer auf den Bergen. Sie rühren von Besuchern her, die sich trotz der Tageshitze nicht abschrecken ließen, die fünftausend Fuß hohen Höhen zu ersteigen.

Auf der Postrestauration ist noch viel Leben. Neue Fremde sind angekommen, die sich's nach den Strapazen auf dem Theisendorfer Wege an der wohl versorgten Tafel bestens schmecken lassen. Bekannte erheben winkend das Töpfchen und rücken platzmachend zu. Sie sind auch nicht lange erst heim von den unterschiedlichen Tagespartien und können nicht genug erzählen von der erschauten Pracht und Herrlichkeit. Freund A. ist ganz entzückt von einer prächtigen Abendfahrt auf dem felsumthürmten Thumsee, wo ihn der gastliche Besitzer eine ganze Stunde hat herumfahren lassen. Auf dem Hinauswege ist er bei dem Kaitl, auf dem Heimwege bei dem Moserwirthe eingekehrt.

Freund M. spricht begeistert von der Schwarzberg-Klamm bei Unken, jenem tiefernsten Gebirgswunder, jener schauerlich erhabenen Alpenpartie, wie in ganz Oberbaiern, Salzburg und Tirol keine zweite zu finden. Ein Dritter hat den Standpunkt der Sonne so glücklich getroffen, daß er die brausenden Cascaden der Wimbach-Klamm von sechs Regenbogen umblüht gesehen. Ein Vierter erzählt mit reichem Humor von fünf Crinolinendamen, die, vom Gewitter überrascht, auf dem Heuboden der kleinen Zwiselalphütte zu übernachten gezwungen gewesen.

Unter solch interessantem und unterhaltendem Gespräch ist das Töpfchen alle, ehe man sich's versieht, und ein Abendstündchen nach dem andern fliegt rasch vorüber.

Da entsinnt man sich, daß heute eine neue Badeliste erschienen. Walli bringt sie. Welche Freude! Die liebenswürdige Familie D. aus der Heimath ist angekommen. Welch angenehme Aussicht für die nächsten Tage!

Ein Reichenhaller Stammgast am obern Ende der langen Tafel zankt mit dem Kellner, daß er ihm bereits das dritte Strafseidel gebracht. Der untere Theil der Tafelrunde, wozu wir zu gehören das Glück haben, und wo Walli die Durststillung übernommen, ist glücklicher gewesen. Durchweg das frischeste Bier. O du gemüthliche Abendkneiperei im Posthause zu Reichenhall!

Da tönt draußen in langgezogenen Tönen und zur Ruhe mahnend die schöne bairische Jägerretraite des hier garnisonirenden Grenzcommando's. Man bricht auf, sich die Hand zur guten Nacht reichend. „Gute Nacht, Walli!“

Draußen ist indeß der prachtvollste Sternenhimmel

aufgeblüht. Hoch oben, dem Zenith nah, die freundliche Wega in der Lyra Mitte; weiter gen Westen der feurige Arktur, der Bärenführer, durch den vor zwei Jahren der Komet ging. Dort immer höher steigend der Schwan, und über den Nordalpen die Cynosura, der unveränderliche Polarstern. In den Straßen ist es still geworden; nur aus den Bräu's vernimmt man vorbeigehend noch gedämpfte Stimmen und Gläserklang.

Man gelangt an das Salzburger Thor. Da kommt es durch die Dunkelheit getrabt. Vierbeinig. Es sind die Esel des wackern Reischl, gegenwärtig Parapluiemacher, ehedem tüchtiger „Gamsjaga". Die beiden Langohren haben Badegäste nach dem hohen Ostitauffen getragen und kehren jetzt von ihrer mühevollen Tagfahrt heim. Wie galoppiren sie trotzdem behende durch das geöffnete Thor, der ersehnten Ruhestätte zu! Herr Reischl ist zugleich beliebter Chambregarnier für zahlreiche Badegäste.

Die Feuer auf den Bergen sind erloschen. In unbestimmten Umrissen wälzen sich die dunkeln Massen der Bergriesen zum Nachthimmel.

Ich trete in mein traulich Stüblein. Die verlebten schönen Stunden ziehen wie eine freundliche Fata Morgana nochmals durch die Erinnerung. Wieder eine Rose mehr eingewunden in die oft dornenvolle Guirlande des Lebens.

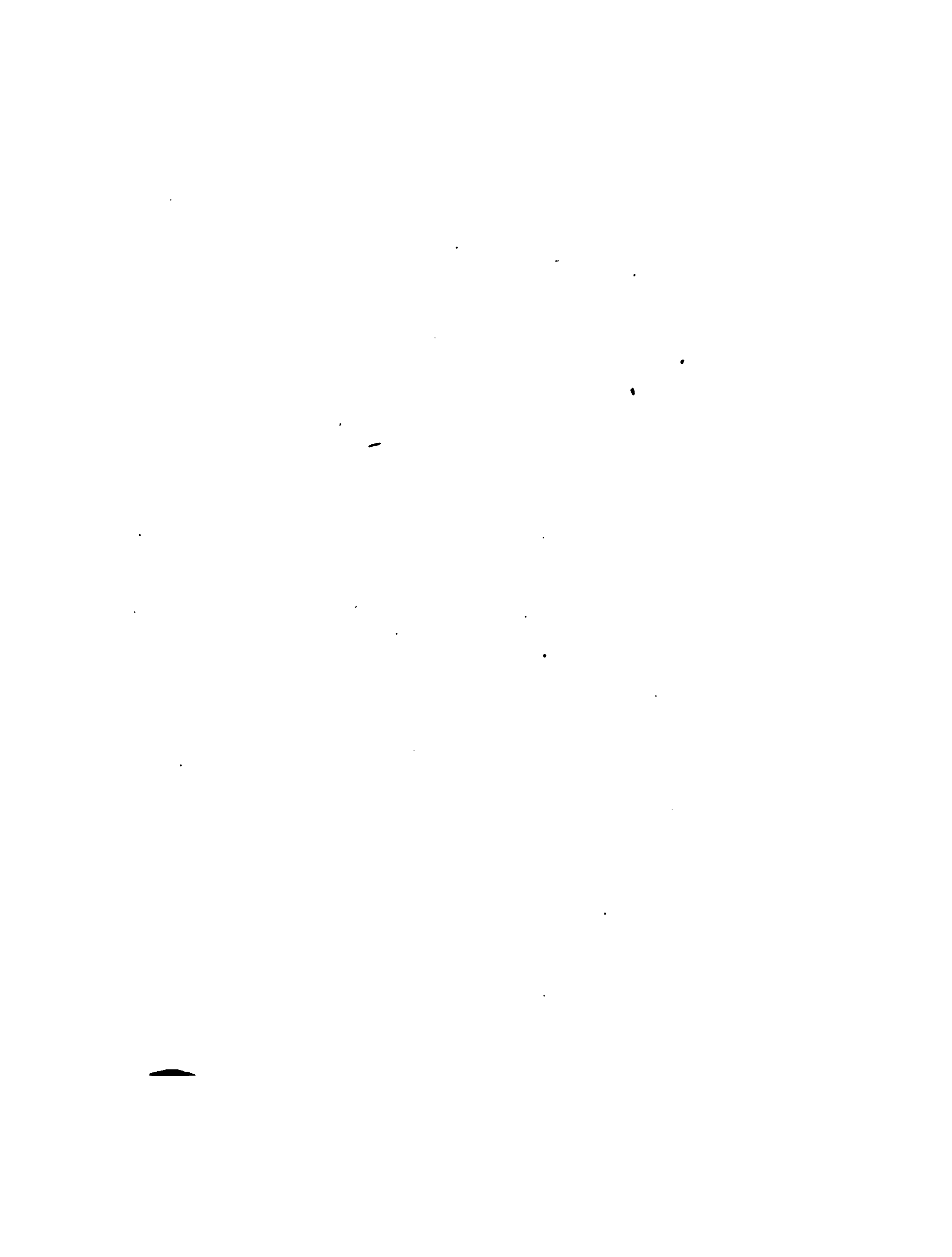
Das Licht erlischt. Ich werfe noch einen letzten Blick hinüber nach dem Untersberge. Hu, wie finster, zaubergewaltig schaut er daher!

Um seinen Hochthron flattern noch die Raben —
Der Kaiser träumt — der dunkle Zauber bleibt,
Bis daß die Zeit, wo auf dem Walserfelde
Der Birnenbaum der Freiheit Blüthen treibt!

Das ist ein Sommersonntag im Alpenstädtchen Reichenhall!

Der Steckbrief.

Ein Scherz.



Tobias Klotz war im vierten Jahre bereits Genie, im vierzigsten Bürgermeister von Hammelswalde. Als letzter stieg er höchst eigenbeinig in seinem Cabinete auf und ab und studirte „den Landboten“, ein gelesenes Blatt. Das benachbarte Landgericht von Zippelkirchen suchte darin einen Haupträuber, dessen Signalement beigefügt war und versprach demjenigen, der zur Wiedererlangung des Entsprungenen beitrage, eine Belohnung von dreißig Thalern.

Tobias durchlas den Steckbrief wie ein Gourmand die Speisekarte, mit kritischem Blicke. Er las von Oben nach Unten, von Unten nach Oben. Er hatte früher vergleichende Anatomie studirt. Es war richtig, der steckbrieflich Verfolgte war Niemand anders als sein eigner Rathsfrohn Lerche.

„Menschheit, Menschheit,“ rief der Bürgermeister von Hammelswalde, „ist's möglich! Ich habe eine Schlange an meinem Busen ernährt. Indeß sind dreißig Thaler nicht zu verachten.“

Er klingelte. Lerche, der friedfertigste Mensch von Mitteleuropa, aber was die Genialität anbelangt, mit dem Herrn Bürgermeister unter demselben Sternbilde geboren, trat in's Zimmer.

„Tret Er näher,“ herrschte Tobias, den Blick fortwährend auf den Steckbrief gerichtet. „Wie alt?“

„Wie alt ich bin?“

„Versteht Er kein Deutsch?“

„Nun, zum nächsten Pflaumenmarkte geht's in's Zweiundvierzigste.“

„Sei Er nicht eitel, mach er sich nicht jünger als Er ist. Er hat die Vierundvierzig auf dem Rücken. Hier steht's."

„So? nun wenn's dort steht —"

„Wie hoch?"

„Fünfundsiebzig und ein Achtel sächsisch. Hab ich aber die neuen Dreckpreter an, werden die Sechsundsiebzig voll."

„Sei Er nicht hochfahrend, mache Er sich nicht größer, als er ist. Er mißt vierundsiebzig und einen halben Zoll. Hier steht's."

„So? Nun wenn's dort steht. Mir kann es gleich sein."

Der Herr Bürgermeister von Hammelswalde trat jetzt näher an den kerzengrade vor ihm stehenden Lerche und unternahm die Ocularinspection.

„Haar in's Gräuliche schillernd. Sehr richtig."

„Ja," meinte Lerche, „meine Frau jätet mir zwar täglich auf dem Kopfe herum, daß ich Zetermordio schreien möchte, aber die Grauschimmel nehmen mit Macht überhand."

„Ruhe. Stirn hoch und frei. Streich Er doch einmal die Zottige da vorne weg."

„Das wird schwer halten," gestrenger Herr Bürgermeister, „sie sind zu tief herabgewachsen."

„Thu Er was ich sage und schweig Er."

„Wenn der Herr Bürgermeister befehlen."

Nachdem Lerche nicht ohne Widerspenstigkeit von Seiten seines struppigen Haarwuchses die Stirn etwas freigemacht, sprach der Bürgermeister:

„Sehr richtig, die Stirn frei. Die Zähne defect," fuhr Tobias im Steckbrief lesend fort, „mach Er mal das Maul auf."

Lerche that's und zeigte zwei Reihen gut conservirter Zähne.

„Da hat Er gewiß sein Gebiß dieser Tage ausbessern lassen beim durchreisenden Zahnkünstler. Der Kerl wollte mir auch in den Rachen. Da kam er an."

„Mir auch, aber ich ließ ihn nicht hinein."

„Wie stark ist überhaupt der Bestand seiner Zähne?"

„Oben sechszehn, unten sechszehn, in Summa zweiunddreißig."

„Und vollkommen gesund?"

„Der vorderste untere Backenzahn rechts ist etwas wacklig."

„Also doch defect. Es ist richtig. Es ist sehr richtig. Weiter. Augen grau=blau."

„Früher waren's Vergißmeinnichte; aber die Jahre, der Aerger, der Dienst."

„Nase lang und spitz."

„Nein, die meine ist zwar lang, aber kolbig."

„Unbestritten ein Druckfehler. Gesichtfarbe blaß. Sehr richtig. Gesichtsfarbe blaß."

„Ja, seit dem letzten kalten Fieber ist's Rouge ganz verschwunden. Meine Frau sagt's auch."

„Besondere Kennzeichen: keine. Nichtwahr, er hat keine besondern Kennzeichen?"

„O ja, Herr Bürgermeister, wenn ich meine blaue Interimsjacke anhabe, da hat bei der letzten Ausbesserung meine Frau einen Fleck eingesetzt, der nach dem letzten großen Regengusse vor acht Tagen quittegelb geworden ist."

„Er ist ein Esel, ob an seinem Leibe sich keine besondern Kennzeichen vorfinden."

„Das ich nicht wüßte."

„Also auch keine Kennzeichen. Richtig. Kein Zweifel mehr. Und um nicht als Lerche beim Raube

attrapirt zu werden, hat er sich den Namen Piep=meier gegeben."

Der Bürgermeister von Hammelswalde, welcher diese Worte mehr für sich gesprochen hatte, blähte sich jetzt auf wie ein Truthahn, dem man ein rothes Tuch vorhält.

„Weiß Er was Er ist?" brauste er den noch immer kerzengrade dastehenden Lerche an.

„Der gestrenge Herr Bürgermeister meinten so=eben, ich sei ein Esel."

„Das ist Er noch nebenbei; aber in der Haupt=sache?"

„Nein, in der Hauptsache weiß ich's nicht."

„Er ist ein — Haupträuber!"

„Ein Haupträuber?"

„Nicht anders."

„Da müßt ich aber doch geraubt haben?"

„Das hat Er auch, Schlange. In Zippels=kirchen hat die Schlange die Depositenkasse erbrochen."

„Ich bin aber seit sieben Jahren aus Hammels=walde nicht herausgekommen."

„Sei Er kein Ausflüchtler. Hier steht's. Schwarz auf weiß steht's da. Wie Er leibt und lebt steht's da. Das Signalement ist ihm aus den Augen ge=schnitten."

Lerche blieb trotz der bürgermeisterlichen inju=riösen Insinuation sehr gelassen. Die Beschuldigung war für den frommen Mann zu riesenhaft, daß er sie nicht zu fassen, noch Etwas zu erwidern wußte.

Tobias ging verschnaufend und sich mit seinem großblumigen Taschentuche Kühlung zuwedelnd auf und ab. Er sann darüber nach, was zuvörderst mit dem Verbrecher vorzunehmen sei. Endlich hatte er seinen Entschluß gefaßt.

„Er ist arretirt, Lerche!"

„Aber, gestrenger Herr Bürgermeister, wer soll mich denn arretiren, da ich der alleinige verpflichtete Frohn bin und keinen Vicesupernumerarius habe?"

„So arretire Er sich selbst und liefere Er sich ab beim wohllöblichen Landgerichte von Zippelskirchen."

„Wenn ich aber unterwegs davonlaufe?"

„So fange Er sich wieder ein. Er steht mit seinem Kopfe für Seine Person. Er ist verpflichteter Rathsfrohn. Weiß Er das?"

„Was soll ich aber dem wohllöblichen Landgerichte von Zippelskirchen sagen?"

„Er sagt, daß es meiner Weisheit gelungen, den gesuchten Räuber ausfindig zu machen, welcher anbei folge. Er läßt sich darauf zu Protokoll nehmen, und sorgt dafür, daß die dreißig Thaler anhero gelangen. Das Andre wird sich finden."

Da Lerche in seiner Unschuld noch einige Fragen that, deren Beantwortung dem Denkvermögen Klotzens Schwierigkeiten verursachten, ward das Oberhaupt von Hammelswalde ungeduldig.

„Naseweiser, durch meine Weisheit entlarvter Missethäter, wann er sich nicht binnen einer Stunde auf dem Wege nach Zippelskirchen befindet, soll Er mit Schrecken inne werden, was es mit einem in Zorn gerathenen Bürgermeister von Hammelswalde auf sich hat."

Nur noch eine Frage, gestrenger Herr Bürgermeister."

„Wohlan, so ihm aber sein Kopf lieb ist, keine zweite."

„Wo wollen Ew. Liebden einen neuen Rathsfrohn herbekommen?"

„Dafür wird meine Weisheit sorgen."

Der für die Sicherheit von Hammelswalde besorgte Lerche ward hierdurch vollkommen beruhigt, und machte sich auf den Weg nach Zippelskirchen.

Der Tag war heiß, der Weg lang, die Straßen staubig. Als daher ein Wald kam, dachte Lerche, Zippelkirchen wird nicht davon laufen, du ruhst hier aus. Gedacht, gethan. Der ambulante Hammelswalder lagerte sich auf weiches Moos im Schatten einer alten Buche. Ein ruhiges Gewissen ist ein sanftes Ruhekissen. Lerche, als er sich behaglich ausstreckte, empfand die Wahrheit dieses Spruchs nie mehr als in diesem Augenblicke.

„Was sollst du gethan haben?“ frug er sich; „geraubt. Dummes Zeug. Man ersieht aber hieraus, wie selbst der weise Bürgermeister zuweilen einen Bock zu schießen vermag. Ich glaube schwerlich, daß ihm die Zippelkirchner die dreißig Thaler auszahlen.“

„Da fällt mir ein,“ fuhr Lerche nach einer Pause fort, „daß ich mich eigentlich als verpflichteter Rathsfrohn über die Sache hätte alteriren sollen. Ich will es aber nicht thun. Ich werde wie ein unschuldig Lamm hervorgehen aus diesem verwickelten Rechtshandel.“

Während Lerche also philosophirte, ward hinte ihm eine etwas confiscirte Physiognomie sichtbar, d aus dem Buschwerk hervorschaute und das Terra zu recognosciren schien. Als der Mann, dem Physiognomie angehörte und den wir, da er a dem Walde kam, Nimrod nennen wollen, den fri lichen Wandersmann entdeckte, trat er vollends

vor und nahm ohne weitere Umstände neben Lerchen Platz. Ein Wort gab das andere. Nimrod sprach wie gedruckt. Man ward bald vertraut mit einander.

Lerche, gutmüthig und ohne Arg, hielt nicht lange hinter dem Berge und theilte dem neuen Bekannten alsbald den Zweck seiner Mission mit, was Nimroden ziemlich spaßhaft vorkommen mochte, denn er lachte unterschiedliche Male laut auf. Zugleich nahm er Gelegenheit, nähere Erkundigungen über die häuslichen Verhältnisse des geistreichen Bürgermeisters von Hammelswalde einzuziehen. Mit wahrhafter Zufriedenheit schien er zu vernehmen, daß Tobias Klotz nicht unwohlhabend, daß er aber sehr geizig sei und die ersparten Goldstücke nicht ausleihe, sondern in seinem Schlafzimmer in einem alten eisernen Topfe verwahre. Lerche mußte noch viel erzählen. Nimrod konnte gar nicht satt werden. Endlich dachte Lerche an Aufbruch. Nimrod war ordentlich ergriffen. Er umarmte den gutmüthigen Lerche wiederholt und schwur, sie müßten Freunde werden. Lerche fand sich äußerst geschmeichelt durch diese Freundschaft.

„Aber bevor wir scheiden," sprach Nimrod, „müssen wir, damit Jeder ein Andenken von dem Andern habe, Ringe wechseln."

„Ich trage keine Ringe, gestand Lerche, als ich mit meiner Frau copulirt wurde, gaben wir uns preußische Achtgroschenstücke, statt der Ringe."

„Dies ist Jammerschade," versetzte Nimrod, „indeß kommt mir ein delicater Gedanke." Sein Blick fiel hierbei auf Lerchens abgetragene Deckelmütze. — „Wir tauschen unsere Mützen!"

Lerche erstarrte ob solcher uneigennütziger Freundschaft. Er wagte kaum den Blick zu erheben zu Nimrods stattlicher Nemoursmütze.

„Dies geht doch nicht," sprach er tief beschämt.

„Und wenn Ihr mein Hemde verlangtet, theuerster Freund," schwur Nimrod, „wer mein Herz hat, hat auch mein Hemde, warum nicht die Mütze?"

Nach vielfachem Widerstreben von Seiten Lerchens, das seinem Zartgefühle zu nicht geringem Ruhme gereichte, ward der Mützentausch getroffen. Nochmaliges Embrassement. Ewiger Freundschaftsschwur. Nimrod verschwand im Gebüsch und Lerche wanderte, die Nemoursmütze unternehmend auf's Haupt gedrückt, gen Zippelkirchen.

Nach sechsstündigem Nachdenken war der Bürgermeister von Hammelswalde zu der Ueberzeugung gelangt, daß er ein faux pas gemacht habe. Er hätte Lerchen nicht so über Hals und Kopf seinem Richter überlassen sollen. Wenigstens sollte er den Frohn so lange behalten, bis seine Stelle besetzt war. Lerche war zugleich Bedienter des Herrn Bürgermeisters, überhaupt dessen rechte Hand. Es fehlte dem Tobias Klotz an allen Ecken.

„Daß mich der Diensteifer so hinreißen mußte," rief er für sich, indem er nach einem Schlüssel suchte und ihn nicht finden konnte.

Die Dämmerung brach bereits herein und erweckte neue Besorgnisse im Gemüth des Herrn Bürgermeisters. Ohne einen Hüter in seinen vier Pfählen zu wissen, getraute er sich nicht einmal auf's Schießhaus, in die gewohnte Abendgesellschaft. Das kam ihm schwer an.

Während er noch mit sich im Kampfe lag, ob er ausgehen oder zu Hause bleiben sollte, pochte es an

die Thür. Herr Tobias Klotz war nicht furchtsam; aber eines kleinen Schauers vermochte er sich nicht zu erwehren. Das Klopfen klang so unheimlich.

Es klopfte noch einmal. Jetzt preßte der Herr Bürgermeister ein „herein!" heraus, indem er sich zugleich in die lichtern Regionen des Fensters zurückzog. Die Thür that sich auf und Herr Nimrod trat herein, dessen Bekanntschaft wir bereits gemacht haben.

„Ein schönes Compliment vom Herrn Landrichter zu Zippelskirchen," begann der Eingetretene ohne große Complimente, „und er läßt bestens danken, es habe seine Richtigkeit."

Tobias Klotz athmete neu auf, als er diesen speciellen Gruß vernahm. Er trat einen Schritt näher.

„Mit wem habe ich das Vergnügen —?"

„Ich bin der Oberfrohn von Zippelskirchen, als meine Legitimation diene hier Lerchens Mütze, die ich dem Verbrecher selbst abgenommen, als ich ihn krumm schließen ließ."

Der Bürgermeister von Hammelswalde, welcher die Mütze erkannte, erhielt seine vollkommne Geistesgegenwart wieder.

„So hat sich mein scharfer Blick doch nicht getäuscht?"

„Nein, der Blick des Herrn Bürgermeisters hat sich nicht getäuscht. Das ganze Landgericht bewundert den Scharfsinn Ew. Wohlliebden."

„Und die dreißig Thaler —?"

„Folgen Morgen mit Expressen. Bis sie anlangen, soll ich dem Herrn Bürgermeister mit meiner eignen Person Caution leisten. Außerdem habe ich Ordre, so lange mich Ew. Wohledeln zur Disposition zu stellen, bis Lerche's Posten anderweit besetzt ist."

„Ich muß gestehn," sprach der Bürgermeister, „da fällt mir ein rechter Stein vom Herzen."

„Alle Obliegenheiten des Krummgeschlossenen soll ich übernehmen."

„Wie dankbar bin ich dem Herrn Landrichter. Wohlan, so kann ich ohne Sorgen mein Haupt auf's Schlummerkissen legen."

„Dieß können der Herr Bürgermeister."

„Und in der Tabagie nach des Tages Last und Hitze meine Pfeife schmauchen. Er bewacht indeß das Haus."

„Versteht sich."

Nach wenigen Minuten sah man den Bürgermeister von Hammelswalde beflügelten Schrittes dem Schießhause zueilen.

Lange hatte Tobias Klotzen's Genie nicht in solchem Glanze gestrahlt wie diesen Abend. Sein Scharfblick in Attrapirung Lerchen's war der Gegenstand der allgemeinsten Bewunderung. Mit Ehrfurcht blickten die Hammelswalder zu ihrem Oberhaupte auf, der wie Zeus Chronion majestätisch hinter Wolkenschichten saß und nur in unbestimmten Umrissen zu erkennen war. Die Ehrfurcht steigerte sich zum Enthusiasmus, als Tobias in erhebendem Selbstgefühl seiner Verdienste seinem Herzen einen Stoß gab und der erbgesessenen Bürgerschaft eine halbe Tonne Braunbier versprach, sobald die dreißig Thaler eingegangen sein würden. Man ließ den Geber hoch leben und brachte ihn unter Absingung patriotischer Lieder nach Hause.

Der wachsame Nimrod war noch auf. Er empfing den mit schwerem Kopfe heimkehrenden Tobias mit einer Grandezza, gegen welche sich die Unbehülflichkeit

Lerche's verstecken mußte. Da dem Bürgermeister durch die Hurrah's der erbgesessenen Bürgerschaft die Beine etwas schwach und das Haupt von zu vielem Nachdenken etwas schwer geworden war, geleitete ihn der interimistische Frohn die Stiege empor und brachte ihn zu Bette. Bald schnarchte Tobias Klotz wie ein Pommer.

Nach zehnstündigem gesunden Schlafe erwachte Tobias und das Erste, was er mit vieler Behaglichkeit dachte, war, daß heute der glückliche Tag sei, wo dreißig blanke Thaler, wie ein geschenkter Gaul bei ihm einlaufen würden. Dieser Gedanke und das freundliche Sonnenlicht, welches in die Kammer fiel, ließen an keinen Schlaf weiter denken. Er klingelte, in der Hoffnung, daß Lerche's gewandter Nachkomme herbeieilen werde. Es eilte indeß Niemand herbei. Er klingelte noch einmal, zwei Mal, drei Mal. Endlich erhob er seine Stimme. Da er den Namen des neuen Frohns vergessen hatte, rief er:

„Interimistikus, wo hat Ihn der Satan?"

Da erschien Frau Christine, die Aufwärterin, mit dem Kaffee.

„Hat Sie den neuen Frohn nicht gesehen?"

„Nicht die Spur, Herr Bürgermeister."

„Wie ist Sie denn überhaupt hereingekommen?"

„Die Vorhausthür stand offen, Herr Bürgermeister."

„Offen? Suche Sie mir gleich den Dings da, daß ich ihm den Text lese."

„Sogleich, Herr Bürgermeister."

„Das wäre mein Leibmameluk. Die Thüren offen zu lassen. Ich konnte bestohlen werden."

Nach einer Weile kam Christine zurück.

„Der neue Dings ist nicht zu finden. Und an der schwarzen Tafel im Vorsaale — barmherziger Himmel, da stehen Geschichten!"

„Was denn für Geschichten?"

„Der Herr Bürgermeister wären — ach Gott — ach Gott — der Respect verbietet mir ...."

„Sei Sie nicht einfältig, was könnte ich denn sein als — Bürgermeister."

„Ach nein, was weit Schlimmeres."

„Welcher Frevler," rief jetzt Tobias zornentbrannt, und eilte, ohne die nothdürftigste Toilette zu vollenden, nach der großen schwarzen Tafel, die im Vorsaale hing und wo in der Regel diejenigen Hammelswalder angekreidet wurden, die mit Nächstem citirt, contribuirt oder exequirt werden sollten.

Mit kalligraphischer Deutlichkeit waren auf dieser Tafel folgende Worte zu lesen:

„Esel von Bürgermeister, danke es Deinem determinirten Schnarchen, daß ich Dir nicht die Gurgel zugeschnürt und Du mit ein paar lumpigen Louisd'ors und ein paar Paßformularen davon gekommen bist. Ergebenst Piepmeier."

„Wie," rief entsetzt der Bürgermeister von Hammelswalde, „Piepmeier, so hieß ja der Räuber im gestrigen Steckbriefe."

Ohne von dem „Esel" im Geringsten Notiz zu nehmen, eilte jetzt Tobias, so schnell ihn seine Füße zu tragen vermochten, nach dem Verstecke, wo sich sein Topf mit den Goldstücken befand.

„Barmherziger Himmel," kreischte er, „der Mensch schreibt von ein paar lumpigen Louisd'ors und hat den ganzen Topf ausgeräumt."

Das war mehr, als ein Bürgermeister von Ham=

melswalde zu ertragen vermochte. Die Kniee knickten zusammen. Mit Mühe brachte ihn Christine in einen Lehnstuhl. Sein Haupt sank auf die Brust.

In diesem tragischen Momente trat Lerche in's Zimmer, der von Zippelskirchen wohlbehalten wieder angelangt war.

„Ein schön Compliment vom Herrn Landrichter und ich wär's nicht."

„Ja, das glaub ich," seufzte Tobias, und eine Ohnmacht umhüllte wohlthätig seine Sinne.

Da klang ein vielstimmiges Vivat von der Gasse herauf. Die erbgesessene Bürgerschaft stand unten mit Musik und einer leeren halben Tonne, um die versprochene Dotation in Empfang zu nehmen.

Lerche trat an's Fenster und winkte mit der Hand. Eine allgemeine Stille erfolgte. „Der Herr Bürgermeister," rief Lerche, „liegen dermalen in Ohnmacht und verbitten sich alle Beileidsbezeugungen."

Betrübt schlich die erbgesessene Bürgerschaft mit der leeren Tonne wieder nach Hause.

Es bedurfte einer geraumen Zeit, ehe sich Tobias von dem harten Schlage wieder erholte und sich sein eiserner Topf wieder füllte. Eine Aversion vor Steckbriefen behielt er bis an sein seliges Ende.

Von Piepmeier hat man nie wieder Etwas vernommen. Er soll nach Texas ausgewandert und daselbst Bürger und kommunalgardenpflichtig geworden sein.

Zwei Märchen

vom

alten Lindenbaum.

1. Die leuchtenden Gräber.

Wenn die Sonne gesunken, der Nebel sich dichter über das Land legt, der Lärm des geschäftigen Tages mehr und mehr verstummt und von Abend her nur noch ein matter Schein in's Stüblein fällt, wir uns aber noch nicht veranlaßt finden, die Stearinkerze oder die stille Lampe anzuzünden, diese kurze aber heimliche, innige Zeitperiode nennen wir das Dämmerstündlein, und kann solches im gemüthlichen Familienkreise wie vom vereinsamten Lebenswanderer in Stadt und Land begangen werden. Es ist, wer es gemüthlich zu benutzen versteht, gleichsam ein stilles Sabbathstündlein nach den zwölf lärm- und arbeitsvollen Stunden des Tages. In Theater und Concertsälen erblühen die Gasblumen, Parket und Logen füllen sich mit geputzten Zuschauern; es ist dies ganz schön, aber ein Dämmerstündlein im häuslichen Kreise oder ganz entre nous hat auch seine Meriten. Das Auge, unbehelligt von zerstreuenden Licht- und Farbenglanz, gehüllt in wohlthuendes Halbdunkel, gestattet der Seele ungehinderte Spaziergänge weit, weit hinaus über den Stubenfrieden in ferne Thäler des Frühlings, wo wir einst glücklich waren. Theure Lieben, deren frühlingsvolle Herzen längst Asche geworden, wandeln vorüber. Wir gedenken ihrer, wie sie lächelten und sich freuten in heiteren Stunden. Ihre längst verklungene Stimme tönt in unser geistig Ohr. Wir gedenken holder Gestalten, die auch fortgegangen, manches lieben Liedes, das sie gesungen.

Es ist eine holde Einkehr in die Gärten und blumenreichen Almen unserer Erinnerung. Mancher Regenbogen blüht darüber, mancher sterbende Sommerabend, manche reiche, warme Frühlingsnacht, wo der Mond zwischen lichten Wolken in goldner Schöne wie aus einer zerfließenden weißen Rose hervortritt. Und immer dunkler wird's draußen, schon rauscht der Herbststurm vernehmbarer in den Kronen der lichtgewordenen Bäume im Garten.

Fern im schönen Thale auf einsamem Friedhof steht ein alter Lindenbaum. Seine Erinnerung reicht weit hinaus über die dreißig zorn- und blutvollen Jahre, wo sich die Deutschen bekämpften wegen des wahren Gottes, hinaus über jenen klaren Octobermorgen, wo Doctor Martinus seine 95 Sätze an die Kirchthüre von Wittenberg schlug — durch seine goldgrünen Jünglingslocken klangen wilde Schlachtgesänge schwarzer Schaaren, die für den Märtyrer von Constanz freudig in den Tod gingen. Und noch immer treibt der alte Lindenbaum aus frischem Mark alljährlich seine Schößlinge in fröhlichen siegessicherem Hoffnungsgrün, gleichsam als gedächt er noch zu erleben die Auferstehung und Herrlichkeit seines deutschen Volkes, denn er hat dessen Leiden und Kämpfe gesehen, die Opfer und Thränen, die zertretenen Hoffnungen, Fastenzeit und Charfreitag, darum sehnt auch er sich nach dem Ostermorgen. Im Frühling baut die Grasmücke ihr kleines Nest im grünen Haus, mancher Sänger ruht aus im duftenden Dome und in weicher Sommernacht ziehen langgezogene Töne der Nachtigall über die Stille der Gräber.

Ich habe oft ausgeruht im Schatten des alten Lindenbaums und mit Erquickung emporgeschaut in die grüne Blätternacht. Es ist eine kleine Breterbank am Stamme angebracht, wo man recht seinen

Gedanken nachhängen kann, zumal wenn sie Einen begraben haben und die Leute den Friedhof wieder verlassen und es wieder still geworden und die untergehende Sonne am Erdrande steht. Da ist ein gar seltsam Flüstern. Die Halme auf den Gräbern erzählen sich und die Blätter des Lindenbaums desgleichen. Ist es ein Todtengericht, das sie über den soeben Heimgegangenen halten? Zuweilen erzählt auch der alte Lindenbaum gar wundersame, märchenduftende Dinge. Man muß nur recht aufpassen, so versteht man sie wohl. Und der Lindenbaum kann viel erzählen, denn er hat viel erlebt und Manchen hereintragen sehen durch das schwarze Gitterthor. Da erfährt man Geschichten, die man sonst nimmer zu hören bekommt im Menschenleben und die auch in keiner Zeitung stehen.

An einem schönen Frühlingsabende, wo die Sonne hinter blühenden Kirschwäldern untergegangen und die Dorfglocke den Tag zur Ruhe läutete, erzählte mir der Lindenbaum unter Anderem:

„Es giebt eine heilige Mitternacht im Jahre — den Menschen unbekannt — da beginnen manche Gräber, sobald das tiefste Dunkel herabgesunken, in himmlischem Schimmer zu leuchten, in der Regel ganz einfache, selbst mit keinem Kreuzlein geschmückte, längst vergessene Gräber, während andere mit prachtvollen Marmorsarkophagen und goldenen Inschriften im tiefsten Dunkel verharren. Und ist der rechte Augenblick gekommen, da erbebt die Mitternacht und die leuchtenden Gräber öffnen sich, so daß man bis auf ihren Grund sehen kann. Da erschaut man aber keine abschreckenden Todtengerippe, nicht Moder und Asche. Die Schläfer ruhen in himmlische Rosen gebettet, in verklärter Gestalt, ganz der geistigen Schöne und der Schöne des Herzens entsprechend, die sie auf

Erden bewährten. Und bei jedem der Schläfer sitzt ein Engel, welcher nach einer diamantenstrahlenden Uhr schaut, ob der Weiser nicht bald auf der Auferstehungsstunde steht, um den Schläfer mit einem Kuß für den himmlischen Morgen zu wecken. Zuweilen auch neigt sich der Engel über den Träumenden und flüstert ihm leis in's Ohr und dann verklärt sich das schöne Antlitz zu einem seligen Lächeln. Wahrscheinlich ist es ein holder Rosentraum, welchen der Engel seinem schlummernden Schützlinge zuflüstert."

Ich sagte zum Lindenbaum: „Das müssen gewiß alles recht vortreffliche Menschen gewesen sein, deren Gräber in heiliger Mitternacht leuchten?"

„Das will ich wohl meinen," erwiderte der Lindenbaum. „Es waren im Leben blühende Herzen, die Gott über Alles, ihren Nächsten wie sich selbst liebten und für diese ihre Liebe nach dem Vorbilde ihres himmlischen Heilands in den Tod gingen. O," fuhr der alte Lindenbaum fort, „wie leuchten in der heiligen Mitternacht so schön die Gräber, wo man manch' gebrochen Mutterherz hinabgesenkt, wie schön die Gräber, wo die Kämpfer ruhen, deren ganzes Leben heiliger Kampf war für Wahrheit und Recht, deren Herzen so heiß schlugen für das Wohl ihrer Mitmenschen, bis sie in diesem heiligen Kampfe dem Tode als Opfer fielen. — Wunderbar schön," erzählte der alte Lindenbaum weiter, „leuchtete im letzten Jahrzehnt ein Grab dort ganz im Winkel des Kirchhofs, wo man Verbrecher mehr einzuscharren als zu begraben pflegt. Auch mit den drei Jünglingen, die dort ruhen, war dies der Fall. Kein Hügel durfte errichtet und in den ersten Jahren selbst kein Kranz von liebenden Händen niedergelegt werden. Mit ihren blühenden Herzen, in morgenrother Begeisterung und opferfreudiger Hingebung für ihr

deutsches Vaterland hatten sie heldenhaft gestanden im Kampfe, dessen Sieg aber einer andern Zeit aufgehoben scheint. Der Himmel und das irdische Gesetz wollte es anders, als ihre Liebe und Begeisterung träumte. Sie erlagen und die Standrechtskugel war ihr Lohn. Aber die himmlische Liebe und Barmherzigkeit fragt nicht nach irdischem Standrecht und Hochgericht. Sie richtet nach reinem Herzen und reiner Gesinnung und „„wer viel geliebt, dem wird viel vergeben““; darum leuchtet das Grab der Jünglinge so wunderbar schön in heiliger Mitternacht und ist der Augenblick gekommen, wo die leuchtenden Gräber sich aufthun, so gewähren die drei Opfer die schönste verklärte Gruppe im ganzen hiesigen Todtenreiche. Sie halten sich umschlungen und wo die Standrechtskugel ihr treues Herz durchbohrt, haben Engel himmlische Rosen auf die Wunde gelegt. So schlummern sie einem schönen Erwachen entgegen, noch immer süß träumend von des deutschen Landes Pracht und Herrlichkeit."

Auf diese Weise hat mir der alte Lindenbaum gar manch' freundlich Märchen vertraut, das ich gern wiedererzählen will, wenn der Leser Gefallen daran findet.

Es klopft. Sophie bringt Licht und legt die Zeitung auf den Tisch. Das Dämmerstündlein, die holde Traumwelt ist vorüber und aus der grauen „Leipziger Zeitung" starrt die unerquickliche Wirklichkeit. Ich durchblättere die langweiligen Spalten und stoße auf manchen hochgestellten Gesellen, von dem die heutige Welt viel Geschrei macht, wobei aber sehr wenig Wolle abfällt. Ob man diese politischen Eintagsfliegen und Glücksritter noch zu den Sternen erheben oder sie gar aushauen und hoch aufstapeln

wird auf marmorne Postamente, weiß ich nicht, aber so viel weiß ich, daß ihre Gräber dereinst nicht leuchten werden in der heiligen Mitternacht.

---

2. Das Mädchen mit dem goldnen Sterne.

Es ist im Himmel eine bekannte Sache, daß der liebe Gott für jedes Menschenkind, das hier geboren wird, einen Engel auswählt, der dafür zu sorgen hat, daß sein Schützling vor den zahlreichen Gefährlichkeiten des Lebens sorgsam bewahrt bleibe. Man frage jede Mutter, die der Himmel mit einem Häuflein Kinder gesegnet hat, ob es wohl möglich, daß diese Kleinen in ihrer Unerfahrenheit, Jugendlust und ihrem Jugendübermuthe nur vierundzwanzig Stunden vor Schaden zu behüten wären, sobald sie nicht unsichtbar von Engeln bewacht und beschirmt würden. Bis zum zehnten Jahre hätte die Hälfte der Kinder Arme und Beine gebrochen, wenn ihnen nicht himmlischer Schutz zur Seite stände. Kommt nun doch so ein Kindlein zu Schaden, wie wir ja manchmal erleben, so hat ein Engel aus irgend einem Grunde nicht die gehörige Vorsicht beobachtet, wodurch er sich im Himmel stets großer Verantwortung aussetzt. Im Allgemeinen aber verwalten die Engel mit bewunderungswürdiger Aufmerksamkeit und Sorgfalt ihr schönes Amt, weil es außerdem mit unserer verehrten Kinderwelt gar schlimm aussehen möchte. Wie oft fallen die Kleinen tagtäglich auf dieser Erde von Stühlen, Tischen und selbst die gefährlichsten Treppen hinab! Wir eilen erschrocken hinzu, voller Besorgniß, die Kleinen müßten keinen ganzen Knochen am Leibe

behalten haben, aber — wunderbar, es hat ihnen so gut wie nichts geschadet. Dies ist die Fürsorge ihrer Engel.

Da begab sich's eines Tages, daß im Himmel ein großes Fest gefeiert wurde. Der fürsorgende Engel eines zarten Kindleins konnte der Versuchung nicht widerstehen, diesem Feste beizuwohnen. Er dachte, auf die wenigen Stunden wird's ja nicht ankommen, die Wärterin ist ja eine sorgsame Frau und wird das Kindlein wohl behüten. Aber was ist alle menschliche Wachsamkeit und Fürsorge, sobald kein Engel wacht.

Wo kein Engel wacht
Ist groß des Teufels Macht.

So auch hier; trotz aller Vorsicht von Mutter und Wärterin that das Kindlein einen so schweren Fall, daß man es für todt nach seinem Bettlein tragen mußte. Der herbeigerufene Arzt erklärte zwar, daß noch Leben vorhanden sei, ob er aber werde das Kind zu erhalten vermögen, das könne er mit Bestimmtheit nicht behaupten. Bei sich aber dachte er, wenn es mir auch gelingt, das Leben zu retten, wird das unglückliche Wesen doch zeitlebens ein Krüppel bleiben.

Kaum aber hatte der fürsorgende Engel von dem schweren Unglück seines Pflegbefohlenen vernommen, als er zu seinem himmlischen Vater eilte und zu seiner Sühne knieend um die Gnade bat, Menschengestalt annehmen und die Pflege des unglücklichen Kindes übernehmen zu dürfen. Da der Herr in das unsäglich betrübte Herz des bittenden Engels schaute, hatte er Erbarmen und gewährte die Bitte.

Bereits am andern Morgen, als die arme Mutter trostlos am Bettlein ihres Lieblings saß, der Arzt hatte soeben mit besorgter Miene das Zimmer ver-

lassen, klopfte es leis an die Thür und ein wunderschönes Mädchen in einfach ländlicher Tracht trat herein. Das Mädchen sagte, es habe vernommen, daß hier ein Kindlein einen sehr schweren Fall gethan und daß man die unachtsame Wärterin entlassen habe. Es biete sich daher zur sorgsamen Pflege an. Auch verstehe es aus frischen Kräutern Tränkleins und Umschläge zu bereiten, die dem Kinde sehr wohlthun würden.

„Ich weiß," fügte sie trostsprechend hinzu, „daß solche frische Kräuter noch immer geholfen haben."

Die trauernde Mutter fühlte sich durch den Anblick des wonneschönen Mädchens und die holde Rede desselben wunderbar ergriffen. Eine innere Stimme sagte ihr, daß die schöne Unbekannte ihrem kranken Kinde nur Glück bringen könne.

„Gern nehme ich Dein Erbieten an," sagte sie, „aber gutes Kind, wo willst Du jetzt im tiefen Winter, wo der Schnee so hoch liegt, frische Kräuter herbekommen, die für mein Kind so heilsam sein sollen?"

„Diese besorge ich schon," antwortete das Mädchen, trat leise zu dem Bettlein, legte still seine Hand auf das kaum hörbar schlagende Herz, worauf das Kindlein, das bis jetzt von Schmerzen gepeinigt sich unruhig hin und wider gewendet, beruhigt in sanften Schlummer sank. „Euer Kindlein schläft jetzt," sprach die Fremde, „stört es nicht, ich sorge für die Kräuter."

Die Mutter faltete, als das Mädchen das Zimmer verlassen hatte, wunderbar bewegt die Hände. „Hat mir Gott einen Engel gesendet?" frug sie. So war der Eindruck gewesen, den die Fremde auf sie gemacht hatte. Sie hatte von derselben nichts erfahren, als daß sie Gabriele heiße und aus fremdem [illegible] Stamme.

Aber Stunde um Stunde verrann, das Kindlein schlief sanft fort, doch Gabriele kehrte nicht zurück. Die Mutter wußte nicht, was sie denken sollte. Vergeblich sah sie sich die Augen aus nach dem Walde, wohin Gabriele ihren Weg genommen hatte. Eisig und unheimlich wehte der Nordsturm über die weiße Schneedecke.

„O Gott," rief sie, „das arme Kind, in seiner einfachen leichten Bekleidung, wird es sich nicht verirrt haben im Walde? Das arme Kind ist bei dieser eisigen Kälte vielleicht erfroren."

Da — schon legten sich die ersten Abendschatten über's Land — erschien Gabriele wieder, ganz erfroren und mit blutenden Händen, aber in einem Körbchen trug sie die seltsamen Kräuter.

„Armes Mädchen!" rief die hocherfreute, aber von tiefem Mitleid für die Arme ergriffene Mutter. „Du hast Dich gewiß im Walde verirrt. Ich habe großes Bangen um Dich gehabt. Komm, erwärme und stärke Dich. Mein Kindlein schläft noch immer."

„Das wußte ich wohl," sagte Gabriele, „auch habe ich mich nicht verirrt, aber die Kräuter stehen so vereinzelt und so tief unterm Schnee, den ich erst wegnehmen mußte; andere waren mit Eis bedeckt."

„Gutes Kind, Du konntest den Tod davon haben."

„O nein," lächelte das Mädchen, „blos die Hand schmerzt etwas, doch that ich es so gern und — fügte sie hinzu — ich muß noch manchmal in den Wald."

Sie kochte und bereitete jetzt die Kräuter wie die erfahrenste Krankenwärterin für das kranke Kindlein, das aus seinem sanften Schlafe gekräftigter erwacht war. Es ward an den wunden, schmerzhaften Stellen

mit heilenden Kräutern bedeckt und ihm auch eine stärkende Kräutersuppe gereicht.

Als der Abend gekommen war, sagte Gabriele: „Geht jetzt zur Ruhe, gute Mutter, und schlaft ohne Sorgen, ich wache die Nacht bei Euerm Kindlein."

Als am andern Morgen der Arzt erschien, fand er den Zustand des Kindes so befriedigend, daß er der Mutter die Himmelsbotschaft mittheilen konnte, wie er jetzt ihr Kind zu retten glaube. Aber bereits mit Tagesgrauen war Gabriele nach schlafloser Nacht hinausgeeilt, um neue Kräuter zu holen, und wieder kehrte sie erfroren und mit blutenden Händen zurück.

So genas das Kindlein von Woche zu Woche. Die gelähmten Glieder bekamen wieder Bewegung und das holde Gesichtchen lächelte wieder zur Mutter, aber ganz besonders zu seiner Pflegerin; diese aber war unermüdlich in ihrer Pflege; Tag für Tag eilte sie in den Wald und grub mit ihrer zarten Hand den Schnee hinweg und brach das Eis, um Kräuter für das kranke Kind zu erlangen.

Als aber die siebente Woche gekommen war, wurde Gabriele auffallend ernster und trauriger. Ja, wenn sie am Bettlein ihres Pfleglings saß und ihr schönes Auge mit unendlicher Liebe auf demselben ruhte, stahl sich zuweilen eine Thräne daraus hervor.

Besorgt fragte die Mutter: „Gute Gabriele, was ist Dir? Du bist nicht mehr so heiter wie sonst, trotzdem, daß mein Kind unter Deiner Pflege so herrlich gedeiht."

„Weil ich Euch bald verlassen muß," sprach Gabriele mit einem Lächeln, durch das eine Thräne glänzte.

„Wie, Gabriele, Du wolltest uns verlassen, Du, der ich das Leben meines Kindes danke?"

„Doch, doch," sprach das schöne Mädchen. „Mit dem siebenten Tage der siebenten Woche gehe ich das

letzte Mal zum Walde. Euer Kindlein ist genesen, wird sein Bettchen verlassen und bald wieder tanzen und springen, wie zuvor."

„O, bleib' bei uns, verlaß uns nicht," bat die Mutter.

„Ich muß Euch verlassen," sprach mit sanfter Trauer Gabriele, „der Vater hat mir sagen lassen, daß er meiner bedarf, daß ich zu ihm kommen soll. — „Doch," fügte sie mit seligem Lächeln hinzu, „wir sehen uns einst wieder. Wird das eine Freude sein, wenn ich einst Rosa — so hieß das kleine Mädchen — bei mir haben werde."

„Aber," klagte die Mutter, „wo soll ich eine so liebevolle Pflegerin für meine Kinder finden?"

„Ihr müßt die frühere Wärterin wieder in Dienst nehmen," sagte Gabriele, „sie ist wachsam und gut. Glaubt mir, die gute Marthe trug nicht Schuld an dem Unglück Eures Kindleins. Sein Engel hatte es verlassen. Erfüllt darum meine Bitte, nehmt die brave Marthe wieder an; sie wird nach dem großen Unglück um so vorsichtiger mit Rosa umgehen. Euer Kindlein wird von nun an keinen Schaden mehr leiden, da Gott ihm einen schützenden Engel senden wird."

Die Mutter ward durch diese Worte so ergriffen, daß sie das Zimmer verließ, um ihre Thränen zu verbergen. Als sie nach einiger Zeit zurückkam, war Gabriele vor übergroßer Ermüdung, denn sie hatte heute sehr tief in den Wald gehen müssen, um die gewünschten Kräuter zu finden, sanft in Schlummer gesunken. Das Lämpchen warf nur einen trüben Schein, so daß es dunkel im Zimmer war. Gabriele schien zu träumen. Da bemerkte die Mutter, daß von Zeit zu Zeit ein goldener Stern auf der Stirn des Mädchens schimmerte.

Die Mutter erkannte hieraus, daß sie einen Boten des Himmels in ihrem Hause beherberge und daß ein Engel ihr Kindlein gerettet habe. Sie kniete betend nieder, bis Gabriele erwachte und der Stern verschwand.

„Ich habe wunderschön geträumt," sagte Gabriele, „ich befand mich in der Wohnung meines Vaters und er reichte mir lächelnd seine Hand."

Die Mutter aber sagte nichts, daß sie den Stern geschaut habe. —

Als der siebente Tag der siebenten Woche herniedersank, war es schon nahe dem Frühling. Gabriele beugte sich über die sanft schlummernde Rosa. Dann hauchte sie einen leisen Kuß auf die Stirne des träumenden Kindes und verließ die Wohnung. Wie die Mutter ins Zimmer trat, suchte sie vergebens nach Gabrielen, die doch immer so pünktlich und sorgsam am Bettchen Rosa's gesessen. Von banger Erwartung ergriffen eilte sie vor die Thür des Hauses. Da sah sie in der Frühlingsnacht einen wunderschönen Stern über den ergrünenden Wald nach Osten ziehen.

Am nächsten Morgen verließ Rosa vollkommen geheilt ihr Bett, und sprang und tanzte bald wie früher.

Als sie aber zur reizenden Jungfrau heraufblühte und es dunkel wurde und ein erhabener Gedanke durch ihre Seele zog, oder ihr Herz sich recht selig fühlte, schimmerte ein goldener Stern auf ihrer Stirn.

Dieß war der Kuß des Engels.

Die Sage davon blieb nicht verborgen und Rosa hieß bald in der ganzen Gegend:

„Das Mädchen mit dem goldenen Stern."

Druck von Alexander Wiede in Leipzig.



Die Mutter erkannte hieraus, daß sie einen Boten des Himmels in ihrem Hause beherberge und daß ein Engel ihr Kindlein gerettet habe. Sie kniete betend nieder, bis Gabriele erwachte und der Stern verschwand.

„Ich habe wunderschön geträumt," sagte Gabriele, „ich befand mich in der Wohnung meines Vaters und er reichte mir lächelnd seine Hand."

Die Mutter aber sagte nichts, daß sie den Stern geschaut habe. —

Als der siebente Tag der siebenten Woche herniedersank, war es schon nahe dem Frühling. Gabriele beugte sich über die sanft schlummernde Rosa. Dann hauchte sie einen leisen Kuß auf die Stirne des träumenden Kindes und verließ die Wohnung. Wie die Mutter ins Zimmer trat, suchte sie vergebens nach Gabrielen, die doch immer so pünktlich und sorgsam am Bettchen Rosa's gesessen. Von banger Erwartung ergriffen eilte sie vor die Thür des Hauses. Da sah sie in der Frühlingsnacht einen wunderschönen Stern über den ergrünenden Wald nach Osten ziehen.

Am nächsten Morgen verließ Rosa vollkommen geheilt ihr Bett, und sprang und tanzte bald wie früher.

Als sie aber zur reizenden Jungfrau heraufblühte und es dunkel wurde und ein erhabener Gedanke durch ihre Seele zog, oder ihr Herz sich recht selig fühlte, schimmerte ein goldener Stern auf ihrer Stirn.

Dieß war der Kuß des Engels.

Die Sage davon blieb nicht verborgen und Rosa hieß bald in der ganzen Gegend:

„Das Mädchen mit dem goldenen Stern."

Druck von Alexander Wiede in Leipzig.



Ferdinand Stolle's

ausgewählte Schriften.

Volks- und Familien-Ausgabe.

Neunundzwanzigster Band.

5. Supplem.-Band.

Leipzig,
Ernst Keil.
1865.

Die

Deutschen Pickwickier

auf Reisen.

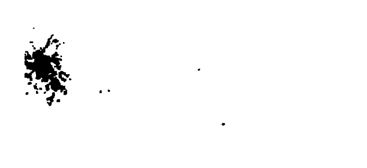
Lustiges Seitenstück zu dem lustigen Buche „Deutsche Pickwickier“

von

Ferdinand Stolle.

Erster Band.

Leipzig,
Ernst Keil.
1865.



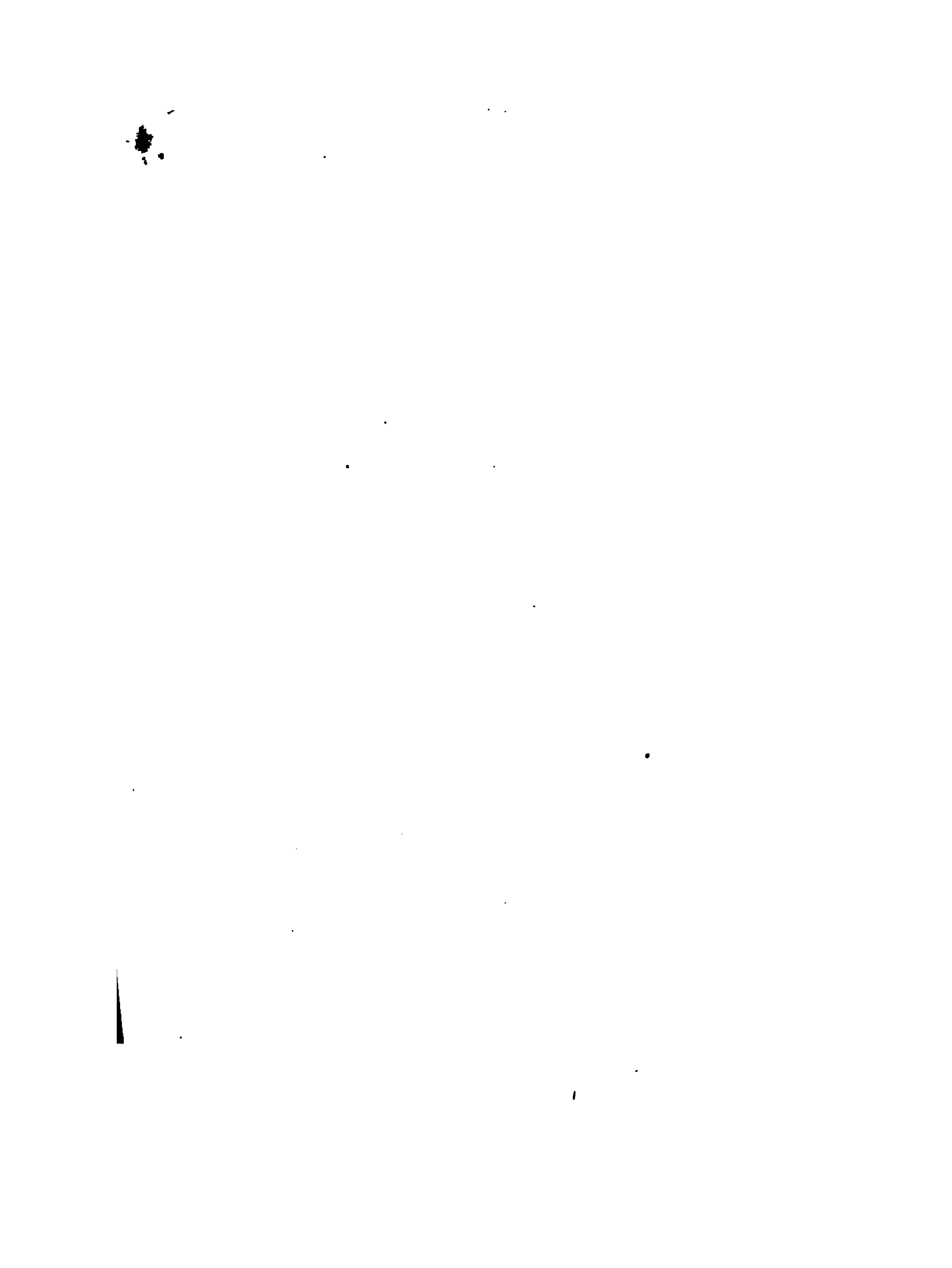


Vorwort.

Die nachstehenden Blätter sind zunächst für die Besitzer und Leser meiner, in wiederholten Auflagen erschienenen, „deutschen Pickwickier“ bestimmt. Sie bilden insofern eine Fortsetzung dieses launigen Romans, als sie bekannte Persönlichkeiten aus demselben in neue komische Situationen versetzen. Auf einen künstlerischen Organismus als Roman machen sie darum durchaus keinen Anspruch. Es sind eben launige Scenen kunstlos aneinander gereiht, und wenn der Leser durch sie wiederholt in herzliches Lachen versetzt wird und sie ihm ein paar heitre Stündchen verbringen helfen, hat mein Büchlein seinen Zweck vollkommen erreicht.

Dresden, Anfang November 1864.

Ferdinand Stolle.



Die

Reise in die Residenz.

Erster Theil.

Erstes Kapitel.

Wie es gekommen, daß sich der Sportelschreiber Kappler nochmals verleiten ließ, mit dem Inspector Sonnenschmidt auf Reisen zu gehen.

Was helfen alle reiflichen Entschlüsse und guten Vorsätze. Unsichtbare Mächte gebieten über den Sterblichen, sie packen, stoßen, schieben und treiben ihn. Was wollte der Sportelschreiber Kappler vor diesem Weltgesetze voraus haben? Was hatte es dem braven Manne geholfen, daß er — wie wir im Dorfbarbierkalender gelesen — in sein Tagebuch geschrieben und dreimal unterstrichen hatte: „Einmal mit dem Inspector gefahren und nicht wieder.“ Sein Schicksal riß ihn hin, wie der große Napoleon zu sagen pflegte. Die Sache ging so zu:

Der Inspector Sonnenschmidt, ein aufmerksamer Leser nicht blos des politischen Theils der Leipziger Zeitung, sondern auch der Versteigerungen, Steckbriefe, Verkäufe des untrüglichen Insektenpulvers und des Hauschild'schen Haarbalsams, hatte Seite 77, ganz oben in der Ecke eine Edictalladung ausfindig gemacht, wo von einer Wittwe Murgel die Rede war, die unlängst eines blassen Todes verblichen mit Hinterlassung einiges Vermögens. Die unbekannten Erben wurden aufgefordert, ihre Ansprüche bei dem residenzlichen Bezirksgericht geltend zu machen.

Der Inspector, in den Verwandtschaftsgraden der Neukirchner Bevölkerung ebenso zu Hause, wie der Reichshistoriograph in den Stammtafeln des heiligen römischen Reichs, entsann sich sofort, daß ihm der Sportelschreiber Kappler einst in vertrauter Stunde gestanden, wie ihm in der Residenz eine alte Muhme Namens Murgel lebe. Ihr Mann habe als Stabstrompeter bei einem preußischen Regimente gestanden und sei in der Schlacht von Jena dem Kaiser Napoleon unterlegen. Der gute Mann habe an jenem verhängnißvollen Octobertage dermaßen zum Rückzuge in die Trompete gestoßen, daß er sogar sich auf der Brust etwas zersprengt, wovon er, wie er selbst später zu sagen pflegte, einen Knax davon getragen, in Folge welches „Knaxes" er auch nach ein paar Jahren sanft und selig in das Land der himmlischen Trompeten eingegangen.

Der Inspector, welcher für gewisse Fälle stets einen Rothstift bei sich führte, machte neben der Edictalladung einen determinirten Strich und begab sich mit seiner Entdeckung sofort zu Kapplern, den er aus der Rathsstube herausrufen ließ.

„Wissen Sie schon, daß Ihre Muhme todt ist, die verwittwete Murgel?"

„Kein Wort, mein geehrtester Herr Inspector!"

„Da sehen Sie, Kappler," äußerte Sonnenschmidt, der bekanntlich das Hofmeistern nicht lassen konnte, von welchem wahrhaft beispiellosen Leichtsinne Sie besessen sind. Die fetteste Erbschaft — so eine Wittwe scharrt zusammen — liegt vor Ihnen. Sie brauchen blos die Hand auszustrecken. Nein, nicht einmal die Leipziger Zeitung lesen Sie. Wozu sind denn die Zeitungen überhaupt da? Wozu ist die Buchdruckerkunst erfunden? Wozu hat eine weise

Gesetzgebung die Edictalladungen erdacht? Daß wir sie leichtsinnig überfliegen sollen? Gewiß nicht. Ich glaube Ihre eigene eheliche Verbindung könnte in der Zeitung stehen, die Niederkunft Ihrer Frau mit Zwillingen, Sie guckten nicht nach."

Der Sportelschreiber lief ob dieser letzten delicaten Voraussetzungen als schamhafter Junggeselle roth an. Er bemühte sich, dem Inspector eine günstigere Ansicht über sein Zeitunglesen beizubringen.

„Im Gegentheil, mein verehrtester Herr Inspector, ich lese sorgfältig jede gerichtliche Bekanntmachung. Die betreffende Edictalladung muß mir im Drange der Geschäfte —"

„Drange der Geschäfte," fuhr Sonnenschmidt eifernd fort, „mag es drängen so viel es will, wo sich's um Mein und Dein handelt, sperrt man die Augen auf. Wenn ich nun nicht war? Was da? Die Erbschaft lag für Sie im Monde."

„Die Frau thut mir leid," sprach jetzt Kappler, bei welchem das Gefühl der Verwandtschaft alle egoistischen Erbschaftsgedanken in den Hintergrund drängte, „sie konnte in den Jahren noch gar nicht so vorgerückt sein. Ich mache mir jetzt ordentlich einen Vorwurf, daß ich ihr lange Zeit nicht geschrieben habe. In der That, der Fall geht mir nah."

„Dem sei wie ihm wolle," versetzte der weichen Gefühlen weniger zugängliche Inspector, „kurz die Stabstrompetern ist hinüber. Jetzt gilt's resolut zuzugreifen, und dies je eher, desto lieber."

Der Sportelschreiber drückte sich eine Thräne aus den Augen und sprach bewegt: „Es war eine geborene Kappler."

„Desto besser," nickte Sonnenschmidt, „da kann Ihnen die Erbschaft ja gar nicht entgehen. Fassen

Sie sich darum als Mann, sterben müssen wir Alle."

„Aber in ihren besten Jahren, es ist traurig," fuhr Kappler, bei dem die Rührung mehr zu= als abnahm, fort.

„Wenn ihr Mann bei Jena Trompete geblasen, lassen sich diese „besten Jahre" halten," suchte Sonnenschmidt zu beruhigen, „sein Sie kein sentimentales Lamm, sondern behalten Sie die erforderliche Contenance, um zu überlegen, wie wir der Erbschaft am besten beikommen."

„Sollte meine selige Muhme wirklich etwas Erkleckliches hinterlassen haben, das sich der Mühe und Unkosten verlohnte?"

„Wie sprechen Sie wieder, Kappler," rügte der Inspector, „Mühe verlohnen — Erbschaftsobjecte sind da, viel oder wenig, wird sich bald ausweisen. Vielleicht harte Thaler in einem alten Strumpfe, Wittwen lieben das. Uebrigens sieht man einem ererbten Gaul nicht in's Maul. Sie müssen noch heute um Urlaub einkommen. Unter bewandten Umständen kann ihn der Stadtrichter nicht verweigern. Ich begleite sie als erfahrener Mann. Ohne mich bekommen Sie kein Bankbein und wäre die Erbschaft rothschildisch. Sie sind viel zu weichherzig, lassen sich besuadiren, vielleicht kommen gar Weiberthränen in's Spiel. Man hat Exempel. Sie wären mit Ihrem Butterherzen geliefert. Ich kenne das."

Der Sportelschreiber war ganz zerknirscht ob des hochherzigen inspectorlichen Beistandes, dessen Wichtigkeit er bei seiner Unerfahrenheit in der großen Welt nur zu sehr anerkannte.

„Mein hochverehrtester Herr Inspector, wie soll ich Ihnen danken für so hochherzige Mühewaltung."

„Mit bloßem Danken,“ erwiderte Sonnenschmidt, „ist's allein nicht abgethan. Ich bin nicht eigennützig, aber ich hoffe, Sie werden nicht knickern, je nach der Erbschaft. Die Spesen und Atzung werden gleichfalls in Abzug gebracht. Auch dürfen Sie als hoffnungsreicher Erbe nicht als Simplex durch die Welt fahren. Sie müssen sich sehen, was aufgehen lassen, als Weltmann auftreten, daß die Leute Respect bekommen. Mit bloßen Bücklingen kommt man zu nichts; namentlich in der Residenz, die von Gaunern und Lungerern wimmelt. Daß ich dabei nicht darben darf, werden Sie einsehen. Als Ihr Begleiter muß ich so gut meine drei Gänge haben wie Sie; mit dem Weine gilt dasselbe. Auch kehren wir nicht im faulen Esel ein am Thore, wo ich sonst abzusteigen pflegte, sondern im goldnen Löwen auf der Lindenstraße, der mir noch vor Kurzem empfohlen worden. Kurz, Registrator, 's wird eine Pracht und Herrlichkeit.“

Kapplern, der noch voller Wehmuth ob der gestorbenen Muhme, war bei den depensiösen Ausschweifungen des sonst so sparsamen Inspectors keineswegs herrlich zu Muthe. Er wagte die bescheidene Inerwägungsstellung:

„Falls das Erbtheil — was doch nicht vorauszusehen — sich auf ein solches Minimum reduziren dürfte“ —

„Da lassen Sie mich sorgen,“ tröstete der Inspector, „ich werde bald dahinter sein, ob die Murgeln goldne Eier gelegt hat oder nicht.“

„Die gute Muhme, hätte ich ihr nur das Einzigemal noch geschrieben,“ seufzte der Sportelschreiber.

„Da ist lediglich Ihre Faulheit schuld,“ rügte der Inspector; „wären Sie mit der Frau in regel=

mäßige Correspondenz getreten, hätten Sie ihr pünktlich zum Geburtstage gratulirt, wie man mit Leuten zu thun pflegt, die man beerben will, wär' Ihnen die Erbschaft, nach der wir uns jetzt vielleicht mühvoll abrackern, testamentarisch in's Haus geflogen."

„Ich habe nie an ihren Tod gedacht, ich glaubte, die Stabstrompetern würde mich überleben."

„Was das wieder für krankhafte Phantasien sind. Schlimm genug, daß Sie nicht an den Tod der Murgeln gedacht haben. Die Trompetern war nicht unsterblich, wie die Erfahrung gelehrt hat, doch Ihre Unterlassungssünden sind einmal nicht gut zu machen. Ihr Lamentiren hilft jetzt nichts. Was zu spät ist, ist zu spät. Vergessen Sie das Nothwendigste nicht. Halten Sie noch heut um Urlaub an. Ich werde das Weitere besorgen."

Tief betrübt kehrte der Sportelschreiber zu seinem Sporteltische zurück, während der practische Sonnenschmidt sofort die nöthigen Anstalten traf, um über die etwaige Hinterlassenschaft der verwittweten Murgel die nöthigen Erkundigungen einzuziehen.

Zweites Kapitel.

Zweifel und Scrupel Kapplers. Entsetzliche Entdeckung. Sonnenschmidt bestellt die Fuhre.

Der Unermüdlichkeit des Inspectors war es nur […]ald gelungen briefliche Auskunft zu erhalten, ob […]verwittwete Murgel wirklich mit so viel Hinter-[…]schaft, wie er sich ausdrückte, „abgefahren", daß

wenigstens die Reisespesen herauskämen. Ob für Kapplern etwas übrig blieb, ließ ihn vollkommen ruhig. Er dachte nur daran, wie er je länger je lieber kostenfrei und splendid durch die Welt fahren und bei dieser Gelegenheit für sich selbst einige Geschäfte besorgen könne. Sonnenschmidt, obschon er seinem Leibe nichts abgehen ließ, ward doch zum vollendeten Vielfraß und Gourmand, sobald es nicht aus seinem Beutel ging. Wenn er daher bei einem der Grundbesitzer, auf deren Besitzthum er Hypotheken stehen hatte, zu Tische war, schrieb er sich den Tag vorher, obschon Protestant, freiwillig einen Fasttag aus, wo er sich bloß halb satt aß, um den nächsten Tag, wo das kostenfreie Traktament stattfand, über einen doppelten Appetit gebieten zu können. Sonnenschmidt war dann Wolf und Tantalus in Einer Person und verwerthete auf diese Weise sein Kapital, das er auf dem Grundstück stehen hatte, doppelt, indem er außer den landesüblichen Zinsen, die er in harten Thalern einstrich, auch noch einen Naturalzins abfraß; denn essen konnte man's nicht nennen.

Sonnenschmidt hatte sich in der Kappler'schen Erbschaftsangelegenheit an seinen Freund Lepperdinger in der Residenz gewandt. Das war ein wegen früherer Schwindeleien removirter Advokat, der sich jetzt von Stöckeladvokatur, Häuser-Verkauf und Tausch, Güterausschlächterei, Agenturen und Lotteriesubcollectionen, ferner als Commissionär von Bruchbandagen und Hühneraugenpflaster schlecht und recht nährte und der sich für zwanzig Thaler in einem deutschen Bundes-Staate das Prädicat „Assecuranzrath“ gekauft hatte. Man ersieht aus letzterem Falle, wie die so ange-

feindete deutsche politische Zersplitterung doch auch ihre anerkennungswerthen Seiten hat.

Die Antwort Lepperdingers über den Nachlaß der verwittweten Murgel waren so ungemein zufriedenstellend, daß Sonnenschmidt Kapplern als Erbschafter ordentlich zu beneiden anfing und der dunkle Gedanke in ihm zu dämmern begann, ob nicht ein Weg ausfindig zu machen, um den Glückspilz, wie er den Sportelschreiber nannte, von einem Theile der Last seines Mammons zu befreien. Bevor jedoch dieser christliche Gedanke weitere Form und Gestalt gewann, beschloß der Inspector vor allen Dingen bei der Erhebung der Erbschaft als entschiedener Depenseur aufzutreten und sich nichts abgehen zu lassen. Er hielt sich dazu auch für vollkommen berechtigt und legitimirt, da es ja seiner Umsicht und seinem gewissenhaften Zeitungslesen allein zuzuschreiben, daß der Sportelschreiber etwas von der Erbschaft erfuhr.

Sein erster Gang nach erhaltenem Briefe war daher zu Kapplern.

„Wie steht's mit dem Urlaub?" war die erste Frage.

„Der Herr Stadtrichter," lautete die Antwort des Sportelschreibers, „scheinen nicht ganz abgeneigt, für den Fall nämlich, daß die Erheblichkeit der Hinterlassenschaft sich wirklich in einem Grade herausstellen sollte, daß eine Antretung überhaupt für zweckdienlich und darum wünschenswerth erachtet werden dürfte, was ich jedoch," fügte er hinzu, „vor der Hand noch zu bezweifeln mich in bedenklichem Grade veranlaßt finde."

„Sie sind viel zu sehr Sicherheits-Commissarius, Kappler," rügte der Inspector, „nachdem Sie mir selbst versichert, daß außer Ihnen keine nähern Ver-

wandten am Leben, so — ich will nicht hoffen," fügte er hinzu, „daß die Murgeln nach dem Trompeter den Schwabenstreich begangen und zum zweiten Male geheirathet, wo ebenso unerwartet, wie unerwünscht nachwachsende Geschlechter hindernd in den Weg treten könnten. Sie wissen also genau, daß die Murgeln an dem Trompeter genug hatte und keine anderweite Copulation stattgefunden?"

Der pietätvolle Sportelschreiber, dem es ganz und gar nicht angenehm klang, wenn der Inspector immer nur schlechtweg von der „Murgeln" sprach, erwiederte in Bezug auf eine anderweitige eheliche Verbindung der Verstorbenen:

„Meine selige Frau Muhme würde bei einer so tief eingreifenden Umgestaltung ihrer häuslichen Verhältnisse sicher nicht Anstand genommen haben, mich davon in Kenntniß zu setzen, wenn ihre beschränkten Verhältnisse vielleicht auch nicht gestattet haben dürften, mich zur Hochzeit einzuladen; aber alle Zuschriften lauteten verwittwet und in der Regel lamentabel ob des schwer zu erschwingenden Miethzinses und der theuren Butter. Die Viertelkanne kostete in ihrem letzten Briefe nahe an 7½ Groschen und bis zu ihrem Ende wird sie wahrscheinlich nicht billiger geworden sein. Alles ist ja im Steigen. Die gute Frau hatte also gewiß zu schwimmen und zu waten."

„Das hat sich in den letzten Jahren geändert," beruhigte der Inspector; „mein Freund, der Assecuranzrath Lepperdinger, hat mir darüber geschrieben. Kurz, ich bestelle den Holsteiner nebst Fuchs, bei Ziegenbalge."

„Eigen Geschirr —?!" stammelte der Sportelschreiber, den der Kostenpunkt wieder in eine Stimmung versetzte, wo die Gemüthlichkeit aufhört.

„Sollen wir etwa wie Bettelmönche durch die Welt ziehen,“ äußerte der Inspector, „den Quersack mit Brod und Quark auf dem Rücken? Das fehlte. Zudem machen wir zuvor einen Abstecher nach Grasdorf, ich muß wissen, wie es mit Kratzen steht, der bereits vier Wochen mit den Interessen restirt. Ich fürchte, Kratze ist faul. Wer weiß, ob ich mit meiner zweiten Hypothek mit einem blauen Auge davon komme. Da ist das Beste, man sieht selber nach.“

Der ehrliche Kappler vermochte sich trotz der Versicherung des Assecuranzrathes Lepperdinger durchaus nicht einzureden, daß seine Muhme in vermögenden Verhältnissen das irdische Jammerthal verlassen haben sollte und war gewissenhaft genug, diesen Punkt immer von Neuem wieder dem Inspector zur Begutachtung anheim zu geben.

„Meine selige Muhme“ begann er.

Jetzt ward Sonnenschmidt ungeduldig.

„Sprechen Sie doch nicht von „seliger“ Muhme,“ sprach er, „Ihre Muhme ist ganz und gar nicht selig. Die schwitzt dermalen im tiefuntersten Höllenpfuhl.“

Kappler glaubte nicht recht gehört zu haben. Er war ob des Höllenpfuhls so erschrocken, daß er nicht im Stande war zu fragen, warum denn seine Muhme in der Hölle schwitzen solle? Der Inspector fuhr fort: „Ich muß Ihnen nur reinen Wein einschenken, sonst reiben Sie sich in Ihrer Zweifelsucht selbst auf. Ihre Muhme war in den letzten Jahren Wucherin, lieh auf Pfänder, nahm zehn Procent. Da steckts. Dafür schwitzt sie jetzt. Daher der Mammon. Außerdem möchte es freilich windig aussehen. Mein Freund, der Assecuranzrath Lepperdinger, muß das wissen. Denken Sie denn, daß ich

mich außerdem für die Sache so lebhaft interessiren würde?“

Der Sportelschreiber konnte sich ob der so unerwarteten Versetzung seiner Muhme in den Höllenpfuhl lange nicht beruhigen. Endlich faßte er sich und bekam Muth zu der Inerwägungstellung: „Sollte sich nicht von Seiten des geehrten Herrn Assecuranzrathes Lepperdinger in Betracht meiner theuern Vollendeten, vielleicht ein leicht zu entschuldigender Irrthum auffinden lassen?“

Der Inspector, welcher nicht geglaubt hatte, daß der sittenreine Kappler durch das verrathene Wuchergeschäft seiner Frau Muhme in solche Alteration versetzt werden könnte, suchte zu beruhigen.

„Die Frau kann ja auch in der Lotterie gewonnen haben,“ sprach er. „Das Schicksal spielt oft wunderbar.“

Kappler vermochte aber die Wucherei nicht aus dem Kopfe zu bringen.

„Wenn das Entsetzliche wahr wäre,“ sprach er, „man kann Niemandem in das Herz sehen, da würde auf dem Erbe durchaus kein Segen ruhen.“

„Dummes Zeug,“ lachte der über dergleichen Scrupel erhabene Sonnenschmidt, „Thaler bleibt Thaler, gleichviel wo er herkommt.“

„Möchten aber im Falle der Wucherei nicht Kirchen und fromme Stiftungen,“ gab der für sein Seelenheil besorgte Kappler zu bedenken, „zuvor reiflich zu bedenken sein, gleichsam als Entsühnung.“

„Kirchen und Schulen?“ polterte der Inspector, „bedenken Sie mich lieber. Das hilft eben so gut.“

Der Sportelschreiber schauderte ob solcher Scrupellosigkeit; gleichwohl hielt er den Inspector als Entsühner nicht für hinreichend.

„Wenn Ihnen vor der Erbschaft überhaupt graut,“ fuhr Sonnenschmidt fort, „Niemand kann für seine Natur, da treten Sie mir dieselbe ganz ab.“

Sein gutes Recht auf bloßen Verdacht hingeben, wollte Kappler auch nicht. Er sagte daher: „Vor Allem dürfte wohl vorerst zu ermitteln sein, ob die Hinterlassenschaft meiner verstorbenen Muhme — „selige“ getraute er sich nicht mehr zu sagen — wirklich einer Handlungsweise, die — der Nachsatz zerfloß in einen Seufzer — oder ob vielleicht ein glücklicher Lotterietreffer, wie der geehrte Herr Inspector vorhin die Vermuthung auszusprechen die Güte hatten, den Grund zu dem Wohlstande gelegt hat.“

„Darum bleibt's bei der Fuhre,“ entschied der Inspector, „die ich jetzt zu bestellen gehe. Sie reichen den Urlaub ein und morgen geht's frisch in die Welt.“

Auf dem Wege zum Lohnrößler Ziegenbalg überkam dem Inspector, wie er ihn selbst nannte, ein „delicater“ Gedanke — Kappler's große Gewissenhaftigkeit gab die Veranlassung.

„Wie wäre es,“ sprach er zu sich, „wenn ich mir eine Geschichte ausdenke und dem Sportelschreiber glaubhaft mache, daß an der Hinterlassenschaft der Murgeln nicht blos der Schweiß und Fluch ruinirter Familienväter, sondern auch Blut klebe, daß die Witwe unter der Hand in aller Stille gemeuchelt —? hab ich Kapplern dahin, rührt er keinen Heller an.“

Dieser Gedanke hatte für Sonnenschmidt etwas so Ansprechendes, daß er ihn gar nicht wieder los werden konnte und einen wahren Genuß darin fand, denselben immer weiter auszubeuten.

Als der Stadtrichter Kleinsimon in Erfahrung gebracht, daß laut Sonnenschmidt's Aussage in der

That Erbmasse vorhanden sei, machte er wegen des Urlaubes durchaus keine Schwierigkeit.

Der Sportelschreiber als hoffnungsreicher Erbe, erschien dem Chef des Stadtgerichts in weit berücksichtigungswertherem Lichte, denn als zeitherige Kirchenmaus. Ja er ging in seiner Hochherzigkeit so weit, Kapplern zur Bestreitung der Reise einen Vorschuß auf dessen Gehalt aus eigner Tasche anzubieten, aber Sonnenschmidt ließ sich's nicht nehmen, den Verleger selber zu machen, weil er fürchtete, daß, wenn Kappler die Kasse führe, er nicht splendid genug auftreten werde.

Drittes Kapitel.

Die Reise geht vor sich. Fuchsärgerlichkeiten. Des Inspectors Ansichten über das Jenseits. Legitimationsprüfung.

Es war ein prachtvoller Frühlingsmorgen, als der Inspector Sonnenschmidt mit dem Sportelschreiber Kappler in die schöne Welt hineinfuhren. Die Lerchen sangen am blauen Himmel; überall junges, goldnes Grün. Der Inspector als Wagenlenker saß auf dem Kutschersitze. Hinter ihm auf einer Bank des Holsteiners Kappler, in kerzengrader Haltung, einen thurmhohen Cylinder auf dem Kopfe. Die gewohnte Sackmütze war als Kopfbedeckung eines hoffnungsreichen Erbschafters nicht für passend erachtet worden. Kappler, der lange nicht so weit in's Freie gekommen, ward von dem schönen Morgen sanft gerührt. Er faltete die Hände und begann

„O wunderschön ist Gottes Erde,
Und werth, darauf vergnügt zu sein,
Drum will ich, bis ich Engel werde,
Mich dieser schönen Erde freu'n."

Sonnenschmidt, dem der Fuchs nicht tapfer genug auftrat, theilte keineswegs die sanften Frühlingsgefühle des Sportelschreibers.

„Bei Ziegenbalge," sprach er, „scheint die Haferfütterung auch nicht zu den Leidenschaften zu gehören, der Fuchs steht noch in den besten Jahren und sollte Besseres leisten."

Als er Kapplern hinter sich declamiren hörte, sagte er:

„Ja die Welt ist schön, aber das haben Sie mir Alles zu verdanken, diese Aussicht, diese Luft. Wo säßen Sie jetzt, wenn ich nicht war, ein verschimmelter und verkommener Actenwurm hinter Ihren Steuerrestanten. Bedenken Sie das wohl, Registrator," fügte er mahnend hinzu, „seien Sie stets eingedenk, daß Undankbarkeit eines der schwärzesten Laster ist."

„O mein hochverehrtester Herr Inspector," betheuerte der Sportelschreiber mit erhobener gelobender Hand, „wollen Hochdieselben auf das Allerbestimmteste sich überzeugt halten, daß meine unbegränzte Dankbarkeit noch in jener Welt —"

„Ach gehen Sie mir doch mit jener Welt," versetzte Sonnenschmidt, der mit dieser Aeußerung Kapplers ebensowenig zufrieden war, wie mit dem bedächtigen Auftreten des Fuchses, „seien Sie lieber in dieser Welt kein Knicker; verschieben Sie Ihre Dankbarkeit nicht auf Zeiten und ätherische Zustände, wo ich mir einmal nicht denken kann, daß es daselbst sichere Hypotheken giebt, wo Alles nach Gütergemeinschaft schmeckt."

„Ei mein hochverehrter Herr Inspector," entgegnete der fromme Sportelschreiber mit Wärme, „wer wollte an einem heiligen Engellande zweifeln?"

„Ich will Ihnen was sagen, Kappler, Sie mögen es nun krumm nehmen oder nicht, aber — jeder hat hier seine Ansichten — ich kann Sie mir einmal als Engel nicht vorstellen, geflügelt, partu nicht; und nun betrachten Sie mich erst bei meiner Corpulenz, wie würde ich mich als Engel ausnehmen, ebenfalls geflügelt?"

„Diese Fülle der Hülle," belehrte der Sportelschreiber, „müßte freilich zuvor abgestreift werden, um der von Körperbanden entfesselten, vielleicht befiederten Psyche Raum zu gewähren, durch ferne Räume zu schweben. Es wird gesäet verweslich und wird aufgehen unverweslich," fügte er bibelfest hinzu.

Sonnenschmidt, als er vom Abstreifen der Hülle hörte, sagte: „Das ist ein Kapitel, das ich nicht liebe. Sie, Kappler, mit Ihrer Heringsgestalt, wo die Seele vielleicht nur an einem Härchen hängt, so daß ein Losreißen wahres Kinderspiel, mögen die Sache auf die leichte Achsel nehmen; aber bedenken Sie meine Corpulenz. Ich fühle mich mit Schiffstauen an meinen Leib gefesselt."

„Ein Schlagfluß vermag viel," tröstete Kappler.

„Bleiben Sie mir vom Leibe mit Ihrem Schlagfluß," schauderte der Inspector; „unter allen Schlägen dieser Erde ist mir der Schlagfluß der gräßlichste. Lieber fünfundzwanzig Schläge vom Büttel, als einen einzigen Schlag vom Herrgott."

„Ich wollte damit nur sagen," erläuterte Kappler, „daß zuweilen die kräftigsten und blühendsten Constitutionen sich eines raschen und leichten Dahinster-

bens erfreuen, während sich die zarten und kränklichen oft wochenlang würgen."

„Lassen wir dieses sehr unerquickliche Kapitel," sprach der Inspector, „auf sich beruhen und beschäftigen wir uns lieber mit solidern irdischen Angelegenheiten. Wie steht's, Kappler, Sie haben sich doch hinreichend mit Legitimationen und Attesten versehen? Als Erbfahrer können Sie deren nicht genug mit sich führen. Unsere Gesetzgebung ist da scrupulös. Wie steht's vor Allem mit dem Taufzeugniß?"

„Das besitze ich," erwiderte Kappler, „auch das Taufzeugniß meines seligen Vaters, des Bruders der verstorbenen Frau Stabstrompetern."

„Gut," lobte der Inspector und fuhr fort, „das von Ihrer Mutter hätte auch nichts geschadet; ferner ist erforderlich ein Dienstzeugniß, wie lange Sie im Amte, und daß Sie während Ihrer Dienstzeit sich keiner Veruntreuung und Eingriffe in fremdes Eigenthum haben zu Schulden kommen lassen; ferner, daß Sie nicht in hochverrätherische Umtriebe verwickelt gewesen und sich nicht in staatsgefährliche Neuerungen eingelassen."

„Der Herr Stadtrichter", meinte Kappler, „waren so gütig mir eigenhändig ein Dienst- und Verhaltzeugniß auszustellen, das mich ob des darin vorkommenden unverdienten Lobes mit Schamröthe überströmte."

„Bon," sagte Sonnenschmidt, „da fällt der Hochverrath von selbst weg. Wie steht's ferner mit dem Schul- und Confirmandenzeugniß —?"

„Der Herr Copist Pomsel," entschuldigte Kappler, „meinte, ein solches sei nicht von Nöthen."

„Was weiß der Copist Pomsel," rügte der Inspector, „der sein Lebtag nicht aus Neukirchen heraus-

gekommen, von den Gebräuchen der residenzlichen Gerichtsbarkeit; man muß daselbst doch wissen ob man einen Culturmenschen vor sich hat, der Schulunterricht genossen und überhaupt unter die Christen gehört."

„Sollte da nicht der Taufschein, verehrter Herr Inspector —."

„Der legitimirt Sie blos als getaufter Christe, aber nicht als confirmirter. Dieser Mangel ist bedauerlich; sehr bedauerlich. Wenn Sie bei Gericht auf Schwierigkeiten stoßen, wasche ich meine Hände. Ich habe Sie gewarnt. Alsdann ist unerläßlich das Steuerquittungsbuch, damit Sie nicht in dem trüben Lichte eines Steuerrestanten erscheinen."

„Auch hinsichtlich dieses Punktes ging die Ansicht des Copisten Pomsel dahin, daß in Betracht des stadtrichterlichen Attestes —."

„Hätten Sie die Ansicht des Copisten Pomsel gehen lassen, wohin sie wollte und lieber das Quittungsbuch zu sich gesteckt. Besser bewahrt, als beklagt. Wie gesagt, ich wasche meine Hände, falls Ihnen in Folge Ihres Leichtsinn's Unannehmlichkeiten erwachsen. Weiter, der Schein, daß Sie in Folge Ihres schwachen Gesichts der Militärpflicht entbunden sind —?"

„Habe ich bei mir."

„Ferner der Schein, daß Ihnen bei Ihrer etwaigen Auswanderung nach Amerika keine gesetzlichen Hindernisse im Wege stehen?"

„Der Gedanke einer Auswanderung nach Amerika liegt mir aber so fern, geehrtester Herr Inspector —."

„Bleibt sich ganz gleich. Es ist gut, wenn man für alle Fälle gesattelt ist. Ein Schein mehr schadet in Deutschland nie."

„Wie steht's endlich mit der Vaccination?“ schloß der Inspector sein Legitimationsexamen.

Kappler, dem dieser Ausdruck fremd war, erkundigte sich schüchtern nach dessen Bedeutung.

„Nun, daß Ihnen, als sie noch im Flügelkleide wandelten, Kuhpockengift beigebracht worden ist?“

Jetzt ging dem Sportelschreiber ein Licht auf, und er antwortete erleichternden Herzens, „ja, mein verehrtester Herr Inspector, den Impfschein führe ich ebenfalls bei mir.“

Nachdem Sonnenschmidt hinsichtlich der Legitimationsfähigkeit einigermaßen Beruhigung gefaßt hatte, wendete er seine Aufmerksamkeit wieder dem Gaule zu, dessen gar zu bedächtiger Schritt ihn nachgerade in Harnisch brachte.

„Dieser Ziegenbalg sammt seinem Fuchse kann mir gestohlen werden,“ sprach er, „hätte ich von dieser Lendenlahmheit eine Ahnung gehabt, würde ich mich unbedingt für Bäcker's Braunen entschieden haben. Jetzt begreife ich auch, warum Ziegenbalg es so billig machte. Er sagte, es geschehe aus Gevatterschaft. Das wäre mein Gevatterschaftsfuchs. O Menschheit, selbst das Heiligste zu egoistischen Zwecken zu mißbrauchen. Allons, Fuchs!“

Damit knallte der Inspector determinirt mit der Peitsche, wodurch der Fuchs für eine kurze Strecke in etwas lebhafteres Tempo versetzt wurde, bald aber in die alte Lethargie versank.

Viertes Kapitel.

Sonnenschmidts Aerger über schlechte Wege. Einkehr im goldnen Wallfisch. Man beschließt, der Einkleidung einer Nonne beizuwohnen.

Um dem Interessensäumigen Kratze in Grasdorf beizukommen, war der Inspector genöthigt, einen Abstecher von der Landstraße, die nach der Residenz führte, zu machen. Nach mehrstündiger Fahrt erreichte man einen sogenannten kleinern deutschen Raubstaat, wo die Weggeldereinnahmen immer zahlreicher und die Wege immer schlechter wurden. Alle Viertelstunden sah sich der Inspector in die für ihn höchst unbehagliche Situation versetzt, sich vor dem Symbole deutscher Einheit, einem Schlagbaum, zu befinden, und genöthigt den Beutel zu ziehen. Sein Grimm, durch die Energielosigkeit des Fuchses beständig wach erhalten, wuchs von Chausseehaus zu Chausseehaus; seine Reden wurden immer regierungsfeindlicher und seditiöser, daß Kapplern im Hintergrunde angst und bange wurde, der Inspector könne sich einen Majestätsbeleidigungsprozeß auf den Hals reden, mit zweijähriger Brummung auf der Landesfeste.

„Im Königlichen," zankte Sonnenschmidt so laut und vernehmlich, daß es Jedermann hören konnte, „gab es für gut Geld wenigstens leidlichen Weg, hier aber muß man den Dr— appart bezahlen und das doppelt und dreifach. Und dieser Morast florirt und freut sich in stiller Beschaulichkeit seines gesicherten Dasein's unter des durchlauchtigsten deutschen Bundes schützenden Privilegien! Es ist himmelschreiend, wie für das Fortkommen des deutschen Volkes in manchen Bezirken gesorgt ist. Und da wundern

sich die Minister, daß die Revolutionssucht im Volke immer weiter frißt."

Nach einer Pause, wo sich das Fuhrwerk nur Schritt für Schritt vorwärts bewegte, fuhr Sonnenschmidt fort: „Ich möchte wissen, wie's hier aussieht, wenn es drei Tage geregnet hat — da ist der Morast des Teutoburger Waldes, wo Varus mit sammt seinen Legionen stecken blieb, ein Parket dagegen. Ich glaube, hätte der selige Hermann eine Ahnung gehabt, daß es nach zweitausend Jahren mit dem deutschen Fortkommen nicht besser beschaffen, würde er Römer Römer sein gelassen haben, die hielten wenigstens auf gute Wege."

Beim nächsten Schlagbaum, an dem man trotz der Schneckenfuhre nur zu bald anlangte, sagte er: „In diesem Großstaate scheint man alle Forstbewirthschaftung an den Nagel gehängt zu haben, indem man den Wald blos zu Schlagbäumen verwendet," und den Einnehmer frug er: „Sagt mir um Alles in der Welt, wie es Eure Regierung über's Gewissen bringen kann, hier Wegegeld zu verlangen; diese Sumpffährte ist ja gar kein Weg, geschweige eine Straße?"

Der Gefragte zuckte die Achseln ohne eine Antwort zu geben.

Nachdem der Holsteiner ein Stück weiter geackert, sagte Sonnenschmidt zu Kapplern: „Haben Sie das vielsagende Achselzucken des Einnehmers bemerkt, Kappler? Selbst dieser der Staatsmaschine incorporirte Staatsangehörige scheint mit den hiesigen Zuständen unzufrieden; aber er darf mit der Sprache nicht heraus, will er nicht die Conduitenliste seines Vorgesetzten bevölkern helfen. Giebt's denn in diesem verwahrlosten Reiche keinen Landtag? Wahrscheinlich

auch so ein Stück octroyirter, der nicht muckſen darf. Ha, diese Regierung!"

Dem loyalen Sportelschreiber, dem stets ein officieller Schauder überlief, sobald Jemand nur entfernt über eine hohe Staatsregierung seine Mißbilligung aussprach, erwiderte begütigend: „Wahrscheinlich ist es keine fiskalische Straße und nur eine gutsherrliche —".

„Ich bitte Sie, Kappler, thun Sie mir den Gefallen und tituliren Sie diesen Morast nicht Straße."

„Oder auch," fuhr der Sportelschreiber, die hohe Staatsregierung in Schutz nehmend fort, „falls der hohe Fiskus in der That hier zu gebieten haben sollte, regiert vielleicht ein zu nachsichtiger Herr Amtshauptmann, der in seiner Menschenfreundlichkeit die adjecirenden Herren Landbewohner nicht mit Straßenbesserung überlasten will, wie ja im eignen theuren Vaterlande vor noch nicht allzulanger Zeit Parallelfälle aufzuweisen sein dürften."

„Na wenn hier ein Amtshauptmann was zu sagen," sprach Sonnenschmidt, „so verdient der sein Lebtag nicht Major zu werden."

Nach einiger Zeit gelangte man wieder auf königliches Territorium, und die Straße befand sich in gutem Zustande.

„Gott Lob," meinte der Inspector, „daß wir aus diesem hoheitlichen Moraste heraus sind. Sehen Sie, Kappler, hier zahl' ich das Chausseegeld mit Wollust; man weiß da wenigstens warum!"

Der Sportelschreiber freute sich ob dieser zahlungsfreudigen und zahlungsbereitwilligen Gesinnung des Inspectors, und dankte dem Schöpfer, daß Sonnenschmidt jetzt eine Gelegenheit weniger hatte, gegen eine hohe Staatsregierung in Harnisch zu gerathen.

Die Landschaft, in die man einfuhr, war eine katholische Enclave. In einiger Entfernung ruhte ein freundliches Dorf mit alterthümlichem Kirchthurm im Thale. Daneben erhob sich das Nonnenkloster zur heiligen Ursula. Je näher man dem Dorfe kam, desto menschenbelebter ward die Straße. Landleute im Sonntagsschmucke gingen vorüber.

„Es muß hier katholischer Feiertag sein," sprach der Inspector, „denn unser lutherischer Kalender weiß nichts davon. Da ist simpeler Donnerstag."

Zugleich nahm er Gelegenheit, sich mißbilligend über die vielen katholischen Feiertage auszusprechen.

„Welche wahrhaft unschätzbare Arbeitszeit geht da verloren," sprach er.

Der gottesfürchtige Kappler erwiderte: „Die Stunden, mein hochverehrter Herr Inspector, so man dem Herrn weiht, dürfen doch wohl nicht als verlorene zu betrachten sein; sie erheben und stärken das Herz und befestigen den nur zu oft schwankenden Glauben."

„Wenn Sie Ihren schwankenden Glauben befestigen wollen, so haben Sie an zweiundfunfzig Sonntagen Zeit genug dazu, die unterschiedlichen Buß-, Bet- und Fasttage nicht gerechnet."

Der Sportelschreiber, um des Inspectors Tadelsucht, namentlich auf kirchlichem Gebiete, nicht noch mehr zu reizen, stand von einer fernerweiten Befürwortung der katholischen Feiertage ab und machte auf die alterthümliche Kirche aufmerksam, über deren „höchstidyllische Lage" er sich mit Enthusiasmus aussprach. Den Inspector lies diese „höchstidyllische Lage" der Kirche sehr ruhig. Weit mehr ward seine Aufmerksamkeit und sein Interesse durch das unfern gelegene stattliche Wirthshaus in Anspruch genommen,

dessen Schild „zum goldnen Wallfisch" schon von Weitem einladend daherwinkte.

„Dieser Wallfisch," sprach Sonnenschmidt, „soll nicht vergebens hierher geschwommen sein. In seinem Bauche wollen wir Mittag halten und rasten. Der Aerger mit dem lendenlahmen Fuchs und dem hoheitlichen Chausseehaus=gesegneten Moraste hat mich eben so hungrig wie müde gemacht. Uebrigens schicke ich die Kracke zurück. Mit der kämen wir unter vierzehn Tagen nicht nach der Residenz. Sie könnten dabei um Ihre ganze Erbschaft kommen. In acht Tagen halten in Neukirchen die Dragoner Pferderennen. Da kann sich Ziegenbalg auf seinem Fuchse betheiligen, wenn er den Ersten Preis gewinnen will." Unter diesen Gesprächen war man vor dem goldnen Wallfisch endlich angelangt, wo der dienstfertige Hausknecht sofort herbeisprang und dem Sportelschreiber aus dem Wagen half.

„Was ist denn hier für Feiertag?" erkundigte sich Sonnenschmidt, der gleichfalls abstieg und dem Johann gebot, den Fuchs auszuspannen.

„Es ist kein Feiertag, es wird eine Nonne eingekleidet."

„Was wird eingekleidet?"

„Eine Nonne!"

„Und darum das viele Volk im Sonntagsstaate?"

„Der Fall," meinte Johann, „ist lange nicht dagewesen, und die Ceremonie hat namentlich für das weibliche Geschlecht viel Ansprechendes."

„Kann man da auch mit zusehen?"

„Warum nicht!"

„Wann geht denn diese Einkleidung los?"

„In zwei Stunden."

„Das paßte," versetzte der Inspector, „da haben wir Zeit, dem Magen zuvor Etwas zu Gute kommen zu lassen." Und zum Johann: „Das Zusehen kostet doch nichts?"

„Keinen Heller."

Sonnenschmidt wandte sich, nachdem Johann den Fuchs fortgeführt, zu Kapplern, der sich etwas schüchtern in der ihm völlig fremden Umgebung umschaute.

„Wie wär's, Sportelschreiber, wenn wir uns die Sache mit ansähen? Eine Nonne ist ein zartes Wesen, Sie kriegen so was in Ihrem Leben nicht wieder zu sehen. Sie können noch Ihren nachwachsenden Enkelgeschlechtern von der Einkleidung erzählen. Zudem haben Sie gehört, daß es nichts kostet."

„Aber mein verehrtester Herr Inspector," gab der Sportelschreiber nicht ohne Besorgniß zu bedenken, „wenn unsere dissentirende Glaubensanschauung dem hiesigen der alleinseligmachenden Kirche angehörigen Publicum —"

„Man wird uns nicht gleich den Ketzer ansehen," beruhigte der Inspector, „machen Sie nur Alles hübsch mit, was die Hierarchie vorschreibt. Enthalten Sie sich aller absprechenden Aeußerungen und Urtheile über einen Cultus, der so gut seine Berechtigung hat wie der unsere; stecken Sie nicht den protestantischen Zeloten und Proselitenmacher heraus, da wird es schon gehen. Ich bin oft in katholischen Kirchen gewesen und immer unangefochten durchgekommen."

„Soll mich der Himmel in Gnaden bewahren," gelobte hoch und theuer der Sportelschreiber, „irgend einem Andersgläubigen auch nur die entfernteste Veranlassung zu Aergerniß zu geben."

„Soll mir lieb sein,“ sagte Sonnenschmidt, „aber jetzt wollen wir essen gehen.“

In der That saßen die zwei Erbfahrer auch bald vor einem lecker bereiteten Mahle. Der Inspector hatte auftragen lassen, was Küche und Keller hergaben. Er selbst aß unbeschreiblich und mit einem Appetite, um den ihn der Sportelschreiber, der schon von der Suppe satt war, beneidete.

„Sagen Sie mir nur, Kappler, wovon Sie eigentlich leben?“ frug kauend und unwillig der Inspector, als der Sportelschreiber nach einem genossenen, zwei Zoll langen Stücklein Rindfleisch und einem kleinen Löffel Schotengemüße seinen Hunger für vollkommen befriedigt erklärte und Messer und Gabel bescheidendlich sauber abgestrichen, neben den Teller legte; langen Sie doch Braten zu. Er ist delicat. Geniren Sie sich nicht. Es ist genug da. Ich gönn's Ihnen. Bezahlt muß es einmal werden.“

Kappler, um seine Mäßigkeit in entschuldigende Beleuchtung zu stellen, sagte: „Das viele Essen soll eine durch ausdauernde Uebung erzielte Angewohnheit sein, wie ein großer Gelehrter behauptet.“

„Lassen Sie das den großen Gelehrten behaupten,“ erwiderte Sonnenschmidt; „aber es ist eine sehr angenehme Gewohnheit. Darauf gebe ich Ihnen Brief und Siegel. Sehen Sie nur, wie mir's schmeckt.“ Damit harkte er das dritte Stück Braten aus der Schüssel und thürmte einen wahren Chimborasso von Compot auf den Nebenteller.

Der Sportelschreiber, in Mäßigkeitssprüchen nicht unbewandert, fuhr fort: „Auch der weise Franklin thut den unsterblichen Ausspruch: Es wird Dich nie gereuen, wenig gegessen zu haben.“

„Wo hier die Weisheit und das Unsterbliche her-

kommen soll," meinte der Inspector, indem er mit dem gewaltigen Tranchirmesser einen stattlichen Knochen spaltete und sich mit der Geschicklichkeit eines Kernbeißers des öligen Markes bemächtigte," begreife ein Anderer, ich nicht. Doch wenn Sie nicht mehr essen, so trinken Sie wenigstens, der Märkobrunner ist gut und kann empfohlen werden; aber übernehmen Sie sich nicht, damit Sie mir nicht im Nonnenkloster Randal anfangen. Regen Sie sich nicht unnöthig auf."

Bei dem an Weingenuß so gut wie gar nicht gewöhnten Sportelschreiber bedurfte es dieser Warnung nicht. Er nippte selber nur wie eine Nonne, während der Inspector als Mäßigkeitsapostel nicht eben mit leuchtendem Beispiele voran ging. Er war mit der Flasche bald allein fertig und bestellte herrisch eine zweite. Kappler erschrak und überlegte ängstlich: „Wenn der Inspector durch so anhaltenden Weingenuß sich nicht nur selbst in eine Stimmung versetzt, die mit derjenigen Stimmung, wie sie bei dem heiligen Acte einer Nonneneinkleidung vor Allem in Einklang zu bringen, im entschiedensten Gegensatze steht. Zugleich tröstete ihn aber in Etwas der Gedanke, daß die kräftige Constitution Sonnenschmidts einen Stiefel vertragen könne.

Der geschäftige Wirth brachte alsbald die verlangte zweite Flasche, und als er in dem Inspector einen nicht unergiebigen Gast erblickte, ward er zutraulich und glaubte sich insinuiren zu müssen, wenn er gegenüber Platz nahm und wegen der Nonneneinkleidung guten Rath ertheile.

„So Sie die interessante Feierlichkeit recht bequem mit ansehen wollen," sprach er, „müssen Sie sich nicht an das umgitterte Schiff der Kirche stellen, wo

Sie etwas gedrängt werden dürften, sondern Sie be=
eigen die Emporkirche und nehmen Platz auf den
ir die Honoratioren reservirten Sitzen. Hier können
Sie zwischen den Säulen herab die ganze Prozession
ollkommen mit anschauen."

Als der Inspector von „reservirten" Plätzen
örte, erkundigte er sich wieder wegen des Kosten=
unktes.

„Sie haben ganz und gar nichts zu entrichten,"
eruhigte der Wirth zum goldnen Wallfisch; „ich gebe
Ihnen einen Knaben mit, der Sie führen wird.
Wollen Sie in das für die Armen aufgestellte Becken
ine Kleinigkeit werfen, steht das ganz bei Ihnen."

„Mir lieb," sprach der Inspector; „aber da wird
s wohl Zeit, daß wir aufbrechen?"

„Eine gute halbe Stunde noch," sagte der Wirth.

„Mir auch lieb," meinte der Inspector, „da können
wir die Flasche in Muse ausstechen. Aber, Kappler,
was ich Ihnen gesagt habe, Maaß gehalten, Sie wissen
warum."

Dabei goß er ein Glas nach dem andern in
urzen Zeiträumen hinunter, während der Sportel=
schreiber nur in langen Pausen bescheidendlich nippte.

Endlich ward aufgebrochen und ein kleiner Wirths=
unge geleitete die Erbfahrer nach der unfern ge=
egenen Klosterkirche.

Fünftes Kapitel.

Großes außerordentliches Abenteuer des Sportelschreibers
Kappler in der Kirche zur heiligen Ursula.

Der Inspector und der Sportelschreiber saßen
uf ihren Plätzen in der Emporkirche und warteten

der Dinge, die da kommen sollten. Letzterer still und andächtig, wie er an geweihten Orten stets zu thun pflegte. Der Inspector theilte diese andächtige Stimmung weniger. Er sprach seine Mißbilligung über die zu engen Kirchstühle aus.

„Diese Stühle,“ brummte er, „müssen für Menschen berechnet sein, die vierzehn Tage lang gehungert haben. Ich sitze wie eingekeilt. Wenn's voller wird, weiß ich nicht, wie das werden soll. . . . Wie steht's mit Ihnen, Kappler?“

„Meine Räumlichkeit ist vollkommen ausreichend,“ wisperte dieser, um die geweihte Stille nicht zu unterbrechen, so leis wie möglich.

„Das glaub' ich, Sie Hering,“ fuhr der Inspector brummend fort; „aber der Tischler hätte bedenken sollen, daß es außer Heringen auch corpulente Personen auf der Welt giebt. Sobald die Geschichte losgeht, quetsche ich mich heraus und sehe sie stehend mit an.“

Der Sportelschreiber gab wieder wispernd zu bedenken, daß für diesen Fall der Herr Inspector den Dahintersitzenden die Aussicht beeinträchtigen dürfe.

„Mir ganz egal,“ versetzte Sonnenschmidt, „ich soll doch nicht wegen dieser Nonne zum Märtyrer werden und eine Quetschung davon tragen. Ich hab' ihr nicht geheißen, sich einkleiden zu lassen. Wer weiß, was da dahinter steckt. Es ist nicht immer pure Frömmigkeit, wenn Frauenzimmer in's Kloster gehen.“

Da der Inspector seine Ansicht über die Beweggründe, in das Kloster zu gehen, wenn auch halblaut, doch so vernehmlich aussprach, daß sie Kappler deutlich verstehen konnte, gerieth dieser in große Besorgniß und wisperte dem Inspector beschwörend in's

Ohr: „Um Himmelswillen, bedenken Sie, wo wir uns befinden."

Sonnenschmidt, in welchem der Markobrunner keine großen Bedenklichkeiten aufkommen ließ, schneuzte sich statt einer Antwort so accentuirt und vernehmlich in sein Taschentuch, daß das hierdurch entstehende Geräusch dem Sportelschreiber durch und durch ging. Er war überzeugt, daß die Kircheninspection, ob solches rücksichtslosen Schneuzens, das wie offenbare Profanation klang, officielle Schritte thun werde. Er wisperte darum, von Neuem beschwörend: „Sie erschüttern die andächtige Stille."

Dem im Weltleben vollkommen unerfahrenen und außerdem von der ungewohnten düstern und schweigenden Oertlichkeit, sowie durch das geräuschvolle Schneuzen des Inspectors in die beunruhigendste Stimmung versetzten Sportelschreiber überkam plötzlich ein gräßlicher Gedanke.

Wenn sie dich, schauderte er, und den Inspector ob seines unverantwortlichen, allen Klostersatzungen zuwiderlaufenden Schneuzens arretiren und einmauern, wie dunkle Geschichten aus der Nonnenwelt zur Genüge berichten — wenn man in uns die Ketzer entdeckte, die sich erfrecht, heilige Klosterräume zu profaniren; Klöster sind in diesem Punkte empfindlich, ihre Rache ist heimlich aber fürchterlich. Was wollen wir beiden Lutheraner beginnen im urkatholischen Ort, wo Alles nach Sühnung und Rache lechzt?

Während sich Kappler diesen düstern Gedanken ingab, fand der Inspector von Neuem Gelegenheit, nen Tadel laut werden zu lassen.

„Was der Wallfischwirth von Aussicht sprach," ste er, „läßt sich sehr halten. Die Säulen stehen ander so nahe, daß man nicht einmal mit

dem Kopfe durch kann. Wenn die Nonnen ihre Einkleidung nicht expreß auf dem Flecke vornehmen, den wir überschauen können, geht uns die Hauptaction verloren und wir hätten besser gethan, im Wallfische zu bleiben, wo man wenigstens bequem saß und sich ausstrecken konnte."

Allmählich füllten sich die Räume, aber mit einem Publicum, das für die sogenannten „reservirten" Sitze nicht recht zu passen schien und das auch ziemlich ungenirt von denselben Gebrauch machte.

Kappler bemerkte mit einer gewissen beruhigenden Genugthuung, daß dieses katholische Publicum, größtentheils der ländlichen Bevölkerung angehörend, sich auch nicht gerade derjenigen Stille befleißigte, die ihm für den geweihten Raum unerläßlich erschien. Mit großem Unbehagen bemerkte er sogar, wie der unmittelbar neben Sonnenschmidt placirte Landmann sich ziemlich vernehmlich nach den Hafer- und Roggenpreisen im Nachbarlande erkundigte, wodurch der Inspector dermaßen in's Fahrwasser gerieth, daß er gar nicht mehr daran zu denken schien, daß er sich in einer Kirche und überdies in einer Klosterkirche befinde. Noch mehr erregte es aber die Mißbilligung des Sportelschreibers, als der junge Landmann hinter ihm eine Art Gebäck aus der Tasche zog und zu knappern begann, was bei der altbackenen Hartnäckigkeit des Backwerks ebenfalls ein höchst unkirchliches Geräusch zur Folge hatte. Der junge Landmann war von herkulischer Gestalt, aber gutmüthig. Er bot Kapplern ebenfalls eine altbackene Bretzel als Imbis dar. Der Sportelschreiber fühlte sich durch solche Generösität von einem ihm völlig Unbekannten, der noch dazu einer andern Religion angehörte, zwar äußerst geschmeichelt, lispelte aber doch dankbarst

zurück, daß er sich den Genuß bis nach Beendigung der feierlichen Handlung aufsparen wolle.

Die kirchliche Feier nahm jetzt ihren Anfang. Die Orgel ertönte. Kirchendiener gingen mit brennenden Kerzen durch das Schiff der Kirche. Vom Chore ertönte Gesang. Endlich nahte sich die Procession. Weihrauch dampfte und die Glocken läuteten. Die zunächst der Säulen sitzenden Zuschauer erhoben sich sämmtlich, um die Procession besser übersehen zu können; auch der Inspector quetschte sich, nicht ohne Anstrengung, aus seinem Zwangstuhle, während die Hinterleute auf die Kirchbänke stiegen und, an die Säulen gelehnt, über die Köpfe der Vordern in das Schiff der Kirche hinabschauten. Nur der Sportelschreiber, aus Rücksicht, damit er seinem Hintermanne die Aussicht nicht beeinträchtige, blieb sitzen, in welcher Situation er allerdings so gut wie nichts sah. Sein bescheidener Sinn nahm indeß mit Glockenklang und Chorgesang gern vorlieb.

„Stehn's mit auf," mahnte der gutmüthige Hintermann, „und steck'ns Kopperl durch die Säul', wenn's was schau'n woll'n, ich guck' schon d'rüber."

In Folge dieser Mahnung, die ihm, als aus katholischem Munde kommend, wie Befehl klang, erhob sich der Sportelschreiber und drückte seinen Himmelsglobus gehorsamst ebenfalls zwischen die Säulen. Hierauf ward er in den Stand gesetzt, wenigstens das Ende der Procession vorüberziehen zu sehen, ein Anblick, der ihn mit frommem Schauer erfüllte. Aber auch der gute Hintermann wollte möglichst von der Procession profitiren und beugte sich mit den Zehen auf der Kirchbank stehend über Kapplern. Um wo möglich auch der Aebtissin habhaft zu werden, die in der Mitte des Zuges wandelte,

spannte er seine Zehen noch gerader aus, erhob sich noch höher, verlor aber dadurch das Gleichgewicht und fiel mit seiner ganzen specifischen Schwere auf Kapplern, dessen Kopf er dadurch unwillkürlich zwischen die Säulen hinauspreßte.

Der Sportelschreiber, über den unerwarteten Fall schon höchlichst erschrocken, erschrack noch mehr ob der prächtigen Aussicht, die ihm mit Einemmale geworden. Er gewahrte mit Angst, wie sein Kopf der einzige war, der so mutterseelallein und naseweis hervorragte, erachtete das für eine unverantwortliche Unbescheidenheit und wollte so schleunig wie möglich denselben wieder zurückziehen. Heilige Katharine! da nahm er mit Entsetzen wahr, daß sich das nicht ohne Schwierigkeit bewerkstelligen lasse. Um möglichst kein Aufsehen zu erregen, stellte er anfänglich ganz in der Stille kleine Bohrversuche an, aber mit fleißiger Angelegentlichkeit. Er probirte leis', zog und ruckte; Alles vergeblich. Seine beiden Ohren, die wie der alte Ziethen aus dem Busche mit herausgefahren, boten ein nicht abzuleugnendes Hinderniß. Sie hatten sich wie zwei Klappen vor den Ausgang gelegt und spotteten allen Rückwärtsbestrebungen. Der Sportelschreiber schwitzte Verzweiflung. Seine vorgeschobene Position ward ihm immer unerträglicher. Die Ceremonie unter ihm, Nonnen, Aebtissen, flammende Kerzen und Weihrauch waren ihm Nichts. Die Wiederhabhaftwerdung seines Kopfes ging ihm über Alles. Nachdem der Sportelschreiber in gerader Richtung vergebliche Anstrengungen gemacht, sich seines Kopfes wieder zu bemächtigen, versuchte er es mit einer Dreiachtelswendung. Das ging noch weniger. Endlich durch seine desperate Situation ganz wuthig [illegible]t, fing er mit seinem Kopfe förmlich an zu

kreisen, wie ein Hund, der von einem unwillkommenen Halsbande loskommen will.

Diese höchst eigenthümlichen Kopfbewegungen des Sportelschreibers würden nicht ermangelt haben, die gerechte Aufmerksamkeit des in der Kirche versammelten Publikums auf sich zu ziehen, wenn nicht die Ceremonie, die gerade ihren Höhepunkt erreicht hatte, Aller Blicke gefesselt gehalten.

Endlich war die Einkleidung der Nonnen bewerkstelligt, die Schwestern zogen Paar und Paar wieder davon, Gesang ertönte und die Zuschauer auf der Emporkirche nahmen ihre früheren Sitze ein. Auch Sonnenschmidt, nachdem er von seinem Nachbar erfahren, daß nur noch ein Schlußvers gesungen würde, quetschte sich in seinen Stuhl, während des Sportelschreibers Kopf unverdrossen wie eine Sphinx in die Kirche hinausragte, als könne er die Sache gar nicht satt kriegen.

Der Schlußvers war zu Ende, die Kirche begann sich zu leeren. Sonnenschmidt griff nach seiner Mütze, und da er den Sportelschreiber noch immer beharrlich hinabschauen sah, zupfte er ihn am Rocke und mahnte zum Aufbruch.

Der Sportelschreiber machte nochmals eine verzweifelte Anstrengung, seinen Kopf hindurchzubringen, aber vergebens. Halblaut stöhnend, benachrichtigte er den Inspector von der Ursache seiner Unfolgsamkeit.

Sonnenschmidt, welcher das Kappler'sche Gestöhn nicht verstanden und das ununterbrochene Hinabschauen für eitel Neugier erachtete, fuhr fort: „Wer wird gar so neugierig sein, Sportelschreiber. Die Nonnen sind ja alle!"

„Ich kann nicht durch!" stöhnte es von Neuem außerhalb.

Der Inspector, dem eine solche Widerspenstigkeit Seiten Kappler's noch gar nicht vorgekommen war, stellte jetzt Untersuchung an und gewahrte zu nicht geringem Erstaunen, wie der Kopf des Sportelschreibers außerhalb der Säulen die merkwürdigsten Wendungen und Cirkuls beschrieb. Er erkannte sofort, warum sich's hier handele und wetterte los: „Sagen Sie mir, Kappler, ob Sie vom leibhaftigen Satan besessen gewesen sind, aus eitler Neugier, vielleicht aus purer Sinnenlust stierartig durchzufahren und nicht wieder zurück zu können?"

Als der Sportelschreiber, viel zu angelegentlich mit seinen Cirkuls beschäftigt, die Rechtfertigung schuldig blieb, fuhr Sonnenschmidt ärgerlich fort: „Halten Sie still. Ihr Hin- und Widerfahren nutzt zu nichts."

Damit bemächtigte er sich des innerhalb der Säulen befindlichen Rumpfes und begann aus Leibeskräften daran zu ziehen.

„Sie reißen mir den Kopf ab!" zeterte es jenseits.

Der Inspector, nachdem er sich überzeugt, daß auch auf diesem Wege es keine Möglichkeit war, den Sportelschreiber wieder in den freien Besitz seines Kopfes zu setzen und keinen sonstigen Ausweg sah, außerdem von der Zeit gedrängt wurde, machte Kapplern einen Vorschlag, welcher diesem vollends die Haare zu Berge trieb.

„Kappler," begann Sonnenschmidt, „wir sind unter uns, fassen Sie sich als Mann, Sie sind durch eigenen Leichtsinn in die verhängnißvollste Lage Ihres Lebens gerathen; es bleibt kein Ausweg, die Kirche kann man Ihretwegen nicht einreißen, die Zeit drängt, Aufsehen dürfen wir als Ketzer in

diesen hierarchischen Räumen nicht machen, wir wären Beide geliefert. Ein außerordentlicher Fall rechtfertigt außerordentliche Mittel. Ihre Ohren sind das wesentliche Hinderniß; Kappler, es ist ein Vorschlag zur Güte — fassen Sie sich — ich werde sie abschneiden."

Der außen befindliche Kopf des Sportelschreibers protestirte verzweifelt und aus Leibeskräften gegen diesen Vorschlag zur Güte. Sonnenschmidt fuhr beruhigend fort: „Sie müssen sich das Ohrenabschneiden durchaus nicht für so grausam vorstellen, als Ihnen Ihre aufgeregte Phantasie vormalt; betrachten Sie die Sache nüchtern. An Ohrenabschneiden ist noch Niemand gestorben; fragen Sie in der Türkei nach. Vielleicht ist auch eine wunderthätige Nonne aufzutreiben — in Klöstern ist stets Vorrath daran — die für Geld und gute Worte sie Ihnen wieder andoctort. Man hat Exempel. Es bleibt wahrhaftig kein anderer Ausweg."

Als sich Kappler trotz dieser in Aussicht gestellten wunderthätigen Nonne auf Sonnenschmidt's blutdürstige Ohrenliebhaberei nicht einlassen wollte und zu brüllen drohte, sobald sich der Inspector an seinem Gehörorgan vergriffe, ward Letzterer sehr ärgerlich und sprach eifervoll:

„Das sehen Sie doch, daß Sie nicht Ihr Lebelang hier zwischen den Säulen stecken können? Man müßte einen Raben besonders abrichten, der Sie von vorn fütterte. Ihre Lage ist derart, daß Ihr Leichnam förmlich bewirthschaftet werden müßte, der Corpus für sich und der Kopf für sich. Das wird mit der Zeit für das Kloster kostspielig. Entdeckt man endlich gar den Ketzer, was nicht lange ausbleiben kann,

Ihre Papiere werden zu Verräthern, dürfte es mit den Ohren allein nicht abgemacht sein."

Der Sportelschreiber schauderte.

Der Inspector, der dieses Schaudern für seine Radicalcur sehr günstig deutete, fuhr fort: „Sie werden jetzt einsehen, daß mein Vorschlag noch der annehmbarste. Jeder Pinscher und Spitz müssen sich gefallen lassen, ihrer Ohren beraubt zu werden, die Kerle werden nur schöner dadurch und später ordentlich stolz darauf. Vielleicht kommen wir auch mit Einem Ohre davon, dann kann das andere stehen bleiben. Falls wir's nicht wieder ankriegen, deckt eine Phantasielocke Alles. Die Jenny Lind soll auch nur Ein Ohr haben, das sie einmal in Schweden verloren hat; Niemand merkt's, und sie singt trotzdem wie eine Haidelerche, so wohl ist ihr. Das Ohr ist der am wenigsten empfindliche Fleischtheil am menschlichen Körper. Sein Nervengeflecht ist das Große nicht. Das sehen wir an kleinen Mädchen beim Ohrlochstechen. Ein Stückchen Seife, futsch ist's durch, die Bälger merken's kaum."

Der perpetuirlich hinabschauende Kopf des Sportelschreibers war endlich einem der Kirchendiener aufgefallen, der das Amt hatte, nach geleerter Kirche die Thüren wieder zu verschließen. Er winkte daher, die Schlüssel in der Hand, hinauf, als Zeichen, daß man sich zu entfernen habe. Da auch auf diese Mahnung der Kopf nicht zu verscheuchen war, so stieg der Beamte selbst hinauf, um sich nach der Ursache der ungewohnten Erscheinung zu erkundigen. Er langte gerade an, als der Inspector noch immer seine Beredtsamkeit und Ueberzeugungsgabe aufbot, um den Sportelschreiber für die Operation zu gewinnen. Er drohte endlich, ganz wild gemacht, Kapplern, der

seine entschiedene Abneigung durch beständiges verneinendes Strampeln mit den Füßen zu erkennen gab, seinem Schicksal zu überlassen. Da packte ihn aber zu gleicher Zeit der entsetzliche Gedanke, was in diesem Falle mit der Erbschaft werden solle? Wenn sich das Kloster des Sportelschreibers mit Haut und Haar bemächtigt, dachte er, ist's um die Erbschaft geschehen, ich bekomme keinen Pfifferling und habe vergebens depensirt. Klöster erbschaften für's Leben gern, das ist bekannt; wo die zulangen, da bekommt kein von einem Weibe Geborener wieder was heraus. Kappler bei seiner sanften Natur wäre ein Bissen. Den machen sie katholisch obendrein.

Während Sonnenschmidt diesen höchst beunruhigenden Gedanken nachhing und seinem Leibe keinen Rath wußte, war der Kirchendiener ganz nahe herangetreten. Der Inspector betrachtete seine Ankunft mit sehr gemischter Empfindung.

Entweder, dachte er, weiß der Mann Rath oder, was glaublicher, er benutzt die Falle, in die sich Kappler leichtsinnigerweise gestürzt, und der Sportelschreiber ist auf alle Fälle geliefert. Ich kann dann für meine Person sehen, wie ich mit heiler Haut davonkomme. Vielleicht, daß mir's gelingt, diesen Küster für die Operation zu gewinnen. Ist er es zufrieden, wird Kappler gar nicht weiter gefragt. Ich befreie ihn mit kalter Ruhe und sicherer Hand von dem Hindernisse. Er sagte daher zum Kirchendiener, nachdem dieser sich über die Sachlage hinreichend unterrichtet: „Sie werden, geehrtester Herr Kastellan, jetzt die Ueberzeugung gewonnen haben, daß, da die Ohren das einzige Hinderniß sind, kein anderer Ausweg bleibt, als dieselben so rasch und geräuschlos wie möglich zu entfernen.“

Mit einer Gespanntheit wie nie im Leben lauschte der Kopf des Sportelschreibers außerhalb, was der Herr Kastellan zu dem blutdürstigen Vorschlage des Inspectors sagen werde. Ging der Kastellan darauf ein, war es um seine Ohren geschehen, denn der Inspector schnitt dann rücksichtslos darauf los. Der Kirchendiener billigte indeß Sonnenschmidt's Radicalcur durchaus nicht, sondern erwiderte menschenfreundlich: „Wo denken Sie hin, lieber Herr? Das wäre grausam. Das Kloster besitzt für diesen Fall, der laut Chronik bereits vor langen Jahren einmal dagewesen, ein wunderthätiges Oel, mit welchem die innern Flächen der Säulen befeuchtet werden, so daß der Kopf ohne große Schwierigkeit seine Freiheit wieder erhält. Ich eile dieses Oel zu holen."

Kappler athmete neugeboren auf und Sonnenschmidt sagte: „Das muß wahr sein, Kappler, einen Dusel haben Sie, der ist beispiellos. Anstatt daß Sie verdient hätten, der Kastellan holte eine Säge und sägte Ihren naseweisen, die ganze Symmetrie der Kirche ruinirenden Kopf ab, werden Sie geölt und gesalbt, eine Ehre, die mir im Leben nicht zu Theil worden. Dieses wunderthätige Oel wird übrigens ein Heidengeld kosten."

„Und wenn's die Erbschaft kostet, wenn's nur hilft," rief der Kopf draußen.

Sonnenschmidt erschrak heftig ob dieser Kappler'schen Freigebigkeit und warnte leis', aber ingrimmig: „Sind Sie des Teufels? Noch ein Wort von Erbschaft und die Kirche sackt Sie ein mit sammt der Erbschaft."

Der Kirchendiener war bald zurück und bestrich mit einem kleinen Pinsel die innern Seiten der Säulen, um die Durchfahrt so schlüpfrig wie möglich zu machen, dann ermahnte er Kapplern, den Versuch

durchzukommen etwas weiter oben anzustellen, wo er geölt hatte.

Der Sportelschreiber befolgte mit äußerster Angelegentlichkeit diesen Rath, rutschte mit dem Kopfe ein wenig in die Höhe und begann von Neuem zu bohren und zu rucken; aber trotzdem wollte sich die Sache nicht machen. Der Sportelschreiber gerieth von Neuem in Verzweiflung, und der Inspector, welcher das Hinderniß zu erkennen glaubte, sagte: „Da ist Ihr unbändiges vehementes Geränkere schuld. Der ganze Kopf ist angeschwollen. Er kann trotz des Anstrichs nicht durch. Ich werde doch Recht behalten: Die Ohren müssen herunter.“

„Nicht doch,“ verwies der Kirchendiener und zu Kapplern gewendet sprach er: „Durch den Schreck und die Alteration ist Ihr Haupt, lieber Herr, etwas erhitzt, wodurch das Durchkommen erschwert wird. Verhalten Sie sich nur möglichst ruhig. Ich hole ein Glas Wasser, das wird Sie abkühlen.“

Während der Kirchendiener nach dem Wasser ging, überkam den Inspector ein neuer gräßlicher Gedanke.

„Wenn Kapplern,“ sprach er zu sich, „in seiner peinlichen Lage eine Ader springt, ist ein Schlagfluß fertig, eh' wir's uns versehen, und die Erbschaft liegt für mich im Monde.“ Er bekämpfte daher seinen Unmuth und seine Ungeduld und nahm einen wohlwollenden, väterlichen Ton an. „Sportelschreiber,“ sagte er, „wozu länger hinter dem Berge halten! Christen= und Nächstenpflicht, Landsmannschaftlichkeit und Freundschaft drängen mich, Ihnen reinen Wein einzuschenken. Ihre Lage ist trotz der in Aussicht gestellten Befreiung eine höchst bedenkliche. Wie leicht kann bei Ihrem Echauffement, bei Ihrer aufgeregten Phantasie Etwas springen, sei's im Kopfe, sei's

im Bauche. Ihr Lebenslicht kann erlöschen wie man die Hand wendet. Sportelschreiber, bedenken Sie das. Bedenken Sie es als Christ und zwar als billigdenkender. Ziehen Sie ferner in Ueberlegung, daß ich Ihr Begleiter, welche Alteration für mich, wenn ich verurtheilt würde, das Schrecklichste zu erleben. Ich glaube, ich trüge einen Knacks Zeitlebens davon. Sportelschreiber, lediglich in Ihrem Interesse hab' ich die Reise unternommen und mich in Kosten gesteckt — Registrator, ein paar Worte schriftlich von wegen Lebens und Sterbens, von wegen des Erbes. Nur ein paar Worte, Registrator —!"

„Ich kann ja nicht schreiben," jammerte der Kopf draußen, dem durch Sonnenschmidt's Angstmachen noch graulicher zu Muthe ward; „ich habe keine Hände!"

„Ihre Hände," beruhigte der Inspector, „stehen zu meiner Disposition. Ich brauche die eine blos zu leiten, was Sie außerhalb dictiren. Papier und Bleistift führe ich bei mir."

„Registrator," fuhr er beschwörend fort, „seien Sie in der verhängnißvollsten Stunde Ihres Lebens kein Knicker, wer hätte gerechtere Ansprüche auf Ihre Hinterlassenschaft als ich, Ihr treuer Freund und Begleiter, der keine Unkosten, keine Opfer gescheut, Ihnen zu dem Ihrigen zu verhelfen?"

Da Kappler in seiner beängstigenden Lage nicht sofort die Stimmung fand, testamentarische Verfügungen zu treffen, glaubte Sonnenschmidt besänftigend eingreifen zu müssen, und fuhr fort: „Sie sind eigentlich, Registrator, bei Lichte betrachtet ein wahrhaft beneidenswerther Mann."

Kappler, der das Beneidenswerthe durchaus nicht zu finden vermochte, selbst wenn er ein Licht dazu

nahm, schüttelte jenseits der Säule mit dem Kopfe, als Zeichen, daß er diese Anschauung nicht theile.

„Sie müssen mich recht verstehen," fuhr der Inspector belehrend fort, „ich meine wegen eines Hintritts in die bessere Welt. Sie können getrost scheiden, ein reines Leben liegt hinter Ihnen, nicht Jedem wird so wohl. Keine trostlose Wittwe, keine dem Mangel preisgegebenen Kinder weinen an Ihrem Grabe, und von illegitimer Nachkommenschaft ist mir nichts bekannt. Da hab' ich eine zu gute Meinung von Ihnen. Eine sittenreine Junggesellenschaft liegt demnach gleichfalls hinter Ihnen; oder sollte ich mich in diesen Punkten vielleicht doch getäuscht haben? Nun, Registrator, posito ich setze den Fall, wir sind allesammt Sünder und mangeln des Ruhms, den wir eigentlich haben sollten."

Das beständige Gestrampel der Kappler'schen Beine zeigte an, wie unangenehm dem keuschen Sportelschreiber solche Reden berührten.

Sonnenschmidt, der dies Zeichen verstand, fuhr darum fort: „Beruhigen Sie sich, Registrator, lassen wir diesen delicaten Punkt auf sich beruhen und wenden wir uns wieder dem erstern zu. Auch was Ihre Beerdigung anlangt, falls Ihnen in Ihrer Klemme etwas Menschliches begegnen sollte, können Sie getrost von hinnen scheiden. Ich sorge für Alles. Sie müssen stattlich begraben werden; die ganze Schule muß mit, ich lasse da nicht Ruhe. Der Diaconus muß eine Rede halten, die Hände und Füße hat, um Ihre Verdienste und Tugenden in das gehörige Licht zu stellen. Der Liederkranz — es soll mir auf eine Achteltonne aus der Brauerei nicht ankommen — muß singen. Ich singe selbst mit, was ich nur bei meinen intimsten Freunden thue."

Nachdem der Inspector durch solche fürsorgende Theilnahme den Sportelschreiber hinlänglich mürbe gemacht und testamentarisch gestimmt zu haben glaubte, zog er ganz still Papier und Bleistift aus der Brieftasche, als ihm der sorgsame Kirchendiener mit seinem Glas Wasser höchst ungelegen dazwischen kam.

Kappler ward jetzt von außen getränkt und erquickt; aber noch wohlthätiger wirkte die Rede des guten Kirchdieners, welche Trost und Muth einsprach.

„Wo ein Menschenkopf hindurchgeht," tröstete der menschenfreundliche Helfer in der Noth, „geht er auch wieder zurück." Zugleich salbte er auch des Sportelschreibers Ohren mit dem wundersamen Oel. „Wollen Sie jetzt gefälligst mit anfassen," bat der hülfreiche Mann den Inspector, „damit wir den Herrn in die Höhe heben. Ich hoffe, daß wir jetzt durchkommen."

Obschon Sonnenschmidt lieber zuvor die testamentarische Verfügung in Ordnung gebracht, konnte er doch nicht umhin, dem ausgesprochenen Wunsche nachzukommen und legte wie ein Schiffszieher Hand an.

„Ich halt's nicht aus," schrie der Kopf draußen, alle Rücksicht für den heiligen Ort aus den Augen setzend.

„Nur langsam," rieth der Kirchendiener, „und dann einen kräftigen Ruck. Ich zähle — Eins, Zwei, Drei. Geben Sie Acht — Eins — Zwei — Drei —!" Der Ruck erfolgte und Kapplers Kopf war befreit. Aber die Operation hatte den Sportelschreiber dermaßen angegriffen, daß er bewußtlos in den Kirchenstuhl sank.

Der Inspector, der den Ohnmächtigen für todt hielt, begann zu zetern und förmlich zu toben.

Der Kirchdiener, welcher Sonnenschmidt's Gebahren für Schmerz aus Freundschaft hielt, suchte zu beruhigen. „Es ist nur eine Ohnmacht," tröstete er, rieb Kapplers Schläfe mit frischem Wasser und hielt ihm ein Riechfläschchen unter die Nase. Nach einiger Zeit schlug der Sportelschreiber zu des Inspecters großer Beruhigung die Augen wieder auf und Sonnenschmidt stellte sein Toben ein.

„Ruhen Sie jetzt ein wenig," sprach der Kirchdiener zu Kapplern, „Sie sind noch zu angegriffen, ich hole etwas zur Stärkung." Damit entfernte er sich abermals, von den heißen Segenswünschen des geretteten Kappler begleitet. „Ein Engel in Menschengestalt," wisperte der Sportelschreiber.

Sonnenschmidt schüttelte aber bedenklich den Kopf. „Kappler," warnte er, „halten Sie fest am Glauben, ich fürchte, der Mann will Sie katholisch machen. Wenn Sie sich bedußeln lassen, sind Sie verloren. Es scheint weniger auf Ihre leibliche Stärkung als auf das Heil Ihrer Seele abgesehen. Würde sich der Mann auch sonst so viel Mühe mit Ihrem Kopfe gegeben haben."

Kapplers dankbare Stimmung theilte Sonnenschmidt's Befürchtung nicht. „Er ist mein Retter," rief er begeistert, „ich werde solche Handlungsweise dem Herrn Kastellan im Leben nie vergessen."

„Ich sage nur so viel," fuhr der argwöhnische Inspector fort, „wenn Sie sich auch noch tractiren lassen, hat man entweder proselitische Absichten, oder Sie haben eine Kirchenrechnung zu bezahlen, die haarsträubend ist. Klöster thun nichts ohne Berechnung. Was wird allein das wundersame Oel kosten, das der Mann an Ihnen versalbt hat. Er strich so dick, als sollten Sie für tausend Jahre einbalsamirt

werden. Ein Stückchen Butter hätte es meiner Ansicht nach auch verrichtet."

Der Kirchdiener kehrte jetzt mit einem Fläschchen alten guten Klosterweins zurück und schenkte dem Sportelschreiber ein Glas ein.

Als dieser bei seiner großen Bescheidenheit zögerte, zuzulangen, sagte der Kirchdiener: „Immer trinken Sie, der Wein schadet Ihnen nicht. Er ist rein und vom besten Jahrgang."

Als er gutmüthig auch dem Inspector ein Glas anbot, deprecirte dieser angelegentlich. Sonnenschmidt, der keinem Protestanten, geschweige einem Katholiken traute, fürchtete, der Kirchdiener könne etwas Giftiges in den Wein gethan haben. Dem des Weins ungewohnten Sportelschreiber aber, der sich wieder des Besitzes seines Kopfes erfreute, ward ordentlich groß-blumig zu Muthe, so daß er selbst die Courage bekam, die Initiative von wegen des Kostenpunktes zu ergreifen.

„Was sind wir denn schuldig, hochzuverehrender Herr Kastellan, für die wahrhaft unschätzbare Mühewaltung und sonstige kostbare Auslagen?"

Der Inspector mißbilligte im Stillen diese Vorlautigkeit Kapplers. „Daß dieser Mensch," sagte er zu sich, „immer mit der Thür in's Haus fällt. Der Kastellan muß denken, wir haben's nur so hinzuwerfen und können's nicht erwarten, unser Geld los zu werden. Er wird mit seiner Zeche Zeit genug vorrücken."

Sonnenschmidt wunderte sich daher nicht wenig, als der freundliche Mann erwiderte: „Sie sind nichts schuldig, lieber Herr. Das war ja bloße Christenpflicht. Die kostet nichts."

Nachdem der Inspector und der Sportelschreiber

so außerordentlich billig die Klosterkirche verlassen und auch Kapplers Glaube trotz des Weingenusses vollkommen unbehelligt geblieben war, sagte Sonnenschmidt: „Das muß ich sagen: Das nenn' ich nobel. In unsern protestantischen Kirchen können wir lange warten, ehe ein Küster auf glückliche Ideen kommt, mit Wein zu tractiren. Ich ärgere mich jetzt selber, in meiner Bescheidenheit nicht Bescheid gethan zu haben. Der alte Johannisberger schmeckte wohl nicht bitter?"

„Ein Weinchen, mein verehrter Herr Inspector, ein Weinchen, sage ich, oh — oh!"

Dem Inspector lief ob dieses Enthusiasmus ordentlich das Wasser im Munde zusammen und sein neidischer Aerger machte sich in den Worten Luft: „Ja, Sie sehen stets, daß Sie nicht ohne Vortheil von der Bank fallen;" und gleichsam aus Rache setzte er betheuernd hinzu: „Doch das gelobe ich Ihnen hoch und heilig, Sportelschreiber, Sie einmal zu einer Nonneneinkleidung mitgenommen und nie wieder." —

Sechstes Kapitel.

Ziegenbalgs Fuchs wird retournirt. Heirathsgefahren.

Der Inspector hatte an der Stelle des unbrauchbaren Fuchses einen kräftigen Rappen requirirt und letzteren an Ziegenbalg zurückgeschickt.

„Dieser Braune," sprach er zu Kapplern, „kostet zwar schmählich Geld, aber wir ersparen ein Nacht-

quartier. Mit der Ziegenbalg'schen Kracke kämen wir unter acht Tagen nicht nach Grasdorf."

Sonnenschmidt nahm zugleich Gelegenheit, Kapplern auf eine neue, nicht unbedenkliche Gefahr aufmerksam zu machen, und guten Rath zu ertheilen.

„Bei Kratzens," begann er, „wimmelts von heirathslustigen Töchtern, die eine hübscher als die andere. Da wir daselbst übernachten, ist es voraussichtlich, daß Sie mit den Sirenen in Berührung kommen. Sportelschreiber, ich sage Ihnen, lassen Sie sich nicht überrumpeln. Sobald man den Erbfahrer in Ihnen wittert, wird man alle Minen springen lassen und Sie mit Rosenketten umgarnen. Bleiben Sie vor allen Dingen nüchtern und gemessen."

Der, namentlich dem schönen Geschlechte gegenüber, ungemein schüchterne und blöde Kappler vernahm mit Bangen, als die Rede auf die mädchengesegnete und heirathslustige Familie kam. Er gelobte heilig und theuer Schüchternheit und Absonderung.

„Sie glauben gar nicht," fuhr der Inspector als erfahrener Mann fort, „wie sich das manchmal schnell macht. Ich kenne dieses falsche heuchlerische Geschlecht. Sammtpfötchen außen, das streichelt weich und sanft, aber inwendig steckt die Katze. Ehe Sie sich's versehen, ist ein gemüthlicher Familienpunsch fertig. Man trinkt Gesundheiten und stößt an. Die für das Beste ihrer Töchter stets besorgte Mutter hat Sie neben Diejenige placirt, die am meisten flügge. Sie werden warm. Zwei feurige Augen arbeiten nicht umsonst. Sie sind der Erde entrückt, aber Bräutigam, ehe Sie sich's versehen."

Kapplern ward grün und gelb. Er erkundigte sich, um solch drohenden Ehestandsgefahren aus dem Wege zu gehen, angelegentlich, ob es da nicht ge=

rathener, während der Herr Inspector bei Kratzens einkehre, er für seine Person in einem benachbarten Wirthshause herberge?

„Das geht aus zweierlei Gründen nicht," gegenredete der Inspector; „erstens giebt's um Kratzens Pachtgut herum weit und breit kein Wirthshaus und dann hieß es Geld wegwerfen, wenn man die Herberge umsonst haben kann. In einem Heuschober, wo Sie Gefahr laufen, von Hamstern und Igeln verunreinigt zu werden, wollen Sie doch nicht übernachten. Bleiben Sie also nur bei mir. An den Haaren kann man Sie nicht zum Altar schleifen. Da sorge ich schon. Ohne zehntausend Thaler Mitgift lasse ich Sie nicht ab, da sein Sie ganz ruhig, und die hat Kratze nicht, sonst würde es mit den Interessen nicht hapern."

Der Sportelschreiber seufzte trotzdem tief auf. Er sah im Geiste, welchen neuen Fährlichkeiten er bei dieser Uebernachtung entgegenfahre. Doch sollte das Mißgeschick schon früher über ihn hereinbrechen.

Siebentes Kapitel.

Neue Gefahren. Minchen und Hedwig. Der Sportelschreiber muß sein Abenteuer in der Klosterkirche zur heiligen Ursula erzählen und wird von schöner Hand bekränzt.

Die Sonne stand keine Hand breit mehr über dem Horizonte und übergoldete die Landschaft, als man die Fluren des Rathsgutes Grasdorf erreichte. Der Inspector stieg sogleich ab und untersuchte die

Bewirthschaftung der Felder und den Stand des Getreides.

„Der Sommerroggen steht nicht übel," sprach er, „etwas mehr Regen könnte nicht schaden, der Klee zeigt von hinreichender Düngung. Dort sehen Sie Grasdorf, Sportelschreiber, wir haben keine halbe Stunde mehr."

Kappler putzte seine Brille, um sich nicht ohne Bangen den Ort in Augenschein zu nehmen, wo Cythere ihren Umgang hielt.

„Die Gebäude sind sehr verfallen," fuhr Sonnenschmidt fort; „Grasdorf ist Rathsgut. Eine Schande, daß die Behörde nicht mehr thut. Ich sollte nicht Kratze sein, ich wollt's dem Rathe zeigen. Als ich das letzte Mal da schlief, hätte es Noth gethan, ich wäre mit dem Regenschirme zu Bette gegangen."

„Ach," seufzte der Sportelschreiber für sich, „etwas naß werden läßt sich ertragen, aber die heirathslustigen Damen."

Er erkundigte sich nicht ohne Zagen, wie stark wohl der betreffende gefährliche Artikel in Grasdorf vorhanden sei.

„Fünf oder Sechs," erwiderte der Inspector, „warten Sie 'mal, da ist die Minna, die Hedwig, das Julchen, nun kommt Paulinchen, mein Pathchen, Luischen und die Anna. Richtig, sechs Stück. Kappler, wenn Sie verheirathet wären und sechs Töchter erzeugt hätten, die alle mannbar wären — nur die Anna ist noch Backfisch — wie würde Ihnen?"

Der Sportelschreiber in seiner Junggesellenfräulichkeit erröthete ob dieser merkwürdigen Voraussetzung. Er erwiderte zart: „Sechs edle Jungfrauen sind ein großer Segen des Himmels, sobald aber in Erwägung gebracht wird, daß die vermögenden Ver

hältnisse mit diesem himmlischen Segen nicht ganz im erwünschten Einklange stehen, dürfte der verehrte Herr Vater, so zu sagen, zu schwimmen und zu waten haben."

„Das will ich meinen," sagte der Inspector, „bedenken Sie allein die Garderobe, das Schuhwerk. Kratze kann seine Mädchen doch nicht nackend umherlaufen lassen."

Der Sportelschreiber bei seiner großen Schamhaftigkeit erröthete von Neuem ob dieses unverhüllten Ausdrucks.

„Und wo Männer her?" fuhr Sonnenschmidt fort. „Also nehmen Sie sich in Acht, Kappler, ich habe Sie gewarnt."

Der Sportelschreiber gelobte nochmals die entschiedenste reservirte Stellung. Man fuhrwerkte jetzt einen kleinen Hügel empor, von dessen Höhe sich in schönster Abendbeleuchtung ein interessanter Anblick darbot. Am jenseitigen blumenreichen Abhange waren zwei junge Frauenzimmer mit Kräutersammeln beschäftigt. Außerdem hatten sie anmuthige Blumenkränze gewunden.

„Alle Hagel," rief der Inspector, „sehen Sie, Kappler, man darf den Teufel an die Wand malen — wenn mich nicht Alles täuscht, sind es die Minna und die Hedwig vom Gute."

Der Sportelschreiber erschrack; „daß Gott erbarm," seufzte er, „soll die Pein jetzt schon losgehen, wo wir noch nicht einmal da sind?"

Die zwei Kräutersammlerinnen und Blumenwinderinnen hatten kaum das Fuhrwerk erschaut, als sie, die Hand gegen das blendende Abendroth haltend, den Inspector erkannten. Sie eilten freudig grüßend

herbei und schüttelten in ihrer ländlichen Natürlichkeit dem Inspector treuherzig die Hand.

„Wie steht's in Grasdorf," erkundigte sich dieser, „Alles gesund? Kein Wetterschaden oder sonstig Malheur beim Vieh?"

„Alles wohl auf," war die freudige Antwort

„Mir lieb zu hören," sprach der Inspector, „da könnt Ihr gleich die Gelegenheit benutzen und mit hereinfahren. Es ist Platz für Beide."

Mit Schrecken vernahm der Sportelschreiber diese bedrohliche Einladung. Er horchte klopfenden Herzens, ob man von der Invitation Gebrauch machen oder, wie er hoffte, in jungfräulicher Schüchternheit ablehnen werde; aber die beiden Fräuleins entsprachen dieser Hoffnung nicht. Sie machten ohne Ziererei von dem Erbieten Gebrauch und eh' man sich's versah, saß Minna neben dem Inspector und Hedwig mit einem lachenden „mit Verlaub" neben Kappler, der in seiner Angst gelind zu transpiriren anfing.

Die Minna war mit dem Inspector bald tief in wirthschaftliche Angelegenheiten vertieft, da letzterer über alle Hühner und Gänse Auskunft wünschte.

Mit dem angstschwitzenden Sportelschreiber wollte ein Gespräch weniger in Gang kommen. Er hatte in seinem Leben einem jungen und schönen Frauenzimmer nicht so nahe gesessen. Er wagte darum seine Nachbarin gar nicht anzusehen und schaute wie der langhalsige Vogel Straus unverwandt gradaus. Die Angst seines Herzens und seine übergroße Schüchternheit suchte er durch ein permanentes forçirtes Lächeln zu bemänteln. Die gesprächige Hedwig, um wenigstens einen Anfang in der Unterhaltung zu machte, fagte: „Das trifft sich herrlich, daß wir mit nach Haus fahren können."

Kappler's perpetuirlich forçirtes Lächeln ging bei diesen Worten in ein förmliches Feixen über, das seine Verlegenheit und Rathlosigkeit, was er der reizenden Sprecherin antworten sollte, deutlich an den Tag legte.

„Herrlich!" preßte er endlich in seiner Seelenangst heraus, dabei sah sein hochgehobener Kopf immerfort gradaus. Mit diesem „herrlich" hatte aber auch die Unterhaltung ihr Ende.

Sonnenschmidt, in seinen öconomischen Gesprächen mit Minna, erinnerte sich jetzt, daß er Kapplern vergessen hatte den beiden Mädchen vorzustellen. Er wandte sich daher halben Leibes um und sagte, auf seinen Hintermann deutend: „Herr Sportelschreiber Kappler aus Neukirchen."

Kappler hatte sich einmal sagen lassen, daß wenn man Jemandem vorgestellt werde, es die Höflichkeit mit sich bringe, vom Sitze aufzustehen. Er fuhr daher wie eine Rackete kerzengrade in die Höhe, daß die Hedwig ob dieses plötzlichen Auffahrens ordentlich erschrack. In dieser aufrechten Stellung verharrte der Sportelschreiber, obschon sich Sonnenschmidt längst wieder umgedreht hatte und schaute weit hinaus in's Freie.

„O, bitte, nehmen Sie wieder Platz," bat Hedwig, der die ceremonielle Höflichkeit Kapplers doch etwas zu lange dauerte.

Der Sportelschreiber schnappte bei diesen Worten wie ein Taschenmesser wieder zusammen.

Ist das ein komischer Mensch, dachte Hedwig, um aber nochmals den Versuch zu machen, ein Gespräch in Gang zu bringen, frug sie: „Waren Sie schon einmal in unserer Gegend?"

Jetzt half Alles nichts, Kappler mußte heraus

Man sah es, wie er seinem Herzen ordentlich einen Stoß gab. Er räusperte sich und immer gradaus sehend stammelte er: „Erst durch die gütige Fürsorge des verehrten Herrn Inspector Sonnenschmidt ward mir der überaus hohe Genuß, dieser wahrhaft bezaubernden Gegend ansichtig zu werden."

Jetzt erkannte die schlaue Hedwig nur zu bald, wen sie vor sich, oder vielmehr neben sich hatte und war diese originelle Persönlichkeit für ihren Humor und muthwilligen Sinn eine wahre Eroberung.

Als Sonnenschmidt Kapplern hinter sich parliren hörte, wandte er sich von Neuem und sagte: „Sie müssen sich vom Sportelschreiber sein Abenteuer in der Klosterkirche erzählen lassen. Das ist eine verfluchte Geschichte."

„O, bitte, erzählen Sie, Herr Sportelschreiber," bat Hedwig, die sich einen großen Genuß versprach und auch Minna, welcher die merkwürdige Persönlichkeit gleichfalls aufgefallen, vereinigte ihre Bitten mit denen der Schwester.

Kappler, auf so liebenswürdige Weise von rosige[n] Lippen — die er zwar nicht sah, da er ausdauer[nd] gradaus schaute — attaquirt, fühlte sich zwar hoc[h] geehrt und ungemein geschmeichelt, gleichwohl erlau[bte] es seine Bescheidenheit und Schüchternheit nicht, [d]... ausgesprochenen Wünschen sofort nachzukommen. ... räusperte sich von Neuem und begann nicht ... Beklemmung:

„Wie tief eingreifend besagtes Abenteuer ... meine Wenigkeit und beziehungsweise auch für ... Herrn Inspector sein dürfte, möchte doch andre ... unmaßgeblich in Zweifel zu ziehen sein, ob d... seiner Art allerdings gewiß sehr vereinzelt st... Fall gleichwohl dasjenige Interesse für die ...

ten Zuhörer darzubieten im Stande sein dürfte, daß —"

Die lebhafte Hedwig ließ aber den Sportelschreiber in seiner rücksichtsvollen und langdarmigen Periode nicht zu Ende kommen, sondern rief: „Gewiß, gewiß, Herr Sportelschreiber, auch für uns ist Ihr Abenteuer von großem Interesse. Sie sollen die aufmerksamsten Zuhörerinnen an uns finden."

„Schießen Sie los, Kappler," munterte selbst der Inspector auf.

Der Sportelschreiber glaubte in Folge dieser Stimmeneinhelligkeit jetzt wirklich einem „tiefgefühlten" Bedürfnisse abhelfen zu müssen, wenn er mit der Erzählung seines Abenteuers nicht länger hinter dem Berge halte.

Die Geschichte nahm ihren Anfang; aber kaum hatte Kappler in seiner Einleitung von der jungfräulichen Nonne, „einem zarten Wesen, das mit Verzichtleistung auf die süßesten Genüsse des Lebens, strengste Enthaltsamkeit und Abgesondertheit von dem betäubenden Strudel der Welt verbinde und deren Einkleidung zu schauen schon immer zu den Träumen seines Daseins gehört, ein Fall, der wahrscheinlich auch bei dem verehrten Herrn Inspector vorgelegen zc." seinen Anlauf genommen, als sowohl Hedwig wie Minna ihre Taschentücher vor Mund und Augen hielten, um vor Lachen nicht herauszuplatzen. Selbst der sonst ernste und mürrische Inspector konnte sich ob der merkwürdigen Redewendungen und Apostrophen — denn Kappler nahm seine ganze Redekunst zusammen — wiederholt des Auflachens nicht enthalten. Zum Glück war der Sportelschreiber, der auch während seines Vortrags beständig gradaus schaute, von dem Eindruck seiner Rede auf die beiden Reisege-

fährtinnen nichts gewahr, sonst würde er gründlich alle Contenance verloren haben und total aus dem Concepte gekommen sein; im Gegentheil ward er immer sicherer, als er mit großer Genugthuung vernahm, wie die beiden Damen sein rücksichts- und pietätvolles Verhalten in der Kirche lobten und entschieden Partei gegen den weit weniger rücksichtsvollen Inspector nahmen.

Als Kappler, allerdings so zart und schonend wie immer möglich, das geräuschvolle Schneuzen Sonnenschmidt's in Erwähnung brachte, gaben sowohl Hedwig wie Minna ihre laute Mißbilligung gegen den Inspector zu erkennen; wie aber der Erzähler auf die vom Inspector beabsichtigte Abtrennung der Ohren kam, war der komische Zorn der beiden Mädchen nicht mehr zurückzuhalten. „Ha, Barbar," tönte es, „blutwürstiger Dietrich, Paschah von drei Roßschweifen, wir leben nicht in der Türkei; Sie armer Herr Sportelschreiber!"

Der Inspector brummte zu seiner Entschuldigung: „Wenn die Oelung nicht kam, blieb nichts Anderes übrig."

Da Kappler während seiner Erzählung auch gar keine Anstalt traf, mit seinem Kopfe eine Wendung vorzunehmen, rief endlich die ungeduldige Hedwig: „aber bester, charmanter Herr Sportelschreiber, Sie erzählen so interessant, da müssen Sie uns auch einmal ansehen."

Kappler erschrack ob dieser bedenklichen Zumuthung, um jedoch dem ausgesprochenen Wunsche einigermaßen Rechnung zu tragen, machte er mit dem Kopfe eine Achtelswendung nach Rechts.

„Immer weiter herum," munterte Hedwig auf. „Sind wir denn so häßlich, daß Sie uns keines

Blickes würdigen?“ Damit ergriff sie mit beiden Händen sanft des Sportelschreibers Kopf und drehte dessen Gesicht nach sich; „sehen Sie, so!“

Kappler, ob dieses völlig unerwarteten resoluten Attentats ebenso consternirt, wie berauscht von der Schönheit seiner Nachbarin, rief vernehmlich, daß es Sonnenschmidt hören konnte: „Ha, welche Pracht!“

„Sportelschreiber,“ mahnte der Inspector mit der Peitsche schnalzend.

Auf diese Warnung fuhr Kappler wie besessen in seine frühere Position zurück, während Hedwig sich zurücklehnen mußte, denn sie vermochte vor verhaltenem Lachen nicht mehr zu sprechen.

Nachdem Kappler zur höchsten Ergötzlichkeit der Zuhörer mit seinem Abenteuer zu Ende, rief Hedwig mit thränenden Augen in komischer Extase: „Nein, Herr Sportelschreiber, ein so außerordentliches Abenteuer ist noch nicht dagewesen; eine so schwere Prüfung verdient eine Extrabelohnung, die muß gekrönt werden.“

Damit griff sie rasch nach dem Kranze, der an ihrem Arme hing und ehe der Sportelschreiber sich's versah, saß der Blumenschmuck auf seinem entblößten Haupte.

Kappler, auf's Höchste erschrocken, begann zu schütteln, aber Hedwig hatte den Kranz fest aufgedrückt; zugleich erwähnte sie, hübsch still zu halten, da der Blumenschmuck den Herrn Sportelschreiber vortrefflich kleide. Mit der Hand nach dem Kranze zu greifen, wagte Kappler nicht. So ergab er sich in sein Schicksal. Seine moralische Energie war geliefert. Mit Grausen überkam ihn der Gedanke, ob diese Sitte der Bekränzung in hiesiger Gegend viel=

voll, ein vollkommen „ausverkauftes Haus." Zu einem Ziegenkäse mußte selbst in diesem armen Dorfe Rath werden. Niesemeuschel bekam ein ganz Fäßlein voll, so daß sein Mittag- und Abenddesert für geraume Zeit gedeckt war. Er verstand die Verpackung mit Weinblattemballage meisterhaft.

Unterwegs ließ er auch wohl ein oder das Stück als „germanisirten Parmesankäse" unter glänzenden Bedingungen an leckere Handwerksburschen ab. Mit vielversprechender ernster Kennermiene stieg er bei solchen Gelegenheiten in die Tiefe seines Käsebergwerks hinab und förderte den ersehnten Artikel zu Tage. An Rhetorik, den „germanisirten Parmesankäse" in die appetitlichste Beleuchtung zu stellen, fehlte es ihm nicht. Die Handwerksburschen schnappten wie hungrige Karpfen darnach und scheuten kein Opfer, sich in den Besitz der exquisiten Delicatesse zu setzen.

Was seine Stellung als Heldenspieler anlangte, ließ sich Niesemeuschel nie in dauerndes Engagement ein, sondern glänzte, wie andere große Männer seines Jahrhunderts nur in Gastrollen. Nach seinem Benefiz brannte er zuweilen durch und war als Sohn der Freiheit in Nacht und Nebel verschwunden. Seine Hauptrolle war der Othello, den er nach eigner freier Bearbeitung vortrug.

Zu den Hauptleidenschaften Niesemeuschels gehörte ferner, mit Gott und aller Welt verwandt zu sein. Bei seiner wirklich fabelhaften Personalkenntniß, die er sich auf seinen langjährigen künstlerischen Kreuz- und Querzügen erworben, war es ihm ein Leichtes, dem stockfremdsten Menschen, indem er Schwägerschaft über Schwägerschaft dazwischen schob und zusammen kettete, in einen Vetter von sich umzuschaffen. Ja selbst Leute, die sich ihr Lebtag einander nicht gesehen

hatten, verstand er auf diese Weise verwandtschaftlich zu copuliren. Die neubacknen Vettern sahen sich dann einander ganz verdutzt an, reichten sich freudig überrascht die Hand oder fielen sich wohl auch um den Hals und tranken Brüderschaft, bei welcher Gelegenheit es für den genealogischen Großmeister Niesemeuschel selten ohne freie Zeche abging.

Eine andere Liebhaberei Niesemeuschels bestand darin, daß er alle Welt an sein für Völkerwohl und Freiheit hochschlagendes Herz drückte und hoch und theuer opferfreudige Freundschaft bis zum Tode gelobte. Kappler wußte darum gar nicht, wie ihm geschah und erschrack, als er, kaum abgestiegen, sich von zwei Armen leidenschaftlich umklammert an Niesemeuschels hochklopfendes Herz gepreßt fühlte. Er mußte förmlich nach Luft schnappen, so stürmisch war die Umarmung. Niesemeuschel hatte bei seiner Weltkenntniß sofort erkannt, welcher von den beiden Ankömmlingen für seine Freundschaft sich am Besten qualificire.

„Herzlich willkommen auf Grasdorf," rief Niesemeuschel in freudiger Extase. „Wer hier einkehrt, ist auch mein Freund. Wer hier einkehrt, verehrter Fremdling — der ist meinem Herzen kein Fremdling mehr; der kann ferner in unserm engherzigen und von Egoismus zerfressenen Jahrhundert noch erkennen lernen, was deutsche Gastfreundschaft heißt —

„Hier geht der sorgenvolle Kaufmann,
Der leichtgestürzte Pilger,
Der andächtige Räuber, wollte sagen Mönch rc.

Niesemeuschel pflegte, ein zweiter Richard Wanderer, bei passenden Gelegenheiten dramatische Dichterstellen einfließen zu lassen.

„Ja," fuhr er fort, „wer hier einkehrt, von dem kann man mit Recht sagen: Roller, du bist im Trocknen."

„Aber, bester Freund," fuhr er zu Kapplern gewendet fort, „je länger ich Ihnen in das treue deutsche Auge blicke, desto bekannter kommen Sie mir vor — wir müssen uns schon irgend einmal auf diesem dunklen Erdstern —"

„Thut mir unendlich leid," — wagte Kappler schüchtern entgegen zu halten — „daß mein allerdings schwaches Gedächtniß —"

„Herr Sportelschreiber Kappler," rief Hedwig, lachend herantretend.

„Richtig, Herr Sportelschreiber Kappler aus" — wie heißt gleich —

„Neukirchen," fuhr Hedwig fort.

„Vortrefflich, Neukirchen; waren Sie verehrter Herr Sportelschreiber nicht vor zwei Jahren —?"

„Mit dem Herrn Inspector Sonnenschmidt hatte ich die Ehre eine Geschäftsreise nach Kohlhäusel —"

„Da haben wir's," rief in freudiger Extase Riesemenschel, „und kehrten in Rainsdorf im Schwane ein, nicht wahr —?"

„Nein — in der goldnen Bretzel —"

„Das ist classisch. Wissen Sie, daß der Bretzelwirth die Cousine meines Stiefbruders zur Frau hat? Ein schmuckes Weibchen, gelt?"

Kappler gerieth in große Verlegenheit, da er sich weder auf die betreffende Verwandtschaft, noch auf das schmucke Weibchen zu besinnen vermochte.

„Aber die Schwester müssen Sie jedenfalls kennen," fuhr der in sein genealogisches Fahrwasser gerathene Riesemenschel fort, „sie hat einen Neukirchner zum

Manne. Sein Vater war Beutler; es war der dritte Sohn zweiter Ehe —"

Kapplern wirbelte es. Er durchwühlte in der Hast sämmtliche Neukirchner Beutler, um den unermüdlichen Genealogen wenigstens in einem Punkte gerecht zu werden.

„Wenn mich nicht Alles trügt," fuhr Niesemeuschel nachhelfend fort, „hinkte er etwas auf dem einen Fuße. Ein Erntewagen war darüber gegangen."

Der Sportelschreiber versinnbildlichte sich sämmtliche Fußgestelle der Neukirchner Beutler. Da er aber bei dem raschen Redeflusse Niesemeuschels nicht recht klug werden konnte, ob der alte Beutler oder der dritte Sohn zweiter Ehe, der eine Schwester der Rainsberger Bretzelwirthin zur Frau hatte, gemeint sei, stand er im Begriff bescheidentliche Anfrage zu halten, als die resolute Hedwig sein Retter wurde, ihn am Arme erfaßte und den Genealogen zur Ruhe verwies.

„Der Herr Sportelschreiber," sprach sie, „ist ermüdet von der Reise und hat jetzt keine Zeit, über schmucke Wirthinen und hinkende Beutler Auskunft zu geben."

Damit geleitete sie den halbbetäubten Kappler nach dem Hauseingange, wo mehrere ihrer Schwestern den seltenen Gast erwarteten. Niesemeuschel aber declamirte hinterdrein gehend:

„Engel des Lichts, warum zwei gleichgestimmte Saiten eines Accords, zwei Seelen und einen Gedanken mitleidslos auseinanderreißen! Aber ich folge."

Als Kappler mit Schrecken die am Eingange stehenden Grazien gewahrte, warf er einen verzweifelten Blick nach dem Inspector, aber dieser war bereits von dem Rathspachter in Beschlag genommen und so vertieft in öconomische Unterhaltung, daß er

sich um seinen Begleiter vor der Hand nicht bekümmern konnte.

„Fürchten Sie sich nicht, Herr Sportelschreiber," munterte Hedwig auf, als Kappler wiederholt zagend nach Sennenschmidten schaute, „der Herr Inspector kommen gleich nach." So half's denn nichts, Kappler mußte vorwärts und verschwand hinter einer blühenden Mädchenwolke.

Neuntes Kapitel.

Was sich Alles während der Abendmahlzeit zutrug. Der Ducatenregen.

Die jetzt folgende Abendmahlzeit war eine der merkwürdigsten in dem eintönigen Lebenslaufe unsers Sportelschreibers. Voraus ist zu schicken, daß der Inspector bei bestem Humor war. Er hatte die Wirthschaft bei dem Rathspachter in vollkommner Ordnung gefunden und was die Hauptsache, die Zinsfrage war zu seiner großen Zufriedenheit erledigt worden. Dieselbe beruhte, wie sich herausstellte, einfach auf einem Gedächtnißfehler des Inspectors. Derselbe hatte außer Acht gelassen, daß er vor einiger Zeit eine Anweisung auf Kratze abgegeben, die von diesem auch pünktlich war honorirt worden, so daß der Zinsbetrag hinreichend gedeckt war. Also der gute Humor des Inspectors ließ nichts zu wünschen übrig, zumal letzterer bei einer opulenten Mahlzeit saß, die ihm nichts kostete.

Weit weniger war, was den guten Humor anlangte, solches mit dem Sportelschreiber der Fall.

War er auch, hinsichtlich der Tischordnung, von der gefährlichen Grazienschaar, erstens durch den Hauslehrer und dann auch noch durch den Verwalter geschützt, so saß ihm doch unmittelbar zur Linken sein neuer Freund Riesemeuschel mit seinen Bauchrede- und Taschenspielneckereien wie der böse Feind im Nacken. Bald bissen sich unter seinem Stuhle ein paar Hunde, so daß er erschrocken aufsprang, um seine Füße in Sicherheit zu bringen, bald war, während er zu dem Hauslehrer gewendet, sich in pädagogische Unterhaltung vertiefte, sein Bratenteller verschwunden und ein Teller mit Watte stand vor ihm, alles Späschen, die zwar zur allgemeinen Heiterkeit viel beitrugen, aber Kapplern oft in nicht geringe Verlegenheit brachten. Plötzlich war aber auch beim Inspector der Humor zum Teufel und das gründlich.

„Donnerwetter," rief Sonnenschmidt, convulsivisch seine Uhrtasche visitirend, „meine Uhr ist weg."

Allgemeine Bestürzung. Da Riesemeuschel dem Inspector schrägüber saß, so war dießmal keine Möglichkeit, daß seine Hocuspocusmacherei im Spiele war. Auch theilte Riesemeuschel auffällig die allgemeine Bestürzung.

„Ich muß sie," erklärte Sonnenschmidt, noch immer in der leeren Tasche wühlend, „jedenfalls beim Durchkriechen auf dem Gange nach der Brennerei verloren haben."

Der Rathspachter versprach sofort Nachsuchung halten zu lassen, als die lange Figur Riesemeuschels wie eine Rakete in die Höhe flog.

„Halt," rief er, „diese abhanden gekommene Uhr ist für die anwesenden Herren ein zu delicater Punct. Ich trage darum darauf an, daß, bevor Jemand das Zimmer verläßt, wir Herren uns einer Untersuchung

unterwerfen, um für den Fall, daß die Uhr nicht gefunden werden sollte, als unschuldsvolle Engel aus dieser bedauerlichen Angelegenheit hervorzugehen. Ich selbst stelle mich zuerst dem Herrn Inspector zur Disposition."

Der Pachter, der die Worte Riesemeuschels wirklich für Ernst nahm, erwiderte etwas empfindlich, „die an meinem Tische versammelten Herren haben nicht nöthig den Beweis zu geben, daß sie sich nicht an fremdem Eigenthume vergriffen haben."

Auf einen verstohlnen Wink Riesemeuschels jedoch erkannte er, daß es sich auch dießmal um einen taschenspielerischen Scherz handle, und um diesen nicht zu stören, sagte er: „Nun, meinetwegen, wenn es nicht anders sein kann, mag die Untersuchung statt haben. Da können Sie, Riesemeuschel, gleich bei mir anfangen."

Riesemeuschel ging mit vieler Gravität an die Untersuchung. Als er mit Kratzen fertig, sagte er: „Ich finde keine Schuld an diesem Gerechten."

Nach Durchsuchung des Hauslehrers hieß es:

„Dies Kind, kein Engel ist so rein,
Laßt's eurer Huld empfohlen sein."

Beim Verwalter:

„Du bist wie eine Blume,
So lieb, so rein" 2c.

Jetzt kam die Reihe an Kapplern, der mit der Gewissensruhe eines Gerechten der Untersuchung entgegen sah.

„Dürfte ich Sie, mein verehrter Herr Sportul- (Riesemeuschel sagte aus übergroßer Reverenz von jetzt ab nicht schlechtweg Sportel, sondern stets ausdrucksvoll Sportulschreiber) schreiber, bevor ich mich eines Weitern an Ihrem werthgeschätzten Corporem-

pumpus vergreife, vor allen Diesen freundlichst ersuchen, mir zu sagen, wie viel die Glocke geschlagen?"

Kappler griff nach seiner Uhr, aber wer beschreibt sein Entsetzen, als er zum allgemeinen Erstaunen der Tischgesellschaft die stattliche Repetiruhr des Inspectors hervorzog.

„Sieh da, sieh da, Thimodeus," rief Riesemeuschel, indem er die Uhr triumphirend emporhielt, „war es nicht gut, daß ich die Untersuchung beantragte. Hier, mein verehrter Herr Inspector, ist Ihre Uhr, Sie haben dieselbe nicht beim Durchkriechen nach der Brennerei verloren."

Kappler war mehr todt als lebendig und erholte sich erst, als die allgemein ausbrechende Heiterkeit ihn belehrte, daß es sich abermals um ein Taschenspielerstücklein handle.

„Teufelsbraten," rief der Inspector, der froh war, seinen Zeitmesser wieder zu haben; „wie war es aber eine Menschenmöglichkeit, sich meiner Uhr zu bemächtigen, die wie eingekittet in der Tasche saß?"

„Sie werden sich der lebhaften Unterhaltung entsinnen," erklärte Riesemeuschel, „wo ich mit Wärme die Vorzüge der Stoppelhutung gegen das Princip der Stallfütterung vertheidigte. Sie geriethen in schätzenswerthen öconomischen Eifer. Diese edle Wallung gab mir die Gelegenheit zu dem Kunststück."

„Donnerwetter," brummte der Inspector, „da werd' ich künftig besser aufpassen."

„Thun Sie das, werthgeschätzter Herr Inspector," rieth der geschickte Künstler.

Nachdem Riesemeuschel einen so glänzenden Beweis seiner Kunstfertigkeit abgelegt, nahm er im Bewußtsein seiner Künstlerwürde wieder Platz neben Kappler, als dieser mit einer gewissen Unruhe ängst-

unterwerfen, um für den Fall, daß die Uhr nicht gefunden werden sollte, als unschuldsvolle Engel aus dieser bedauerlichen Angelegenheit hervorzugehen. Ich selbst stelle mich zuerst dem Herrn Inspector zur Disposition."

Der Pachter, der die Worte Riesemeuschels wirklich für Ernst nahm, erwiderte etwas empfindlich, „die an meinem Tische versammelten Herren haben nicht nöthig den Beweis zu geben, daß sie sich nicht an fremdem Eigenthume vergriffen haben."

Auf einen verstohlnen Wink Riesemeuschels jedoch erkannte er, daß es sich auch dießmal um einen taschenspielerischen Scherz handle, und um diesen nicht zu stören, sagte er: „Nun, meinetwegen, wenn es nicht anders sein kann, mag die Untersuchung statt haben. Da können Sie, Riesemeuschel, gleich bei mir anfangen."

Riesemeuschel ging mit vieler Gravität an die Untersuchung. Als er mit Kratzen fertig, sagte er: „Ich finde keine Schuld an diesem Gerechten."

Nach Durchsuchung des Hauslehrers hieß es:

„Dies Kind, kein Engel ist so rein,
Laßt's eurer Huld empfohlen sein."

Beim Verwalter:

„Du bist wie eine Blume,
So lieb, so rein" 2c.

Jetzt kam die Reihe an Kapplern, der mit der Gewissensruhe eines Gerechten der Untersuchung entgegen sah.

„Dürfte ich Sie, mein verehrter Herr Sportul- (Riesemeuschel sagte aus übergroßer Reverenz von jetzt ab nicht schlechtweg Sportel, sondern stets ausdrucksvoll Sportulschreiber) schreiber, bevor ich mich eines Weitern an Ihrem werthgeschätzten Corporem-

pumpus vergreife, vor allen Diesen freundlichst-ersuchen, mir zu sagen, wie viel die Glocke geschlagen?"

Kappler griff nach seiner Uhr, aber wer beschreibt sein Entsetzen, als er zum allgemeinen Erstaunen der Tischgesellschaft die stattliche Repetiruhr des Inspectors hervorzog.

„Sieh da, sieh da, Thimodeus," rief Niesemeuschel, indem er die Uhr triumphirend emporhielt, „war es nicht gut, daß ich die Untersuchung beantragte. Hier, mein verehrter Herr Inspector, ist Ihre Uhr, Sie haben dieselbe nicht beim Durchkriechen nach der Brennerei verloren."

Kappler war mehr todt als lebendig und erholte sich erst, als die allgemein ausbrechende Heiterkeit ihn belehrte, daß es sich abermals um ein Taschenspielerstücklein handle.

„Teufelsbraten," rief der Inspector, der froh war, seinen Zeitmesser wieder zu haben; „wie war es aber eine Menschenmöglichkeit, sich meiner Uhr zu bemächtigen, die wie eingekittet in der Tasche saß?"

„Sie werden sich der lebhaften Unterhaltung entsinnen," erklärte Niesemeuschel, „wo ich mit Wärme die Vorzüge der Stoppelhutung gegen das Princip der Stallfütterung vertheidigte. Sie geriethen in schätzenswerthen öconomischen Eifer. Diese edle Wallung gab mir die Gelegenheit zu dem Kunststück."

„Donnerwetter," brummte der Inspector, „da werd' ich künftig besser aufpassen."

„Thun Sie das, werthgeschätzter Herr Inspector," rieth der geschickte Künstler.

Nachdem Niesemeuschel einen so glänzenden Beweis seiner Kunstfertigkeit abgelegt, nahm er im Bewußtsein seiner Künstlerwürde wieder Platz neben Kappler, als dieser mit einer gewissen Unruhe ängst-

lich hin- und widerrutschte. Theilnahmvoll erkundigte sich Riesemeuschel nach der Ursache.

„Meine Uhr ist auch weg!“ tönte es weinerlich.

„Wie!“ rief Riesemeuschel mit komischem Entsetzen. „Ich will nicht hoffen, Ihre Uhr auch dahin? Da hört in der That Alles auf!“ Und zu Sonnenschmidt gewendet: „Jetzt, verehrtester Herr Inspector, thut es mir wahrhaft leid, auch Ihre respective und werthgeschätzte Persönlichkeit einer Untersuchung unterwerfen zu müssen.“

„Komm Er mir nicht zu nahe, Teufelsbraten,“ rief dieser mit drohend gehobenem Messer. Denn er traute dem Schwarzkünstler nicht über den Weg.

„Wohlan!“ versetzte Riesemeuschel, „so untersuchen Sie sich selbst, und vor Allem Ihre linke Rocktasche.

Der Inspector that's.

„Alle Hagel,“ rief er plötzlich, „was ist das?“ Er förderte nicht ohne Anstrengung, aber unter allgemeinem Jubel eine — mächtige Kohlrübe zu Tage, in welcher wohlbehalten Kapplers Uhr stak.

Der neugierige Inspector wollte auch dasmal wissen, wie das Ding zugegangen, aber Riesemeuschel verschleierte sein Geheimniß unter die bekannte Taschenspielerphrase, daß Geschwindigkeit keine Hexerei sei.

Der unermüdliche Künstler gab nach der Uhreneskamotage noch einige andere Stücklein zum Besten. So rollte er Baumwolle zusammen, brannte solche an und fraß zu Kapplers Entsetzen Feuer. Dann zog er ein zehn Ellen langes Band aus dem Munde.

Da die gutmüthige Frau Pachterin, welche inmitten ihrer Töchter am untern Ende der Tafel saß, gewahrte, wie der gute Herr Sportelschreiber in Folge der Riesemeuschel'schen Experimente auch gar nicht

zur Ruhe kam, rief sie ihm zu: „Ei, ei, lieber Herr Sportelschreiber, Sie haben eine gefährliche Nachbarschaft, kommen Sie lieber zu uns, wir wollen Platz machen.“

Diese Einladung hatte noch gefehlt, um Kapplern vollends in Dampf zu setzen. Seine Lage war desperat. Auf der einen Seite den Feuerteufel, auf der andern die Einladung inmitten gefährlicher Grazien Platz zu nehmen. Er hoffte indeß, mit dem Feuerteufel, da dieser männlichen Geschlechts war, immer noch eher auszukommen als mit den heirathslustigen Schönen, und stammelte entschuldigend: „Der Herr von Riesemeuschel meinen es nicht so böse.“

Der Künstler beendete den Cyclus seiner Vorstellungen mit dem in der Taschenspielerwelt nicht unbekannten Ducatenregen, der zu höchst possirlichen Scenen, namentlich mit dem Inspector, Veranlassung gab.

Riesemeuschel befand sich im Besitz von drei Ducaten, die freilich etwas leichte Schwimmer, ihm aber bei seinen Kunststücken und namentlich bei Wetten so unentbehrlich waren, daß, wie oft er sie auch versetzt gehabt, sie immer wieder eingelöst hatte. Mit diesen Goldstücken imponirte er außerdem in Gasthöfen und Schankstätten als begüterter Mann.

Der Ducatenregen besteht darin, daß der Künstler, wohin es immer sei, einen Ducaten zaubert und ihn ben so schnell verschwinden zu machen versteht, ehe r Gefoppte zuzugreifen vermag.

Riesemeuschel that jetzt feierlich kund und zu ssen, daß er Ducaten ausstreuen werde und es dermann freistehe, zuzulangen. Er declamirte pairend:

„Einen blanken Ducaten werfe ich hin,
Wer den Ducaten mag erreichen,
Er mag ihn behalten, er sei sein eigen.“

Mit Kapplern ging die Geschichte los. Bald hier, bald da sah der Sportelschreiber auf seiner Kleidung einen Ducaten blinken, sowie er aber zulangen wollte, war der Ducaten verschwunden. Da Kappler bei seiner Bescheidenheit, und da er überhaupt seinen neuen Freund nicht um sein Geld bringen wollte, nur zaghaft zulangte, schalt der Inspector, der sich für dieses Kunststück ungemein interessirte, über die Tafel herüber, daß er herzhafter zufassen müsse. Kappler also angetrieben, that's auch, aber trotzdem war es keine Möglichkeit, des Goldstücks habhaft zu werden.

Nach Kapplern, der ob seiner Ungeschicklichkeit vom Inspector auch noch einen „Lenkschemmel“ einstecken mußte, kam der Hauslehrer an die Reihe. Dieser, auf den Fang weit erpichter als der bescheidene Sportelschreiber, griff noch herzhafter zu, aber der Erfolg blieb derselbe, was Kapplern zu nicht geringer Rechtfertigung gereichte.

Dem Verwalter, der Frau Pachterin und ihren Töchtern ging es nicht besser. Es war ein beständiges aber vergebliches Hin= und Widerfahren und Haschen, aber ohne Erfolg.

Da Niesemenschel mit seinem Ducatenkunststück der Reihe nach ging, wären jetzt die beiden erwachsenen Knaben des Rathspächters, die Gebrüder Kratze, daran gewesen, aber der Inspector war so versessen auf das Goldstück, daß er Niesemenscheln direct zu sich citirte, obschon er nicht lange vorher seine offenkundige Aversion gegen die Person des Hexenmeisters ausgesprochen hatte. Dem Inspector war bei seiner

Habsucht der Gedanke zu verlockend, sich durch einen bloßen Griff in den Besitz eines Goldstücks zu setzen. Die Sache erschien ihm wahres Kinderspiel. Er hatte genau aufgepaßt; der Ducaten konnte gar nicht appetitlicher daliegen. Nach seiner Ueberzeugung müßte es mit dem Teufel zugehen, wenn er bei wiederholten Versuchen nicht einmal rascher zufahren und eher ankommen sollte, als Riesemenschel. Er gab das bisherige Mißlingen lediglich dem Ungeschick der Betheiligten oder ihrer leichtsinnigen Absicht schuld, Riesemenscheln nicht um den Ducaten zu bringen. Der practische Inspector dachte hier ganz anders. Dieser Kerl, entschuldigte er sich, muß endlich einmal für seine Fopperei bestraft werden. Was nützen so einem leichtsinnigen Menschen überhaupt Ducaten. Es ist reines Dickethun, das gezüchtigt zu werden verdient. Im Grunde war es aber seiner Habsucht um den Ducaten selbst zu thun. Er frug daher, als Riesemenschel herangetreten war, laut und mit nachdrücklicher Betonung: „Also der Ducaten ist mein Eigenthum, sobald es mir gelingt, mich während Ihrer Hokuspokusmacherei in den Besitz desselben zu setzen? Sie haben das vorhin ausdrücklich ausgesprochen.“

Riesemenschel that hier ordentlich beleidigt.

„Welche Frage!“ rief er; „bei mir heißt's: ein Wort so viel wie tausend. Der Ducaten, so Sie ihn erhaschen, ist Ihr wohlerworbenes, rechtmäßiges Eigenthum.“

„Ist denn der Kerl aber auch ächt?“ erkundigte sich der Inspector, der Riesemenscheln noch immer nicht traute; „ein rechtschaffener, leibhaftiger Ducaten?“

„Ueberzeugen Sie sich selbst, verehrter Herr In=

spector.“ Damit legte Riesemeuschel das am wenigsten abgegriffene Exemplar frank und frei auf den Tisch.

Sonnenschmidt untersuchte mit Kennermiene, wog prüfend das Goldstück mit der Hand und sagte: „Fünf bis sechs As können fehlen, aber das soll nichts verschlagen. Na, legen Sie 'mal los.“

Riesemeuschel, der die Habsucht Sonnenschmidts nur zu gut durchschaute, beschloß dieselbe nachdrücklich zu züchtigen. So überschüttete er denn mit einer Fingerfertigkeit und einer Eskamotage, die von seltener Uebung zeigte, den gewaltigen Leichnam des Inspectors förmlich mit Ducaten. Auf Armen, Schenkeln, am Bauche und auf den Achseln blitzte es golden, und je eifriger Sonnenschmidt darnach griff, desto schneller verschwanden die Goldstücke. Riesemeuschel raupte den Inspector förmlich ab; Sonnenschmidt war ihm ein Baum aus der Fabel, den er blos zu schütteln brauchte, und Ducaten fielen herab. Alle Augenblicke hieß es: „Sehen Sie, Inspector, hier ist wieder einer, da wieder, hier noch einmal.“

Der Inspector wollte verzweifeln. Er fuhr wie besessen umher, schlug, puffte und prügelte sich selber. Seine Arme und Hände befanden sich in beständigem Handgemenge und spielten förmlich Haschekater mit einander. Denn fuhr die linke Hand nach dem rechten Arme, wo ein Ducaten groß und breit dalag, saß ein anderer im Augenblicke auf dem linken Arme, nach welchem sofort die rechte Hand fuhr. Sonnenschmidt ward selber zum Jongleur, was die Behendigkeit anlangte, und hätte man ihm keinen größern Gefallen erweisen können, als ihn in einen Polypen mit zehn Armen zu verwandeln, denn die zwei, über

die er zu verfügen hatte, reichten nicht aus. Dabei fluchte er in seinem Grimme — alle Rücksichten gegen das weibliche Publicum aus den Augen verlierend — wie ein Landsknecht des heiligen römischen Reichs. Seine Gier nach dem Goldstück ward immer wilder, je näher und appetitlicher es der gewandte Riese-meuschel zu bringen verstand. Außerdem versetzte ihn auch noch der immer lauter werdende Jubel der Tischgesellschaft in Wuth.

Dem sanften Kappler ging das Fluchen des Inspectors, zumal in Berücksichtigung der Frau Rathspächterin und der holden Fräuleins, durch und durch. Er glaubte daher, trotz seiner Zaghaftigkeit, Schüchternheit und großen Bescheidenheit, endlich doch sich ein Herz fassen und diesem einen Stoß geben zu müssen, indem er sich zu dem überaus großen Wagniß entschloß, dem Inspector hinsichtlich des Ducatenfangs einen guten Rath zu ertheilen, damit endlich der Grund zu dem lästerlichen Gefluche hinwegfalle. Kappler hatte ebenfalls mit großer Aufmerksamkeit die zahlreichen mißglückten Versuche zu Erhaschung des Ducatens verfolgt und war ihm dabei eine Idee aufgestiegen, die er glaubte bei dem allgemeinen Interesse, welches die Jagd begleitete, nicht unter den Scheffel stellen zu dürfen. Er ließ daher ein förmliches Aufgebot en masse an seine gesammte moralische Kraft, räusperte sich wiederholt und sprach, aber sanft und bescheiden wie immer möglich und mit ungemeinem Wohlwollen: „Dürfte, in Anbetracht dem verehrlichen Ducaten mit der unbewaffneten Hand beizukommen, sich fast unbesiegbare Hindernisse in den Weg stellen, es nicht für gerathener zu erachten sein, so der verehrte Herr Inspector sich vielleicht gemüßigt finden dürfte, vermittelst einer in Anwendung ge-

brachten Fliegenklatsche den mit rapider Schnelligkeit hin- und widerirrenden Ducaten zu ertödten; vorausgesetzt, wohlverstandnermaßen, daß die adhibirte Fliegenklatsche dem Charakter des Ducatenregens überhaupt nicht widerstrebt und die Statuten unbeweisbar festgestellt haben, von Adhibirung eines dergleichen Auskunftsmittels unerläßlich Umgang zu halten?"

Die gesammte Tischgesellschaft, mit Ausnahme des Inspectors, der wie ein Hofpauker unverdrossen fortarbeitete, machte eine verwunderte Frontbewegung gegen Kapplern, weil dieser, der immer so still dagesessen, plötzlich wie ein deus ex machina in einem merkwürdigen Periodenbau sich verlautbar machte. Man begrüßte seinen Vorschlag mit rauschendem Beifall, weil man ihn für Scherz hielt und letzteren dem stillen bescheidenen Manne gar nicht zugetraut hatte.

Kappler fühlte sich durch den Applaus hoch gehoben, ward jedoch durch die Worte des immer mit den Ducaten fechtenden Inspectors: „Halten Sie das Maul!" von seiner Höhe eben so schnell wieder in sein bescheidenes Nichts und Dunkel herabgeschleudert.

Niesemeuschel griff aber die Fliegenklatschen-Idee auf und sagte: „Wenn der Inspector davon Gebrauch machen will, hab' ich nichts dawider. Ich gebe allerdings unschätzbare Vortheile aus der Hand, will aber diesmal die Fünf eine gerade Zahl sein lassen."

Nachdem sich Sonnenschmidt endlich hinreichend überzeugt hatte, daß es nach der bisherigen Methode keine Möglichkeit sei, den Ducaten in seine Gewalt zu bekommen, griff er, wie der Ertrinkende nach einem Strohhalme, nach der Klatsche. Unter großem Jubel ward ihm das nützliche Instrument von der lachen-

den Hedwig überreicht, und der Inspector prügelte sich nun mit demselben von Neuem durch, während Kappler den stillen Triumph feierte, daß seine Idee den Sieg davon getragen.

Plötzlich eröffnete sich für Sonnenschmidt eine der günstigsten Chancen, der glücklichsten Situationen, der beneidenswerthesten Momente, wie sie während des ganzen Ducatenregens nicht dagewesen. Der Ducaten saß nämlich mit Einemmale vorn auf der etwas kolbigen Nase des Inspectors. So nahe war er noch nie gekommen. So bequem hatte er noch nie gelegen. So sicher war sich Sonnenschmidt seines Fanges nie gewesen. Er bedurfte diesmal nicht einmal der Klatsche. Er brauchte blos das Maul aufzumachen und ein wenig zu rucken, und der Ducaten fiel wie ein gebratener Apfel hinein und war für Riesemeuschel unrettbar verloren. Dies bedachte auch Sonnenschmidt und zögerte keinen Augenblick, von der günstigen Situation Nutzen zu ziehen. Er ging hierbei aber auf so überraschende Weise zu Werke, daß das umstehende Publicum sich aneinander halten mußte, um vor Lachen nicht umzufallen.

Ein beispielloser Abgrund that sich plötzlich unter des Inspectors ducatengekrönter Nase auf, ein Haifischrachen klappte auseinander, als wolle Sonnenschmidt außer dem Ducaten auch noch Riesemeuscheln mit Haut und Haar verschlingen. Damit aber der Ducaten ja nicht danebenfalle, schob der Inspector auf Gefahr, das Zungenband zu zerreißen, auch noch die Zunge wie einen Schaumlöffel, wie eine Braupfanne hervor, ein Anblick, der die Lachmuskeln der Zuschauer in einem Grade lähmte, daß man zu schreien anfing. Selbst Kappler gestand, daß ihm ein so eigenthümlicher Gesichtsausdruck des verehrten

Herrn Inspectors in diesem Leben noch nicht vorgekommen sei.

Aber auch diese letzte verzweifelte Anstrengung Sonnenschmidt's blieb ohne Erfolg. Der Ducaten war weg und dem Inspector blieb nichts übrig, als unter wilddumpfem Gebrumme, welches zugleich seinen unaussprechlichen Abscheu gegen Riesemeuscheln aussprach, sein Sprachorgan wieder unter Dach und Fach zu bringen. Wie aber jeder Künstler seine Launen hat und das Necken nicht lassen kann, ließ Riesemeuschel den Ducaten nochmals auf Sonnenschmidt's Nase tanzen, verstand aber dabei zugleich, der letztern einen so markirten Knipp beizubringen, daß der Inspector ganz rasend aufsprang und mit geschwungenem Fliegentödter auf Riesemeuscheln einstürmte. Dieser wußte sich aber so geschickt hinter einem Walle von kickernden Mädchen zu verstecken, daß Sonnenschmidt nicht beikommen konnte und es gegen den zwischen Weiberröcken hervorlachenden Kopfe Riesemeuschels mit einer furchtbaren Drohbewegung bewenden lassen mußte, welche deutlich besagte: „Wart', Halunke, Dich krieg ich schon!"

Man hatte wieder bei Tische Platz genommen. Sonnenschmidt, der durch seine Paukenschlägerei mit und ohne Fliegenklatsche von Neuem einen wahren Wolfshunger bekommen, ließ seinen Ingrimm ob der verfehlten Ducatenjagd an einem colossalen Stück Rinderbraten mit Schmorkartoffeln aus, ohne jedoch dabei Riesemeuscheln, der ihm schrägüber saß, und dem er nicht über den Weg traute, aus den Augen zu lassen. Plötzlich bemerkte er, wie letzterer sich wieder erhob und leisen Schritts um die Tafel herum auf ihn zukam.



„Was will Er?" fuhr der Inspector, wie be-

fessen auf seinem Stuhle herumfahrend, den leis Daherkommenden an.

Aber Riesemeuschel verharrte diesmal in höchst demüthiger Stellung und erwiderte mit größter Bescheidenheit: „Dürfte ich mir wohl erlauben, den verehrten Herrn Inspector, da meine Production als vollkommen gelungen zu betrachten und zu allgemeiner Zufriedenheit ausgefallen, um ein kleines Honorar —."

Dies hatte Sonnenschmidten noch gefehlt. Dafür, daß er sich selbst durchgeprügelt, sollte er auch noch zahlen? Er war ganz empört ob dieses Ansinnens und rief: „Honorar?! Ich will Ihn behonoraren, auf den Buckel — Leuteschinder!"

Riesemeuschel ließ sich durch diesen Repuls im Geringsten nicht aus der Contenance bringen, sondern fuhr demüthig und bescheiden fort: „Nicht für mich, mein werthgeschätzter Herr Inspector, sondern für die Ortsarmen. Ich pflege im engern Familienkreise das mit meinen Productionen so zu halten."

„Was da, Arme," polterte der Inspector, „wir haben in Neukirchen von diesem Artikel die Hülle und Fülle, daß mich das hiesige Bettelvolk nichts angeht."

Als Kappler von Armen hörte, zog er ganz in der Stille sein Beutelchen, ward aber von dem Rathspachter, der es bemerkte, in seiner wohlthätigen Bestrebung zurückgehalten, indem ihm dieser zu verstehen gab, daß es sich auch diesmal nur um einen Scherz handle.

Riesemeuschel beschloß aber des Inspectors Geiz und hartherzigen Sinn bei nächster Gelegenheit auf das Nachdrücklichste zu bestrafen.

Zehntes Kapitel.

Was sich anderweit bei der Abendtafel zutrug. Die Wette.

Man stand beim Desert. Obschon der Inspector Riesemeuscheln hinlänglich im Magen hatte und daraus auch durchaus kein Geheimniß machte, konnte es letzterer in gewohnter Menschenfreundlichkeit doch nicht unterlassen, dem Inspector anderweite acceptable Offerten zu stellen.

„Sie haben, mein verehrtester Herr Inspector,“ begann er unter anderm, „vorhin eine so ausnehmende Vorliebe für meine Ducaten an den Tag gelegt, daß ich mir nicht versagen kann, Ihnen ein anderweit Mittel in Vorschlag zu bringen, mit geringer Mühe sich in den Besitz von allen drei Goldstücken zu setzen.“

„Hol' Ihn der Satan mit sammt Seinen Goldstücken,“ war die kurze Antwort Sonnenschmidts; „ich mag überhaupt mit Ihm nichts weiter zu schaffen haben. Hat Er das verstanden?“

Wie deutsch und deutlich dies auch gesprochen war, that Riesemeuschel gar nicht, als ob er damit gemeint sei und fuhr fort, dem Inspector seine gewinnversprechenden Propositionen in möglichst günstige Beleuchtung zu stellen.

„Wie wär's, geschätzter Mann,“ fuhr er fort, „wenn ich Ihnen eine Wette in Vorschlag brächte, wo Sie, mit dem Wagniß eines einzigen Silbergroschens, meine drei Ducaten wie drei rechtskräftig erlegte Hasen ohne alle Gewissensbisse in den Sack schieben können?“

Wie acceptabel unter allen andern Umständen

diese Worte in das Ohr des Inspectors geklungen sein würden, hatte doch der Ingrimm und das Mißtrauen gegen Niesemeuschel in seinem Innern zu gewaltig um sich gegriffen, als daß Sonnenschmidt sofort in die Falle gegangen wäre. Er brummte daher blos: „Da steckt wieder eine Gaunerei dahinter."

„Im Geringsten nicht," erwiderte Niesemeuschel, „es ist die einfachste, aber für meinen Gegenpart zugleich die glänzendste Wette von der Welt. Ich setze drei Ducaten gegen einen Silbergroschen. Dann nehme ich eine Anzahl Haselnüsse, wie sie hier vor mir auf dem Teller stehen, in die Hand, zähle sie für mich ab und frage: „Grad oder Ungrad?" Errathen Sie, geschätzter Mann, das pair oder impair, so sind die drei Ducaten die Ihrigen, im gegentheiligen Falle ist der Silbermorgen der mirige."

Diese außerordentlich günstige Proposition war dem habsüchtigen Inspector denn doch außerm Spasse. Ihm war die Wette mit Grad und Ungrad nicht unbekannt.

Alle Hagel, überrechnete er bei sich, das müßte doch mit dem Teufel zugehen, wenn ich nicht bis zum zehnten Male wenigstens einmal das Richtige treffen sollte. Ich riskire im ungünstigsten Falle zehn Silbergroschen. Die Ducaten können mir eigentlich gar nicht entgehen.

Da ihm aber die günstige Chance, die ihm Niesemeuschel angeboten, zu fabelhaft klang, stellte er die Frage: „Also, so bald ich's errathe, sind die Ducaten mein?"

Niesemeuschel war ob dieser Frage wieder ungemein beleidigt. „Welche Frage?" zürnte er, „ein Wort so viel wie Tausend. Beim ersten glücklichen Errathen sind die Ducaten die Ihrigen."

„Ich nehme die Wette an," sprach der Inspector.

„Bon," replicirte Riesemeuschel und legte seine drei Ducaten auf den Tisch, während der Inspector in seiner langen Lederniere nach Silbergroschen bergwerkte und fünf Stück zu Tage förderte, die er für hinreichend hielt, die Ducaten in die Luft zu sprengen. Er gestand sich selbst, eine so günstige Wette im ganzen Leben nicht eingegangen zu sein.

Riesemeuschel that jetzt einen kühnen Griff in die Haselnüsse. Er zählte sich eine ungleiche Zahl ab, es waren sieben Stück, und hielt nun die geschlossene Faust dem Inspector hin:

„Grad oder Ungrade?"

„Ungrad," rieth der Inspector.

„Bon," sprach Riesemeuschel, „um aber jedem etwaigen Mißverständnisse vorzubeugen, werde ich die gerathene Zahl jedesmal markiren."

Damit legte er von den sieben Haselnüssen eine, gleichsam als Markzeichen, auf den Tisch.

„Sind Sie damit einverstanden?"

„Mir ganz Recht," erwiderte der Inspector.

„Also diese einzelne Haselnuß," fuhr Riesemeuschel fort, „zeigt an, daß Sie Ungrade gerathen haben. Einverstanden?"

„Vollkommen!"

Jetzt zählte Riesemeuschel die noch übrigen sechs Haselnüsse auf den Tisch und rief:

„Grade! Sie haben verloren."

„Allerdings," gestand der Inspector, „ein Silberling ist hobs, aber nur weiter."



Damit schob er mit großer Resignation den Groschen Riesemeuscheln hin und setzte einen zweiten.

Der Heldenspieler that einen abermaligen Griff

in die Haselnüsse, behielt wieder eine ungleiche Zahl — es waren diesmal fünf — und frug:

„Grad oder Ungrad?"

„Noch einmal Ungrad!" rieth der Inspector.

Niesemeuschel legte wieder eine Nuß als Marke an, behielt sonach vier Stück in der Hand, die er vorzeigte und rief: „Grade, verloren!"

„Muß ich mir gefallen lassen," versetzte der Inspector mit derselben Resignation und setzte einen neuen Groschen, „nur weiter!"

Der Heldenspieler blieb seinem Princip treu, nahm stets eine ungleiche Zahl Haselnüsse und da der Inspector auf seinem Ungrad beharrte, verlor er einen Silbergroschen nach dem andern.

„Sie haben einmal mit impair kein Glück," rieth endlich Niesemeuschel, „rathen Sie doch pair."

„Nichts da," beharrte der Inspector, der auf impair wie versessen war, „noch einmal Ungrad! Es muß doch einmal treffen."

„Grade, wieder verloren!" sagte der Heldenspieler.

„Da muß doch eine alte Wand wackeln!" brummte der Inspector, indem er den siebenten Groschen hervorlangte.

„Sie hören auch nicht," sagte Niesemeuschel, „Sie wollen impair forciren. Da ist Fortuna gar stöckisch. Impair kann noch zwanzigmal abschlagen. Mit diesen Worten griff Niesemeuschel von Neuem in die Nüsse und hatte fünf Stück in der Hand.

„Grad oder Ungrad?"

„Nun, meinetwegen," sprach der Inspector, „wenn's mit Ungrad gar nicht geht, also Grade!"

„Wie viel sind da markirend anzulegen?" frug Niesemeuschel.

„Zwei Stück!"

„Richtig!" Riesemenschel legte zwei Stück als Marke an, behielt demnach drei in der Hand, die er aufthat und ausrief:

„Ungrad, wieder verloren!"

„Da muß doch gleich das Donnerwetter drein schlagen," zeterte der Inspector — „noch einmal Grade!"

Riesemenschel legte von der ungraden Zahl wieder zwei Stück an, so daß er Ungrad in der Hand behielt und der Inspector abermals verlieren mußte. Letzterer wollte verzweifeln. Der funfzehnte Groschen war bereits nach seiner Ausdrucksweise „hobs" oder „zum Teufel".

Der Heldenspieler zählte jetzt seinen Gewinn zusammen, steckte die drei Ducaten gelassen in die Tasche und sagte zum Inspector: „Sie haben heut entschieden Unglück. Ich mag Ihr Malheur nicht weiter ausbeuten und Sie um's Geld bringen.

„Nichts da," protestirte Sonnenschmidt, der mit jedem verlornen Silbergroschen nur versessener auf die Wette wurde, „ich pointire weiter, lassen Sie Ihre Ducaten nur stehen."

„Wie Sie befehlen," erwiderte Riesemenschel, setzte sein Geld von Neuem und der Inspector ließ sich das vierte Fünfneugroschenstück wechseln, um Einsätze zu erhalten.

Die Wette begann von Neuem und da der Heldenspieler seinem Princip treu blieb, war es auch fernerhin keine Möglichkeit für den Inspector zu gewinnen. Er wollte aus der Haut fahren, wenn sich das einigermaßen hätte bewerkstelligen lassen. Die ganze Tischgenossenschaft bedauerte das enorme Malheur des Inspectors. Der Sportelschreiber berechnete nach der Wahrscheinlichkeitsrechnung, daß das Spiel-

unglück des verehrten Inspectors einzig in seiner Art dastehe. Unter mehreren hunderttausend Fällen dürfte es sich kaum ein Mal ereignen.

Nachdem auch die dreißigste Wette für den Inspector verloren gegangen und der Thaler voll war, steckte Riesemeuschel abermals seine Ducaten ruhig in die Tasche und sagte: „Bei solchem Malheur müßte ich mich selber verachten, wenn ich auch nur einen einzigen Satz von Ihnen noch annehmen wollte.“

Kappler, bei dem die Rechnenkunst zu den Steckenpferden gehörte, wollte jetzt dem Inspector sein ungeheueres Malheur insofern vor Augen führen, als er sich nachzuweisen bemühte, wie viel wohl Sonnenschmidt Ducaten gewonnen haben müßte, falls er, im umgekehrten Falle von demselben Glück begleitet gewesen und jedesmal den Gewinn verdoppelt hätte.

„Posito, ich setze den Fall, mein verehrter Herr Inspector,“ hub er mit seinem Rechenbeweise bescheiden an —

„Ach, setzen Sie sonst was!“ fuhr ihn der in gräßlicher Laune sich befindende Sonnenschmidt an und überlegte, ob er nicht von Neuem Riesemeuscheln die Wette anbieten sollte. Er berechnete sich, daß selbst ein Verlust von mehreren Thalern drei Ducaten nicht aufzuwiegen vermöge, als ihn der Heldenspieler einen eben so unerwarteten, wie höflichst unangenehmen Strich durch die Rechnung machte.

„Damit der Herr Inspector aber,“ begann er, „erkennen möge, daß mir es keineswegs darum zu thun, ihn um sein Geld zu bringen“ — hier horchte Sonnenschmidt hoch auf, er glaubte nicht anders, als Riesemeuschel werde ihm mit den Worten „wir haben nur gespaßt“ generös seinen Thaler zurückgeben und sein Antlitz nahm darum eine ungemein erwartungsvolle

wohlwollende Miene an — „so überliefere ich," fuhr Riesemeuschel fort, „den Gewinnst unserm verehrten Gastgeber, dem Herrn Rathspachter, mit der Bitte, selbigen an verschämte Arme nach gefälligem Ermessen zu vertheilen. Ich entsinne mich, diesen Nachmittag einen armen Mann gesprochen zu haben, der keine tausend Schritt vom Gute wohnhaft und dem noch ein halber Gulden zum Quartalzins fehlte, will er nicht von dem hartherzigen Eigenthümer auf die Straße gesetzt werden. Dem Manne kann geholfen werden. Hätte der verehrte Inspector", schloß Riesemeuschel, „vorhin wo sich's um eine Kleinigkeit für die Armen handelte, weniger hinter dem Berge gehalten, dürfte ich mich überhaupt zu der Wette wohl kaum enschlossen haben."

Sonnenschmidts wohlwollende Miene verschwand im Verlauf dieser armenunterstützungsfreundlichen Rede vollkommen und machte der frühern allerhöchst mürrischen Platz. Er bereute jetzt, nicht durch ein Zweigroschenstück Riesemeuschels Wohlthätigkeitssinn befriedigt zu haben. Jetzt war ein ganzer Thaler zum Kuckuk, dessen Ueberantwortung an das „Bettelvolk", wie er sich in Gedanken ausdrückte, außerdem seinen Unmuth höchlichst erregte.

Um aber der Bestrafung des inspectorlichen Geizes die Krone aufzusetzen, hatte Riesemeuschel mit dem Hauslehrer einen geheimen Wiener Vertrag abgeschlossen, in Folge dessen der Inspector vollends an gelindem Feuer gebraten ward.

Wie vorauszusehen war, ließ es Sonnenschmidten keine Ruhe, sein Glück mit Riesemeuschels Ducaten nochmals zu versuchen. Er überlegte bei sich: Seit Erschaffung der Welt, seit überhaupt die Menschheit knöchelt und Roulett spielt, ist der Fall noch nicht

dagewesen, daß Jemand sechzig Mal unmittelbar hintereinander verlieren sollte, wenn ich daher noch anderweite dreißig Sätze riskire, müßte eher der Mond vom Himmel fallen und der jüngste Tag hereinbrechen, als daß ich nicht ein Einzigesmal treffen sollte.

Sonnenschmidt begann daher Riesemeuscheln von Neuem zu bearbeiten von wegen Fortsetzung des Wettspiels; der Heldenspieler aber lächelte ruhig:

„Und wenn Sie mir tausend Thaler böten," verehrtester Inspector, „nicht die Laus halte ich Ihnen mehr. Sie haben dreißigmal falsch gerathen, das ist Beweis genug, daß Sie heute nicht mehr spielen sollen, Sie werden Ihr Geld doch nicht zum Fenster hinauswerfen wollen."

„Ich will's aber riskiren," drängte Sonnenschmidt.

„Eben deshalb," erwiderte Riesemeuschel mit derselben wohlmeinenden Ruhe.

„Es ist aber ja mein Geld, worüber ich als freier und selbstständiger Mann zu disponiren habe."

„Eben deshalb," verehrter Inspector. „Mit Jemand, der so entschieden im Unglück ist wie Sie, spielt kein nobler Spieler. Er könnte es vor seinem Gewissen nicht verantworten."

Sonnenschmidt wollte ob dieses Tugendtrotzes Riesemeuschels in Verzweiflung gerathen.

„Nur ein paar Mal noch, Herr von Riesemeuschel!"

„Mit jedem Andern, bester Inspector, nur mit Ihnen nicht, ich könnte es ja am jüngsten Tage nicht verantworten. Damit Sie aber sehen, wie mein Herz nicht am Golde hängt, wie wär's, Herr Magister Wolfram, ist Ihnen eine Parade mit einem Silbergroschen gegen meine drei Ducaten gefällig?"

„Je nun," erwiderte der Hauslehrer, „auf ein paar Silbergroschen soll mich's nicht ankommen, aber wahrscheinlich werde ich dasselbe Malheur haben wie der Herr Inspector. Ich bin im Spiel auch kein Glücksvogel."

Sonnenschmidt schwitzte vor Angst. Der Gedanke, daß es dem Hauslehrer glücken könne, mit einem Silbergroschen die Ducaten, gegen die er einen ganzen Thaler verloren, wegzuschnappen, war ihm schauderhaft. Er beschloß darum, sobald der Magister auch nur zwei Mal fehlgerathen, es koste was es wolle, sofort an dessen Stelle zu treten und das Spiel fortzusetzen.

Niesemeuschel langte seine drei Goldfische von Neuem hervor, wogegen der Magister seinen Silbergroschen setzte. Große erwartungsvolle Stille. Der Inspector schnaufte vor Erwartung. Ruhig langte Nieselmeuschel in die Haselnüsse, nahm aber diesmal statt der frühern ungraden Zahl eine grade Zahl, so daß es, da er dem Principe des Markirens treu, wieder bei ihm stand, den Gegner gewinnen zu lassen, dieser mochte rathen was er wollte. Niesemeuschel hatte sechs Nüsse in die Hand genommen.

„Grad oder Ungrade?"

Der Inspector that im Innern das fromme Gelübde: sieben Sonntage hintereinander in die Kirche zu gehen, vom ersten bis letzten Liede darin auszuhalten und jedesmal einen Silbergroschen in den Klingelbeutel zu werfen, wenn der Himmel den Magister nur das Einzigemal fehlrathen lasse, weil er dann an dessen Stelle zu treten fest entschlossen war.

„Ich liebe den graden Weg," sprach der Magister, „und rathe darum Grade!"

Niesemeuschel markirte gewohnter Maßen mit

zwei Stück, behielt sonach vier in der Hand und rief, die Hand aufschlagend:

„Da haben wir's, Glücksvogel, gewonnen, gleich das Erstemal."

Sonnenschmidt wollte vor Schrecken vom Stuhle fallen, während Riesemeuschel mit den Worten: „da haben Sie den Bettel," die Ducaten dem Hauslehrer hinwarf. „Der Mammon ist bei Ihnen vielleicht besser aufgehoben als bei mir, wie gesagt, mein Herz hängt nicht am Golde."

„Mein Himmel," jammerte trostlos der Inspector, „wo konnten sie denn besser aufgehoben sein als bei mir. Wenn es — war sein Gedankengang ungefähr — bei einem so jungen Mann unerwartet Ducaten regnet, verliert er leicht die Contenance. Der Gewinn kann ihm weit eher schädlich werden, als Nutzen bringen. Die Leidenschaft des Spiels wird rege gemacht. Die traurigen Folgen sind nicht abzusehen. Aber da kann man wieder sehen, fuhr er rackrig in seiner Gedankenaudienz fort, was die Fortuna für eine durchtriebene Canaille ist. Mich erfahrnen Mann bringt sie um einen ganzen Thaler und dem jungen Manne wirft sie die gebratenen Tauben in's Maul.

Der Inspector hatte sich indeß ob des Seelenheils des ducatengesegneten Magisters vergebliche Sorge gemacht. Dieser wollte in der Generosität hinter Riesemeuscheln nicht zurückstehen und sagte: „Sie haben, Herr von Riesemeuschel, hinsichtlich Ihres Gewinnstes sich von so edelmüthigem Charakter gezeigt, daß ich es für Sünde halten würde, von der ungleichen Wette Gebrauch zu machen. Ich erlaube mir darum, Ihnen die Ducaten wieder zurückzustellen."

Jetzt entstand ein Kampf des Edelmuths mit

nobler Gesinnung, der den habsüchtigen Inspector vollends zur Verzweiflung brachte. Der Magister und Riesemeuschel zankten sich förmlich, wer die Ducaten nehmen und behalten sollte. Einer überbot den Andern an Entsagung und Generosität, während Sonnenschmidt in schwer zu beschreibendem Seelenzustande die rechte Hand immer unwillkürlich auf- und zuklappte und pantomimisch zu verstehen gab: „Gebt mir sie doch, wenn sie Keiner haben will.“

Endlich ward Riesemeuschel überwältigt und steckte mit höchst verdrossener Miene und den unfreundlichen Worten: „Je nun, wenn es denn nicht anders sein soll!“ seine Ducaten wieder in die Tasche. Der Inspector aber seufzte tief auf. Er begriff den grenzenlosen Leichtsinn des Magisters nicht und sprach mit gepreßtem Herzen zu sich: „Da sieht man, wie die Jugend mit edlem Metall umgeht. O Jugend, Jugend, verderbtes Zeitalter!“ Zugleich keimte in ihm ein neuer Hoffnungsstrahl. Er wußte, daß sich die Ducaten jetzt wieder in dem Besitze Riesemeuschels befanden. Da kam ihm der verlockende Gedanke, ob der Heldenspieler nicht vielleicht zu vermögen sei, nochmals auf die Wette einzugehen. Da sich Riesemeuschel aus den Goldstücken, wie der edle Tugendwettkampf mit dem Magister hinreichend dargethan, nichts zu machen schien, glaubte der Inspector leichteres Spiel zu haben, ward aber vom Heldenspieler dermaßen abschläglich beschieden, daß er sich mit einem schweren Seufzer in das Unvermeidliche fügen mußte.

Elftes Kapitel.

Was sich nach der Abendtafel Alles noch zutrug.
Der Brummer.

Der Inspector Sonnenschmidt benutzte den allgemeinen Aufbruch, den die aufgehobene Tafel verursachte, Kapplern einen heimlichen Puff beizubringen und ihn zu bedeuten, daß er ihm folgen möge, worauf er so unbemerkt wie möglich das Zimmer verließ. Der gehorsame Sportelschreiber folgte und bald befanden sich die Beiden im dunklen Hofraume allein.

„Sportelschreiber,“ begann hier der Inspector gedämpft, aber nachdrücklich, „wissen Sie, was ich mit Ihnen mache?“

„Nein,“ gestand Kappler etwas zaghaft, da er aus dieser Ansprache nichts Gutes erwartete.

„Ich drehe Ihnen den Hals eigenhändig um —.“.

Der Sportelschreiber erschrack ob dieser Drohung höchlichst, aber begriff nicht, wodurch er den Zorn des Inspectors auf so lebensgefährliche Weise auf sich gezogen haben sollte.

„Ich drehe Ihnen den Hals eigenhändig um,“ fuhr Sonnenschmidt fort, „so Sie gegen diesen Racker von Riesemeuschel ein Sterbenswort von der Erbschaft verlauten lassen. Das ist ja der Satan in leibhaftiger Person. Der stibizt Ihnen Ihre rechtmäßigen Ansprüche vor der Nase weg, sobald er nur entfernte Witterung davon bekommt. Dieser Kerl will mit aller Welt verwandt sein und schafft sich Vetterschaften ganz nach Belieben. Also bei Ihrer dereinstigen Seligkeit, Kappler, beschwör' ich Sie, keinen Laut,

keinen Mucks, der auch nur entfernt auf Ihre Erbansprüche gedeutet werden könnte. Riesemeuschel wird Sie anbohren, aber bleiben Sie standhaft und stumm."

Kappler gelobte mit möglichst betheuernden Gesticulationen, die im dunkeln Hofraum freilich nicht zu erkennen waren, das feierlichste, erhabenste Stillschweigen. Sonnenschmidt fuhr fort: „Wie mir die Kratzin vorhin sagte, werden wir diese Nacht getrennt schlafen, ich in der gewöhnlichen Gastkammer, die leider nur ein Bette faßt, Sie und Riesemeuschel im Hintergebäude, wo man zwei Lagerstätten aufgeschlagen hat. Jetzt, Kappler, passen Sie auf, was ich Ihnen sagen werde. Sobald Sie sich bis auf's Hemd ausgezogen haben, wickeln Sie sorgfältig Ihre sämmtlichen Wertheffecten in Ihre Unterhosen und stecken diese unter das Kopfkissen. Ich denke mir immer, der Kerl maust auch. Da ist Vorsicht vor Allem von Nöthen."

Dem Sportelschreiber wurde bei dem Gedanken, mit einem fremden Menschen, obschon dieser seine Freundschaft angelobt, in einem Zimmer allein zu schlafen, schwarz vor den Augen, obschon letzteres im dunkeln Hofe vollkommen überflüssig war. Seine mädchenhafte Schamhaftigkeit kam hier hauptsächlich in Frage. Er wagte nämlich nie sich auch nur im mäßigen Negligé vor Jemand blicken zu lassen. Er erinnerte sich noch mit Schrecken der Nacht, wo er nach dem Kellerbacchanal bei dem Inspector übernachtet, wie dieser den nächsten Morgen im Hemde vor sein Bett getreten und ihm zugemuthet, nachzusehen, ob das Handthieren der Geister nicht blaue Flecke auf seinem Rücken zurückgelassen, wie er, um dem Wunsche des Inspectors nachzukommen, zaghaft

das Hemd nur ein wenig gelüftet und mit Schaudern einen Blick nach der enthüllten colossalen Fleischmasse gethan — Sonnenschmidt war aber wenigstens ein alter Bekannter, während die Freundschaft Niese-meuschels erst seit wenig Stunden datirte.

„Ach," seufzte der Sportelschreiber, „wär' ich doch lieber in einen Heuhaufen gekrochen, auf die Gefahr hin, von Igeln und Feldmäusen verunreinigt zu werden."

„Wenn Sie sonst was abzuthun haben," mahnte der vorsichtige Inspector, „so benutzen Sie die Gelegenheit; das beständige Herauslaufen widerstrebt aller guten Sitte."

Aber der Schrecken schien beim Sportelschreiber diese Mahnung vollkommen überflüssig zu machen, während plötzlich in seiner nächsten Nähe ein Geräusch entstand, über welches Kappler nicht in's Klare kommen konnte, ob es von einem Röhrtroge herrühre oder sonst einen anthropologischen Grund habe.

Der Sportelschreiber folgte mit schwerem Herzen dem Inspector wieder in das Familienzimmer. Hier kam ihm Niesemeuschel mit ausgebreiteten Armen entgegen.

„Nochmals willkommen, edler Sterblicher," rief er, den erstaunten Kappler wiederholt umarmend; „jetzt ist es entschieden, daß es derselbe Stern war, der da leuchtete, als wir diesen dunkeln Erdball betraten. Wir werden diese Nacht zusammen schlafen. Schicksalsbrüder, Schlafcameraden! Derselbe Raum wird unsere Träume umfangen. Es soll zwar im alten Hinterhause etwas spuken; aber unbesorgt, Sportelschreiber,

So lang ein Herz in diesem Panzer schlägt
Mag sich Don Kappler ruhig schlafen legen;
Wie Gottes Cherubim vor'm Paradies
Steht Herzog Alba vor dem Thron.

Zugleich erlauben Sie mir, daß ich Ihnen meine Braut vorstelle.“ Damit führte er Kapplern, der gar nicht recht zu Verstande kommen konnte, zu Luischen, der mittleren Tochter des Rathspachters, die an einem Tische in der Ecke mit Zusammenlegen von Servietten beschäftigt war. „Was sagen Sie, Sportelschreiber, gelt, ein schmuckes Bräutchen?“

Dem Mädchen schien aber hinsichtlich Riesemenschels ganz und gar nicht bräutlich zu Muthe. Mit den Worten: „Sie wären mein Bräutigam!“ eilte sie mit ihren Servietten lachend davon.

Kappler schloß aus dieser Aeußerung, daß es mit der Bräutigamschqft Riesemenschels noch nicht so weit gediehen sein könne, um eine wohlformulirte Gratulation, über die er bereits nachdachte, gerechtfertigt erscheinen zu lassen, zumal auch das Hauptobject bei einer Brautschaft, die Braut selbst, davongelaufen war.

Riesemenschel ließ sich dieses Davonlaufen im Geringsten nicht anfechten und sagte zu Kappler: „Sehen Sie, Sportelschreiber, das nennt man „abgeblitzt“. Aber das ist bloße Verstellung. Luischen liebt mich. Glauben Sir mir. O, ich kenne die Weiber. Apropos, Sie sind verheirathet?“

Als der Sportelschreiber erröthend diese Frage zu verneinen gezwungen war, that Riesemenschel wieder, als ob er aus den Wolken gefallen wäre.

„Wie,“ rief er, „auch ein einsamer Wandler auf einsamem Lebenswege, einem unbeweinten Grabe zusteuernd, auf nachwachsende Enkelgeschlechter verzichtend?! Gerade wie ich! Jetzt frag' ich die Macht der Erde, die im Stande wäre, unsere Herzen je wieder auseinander zu reißen. Das Schicksal kettet uns mit Gewalt aneinander. Aber, bester Freund,

Schicksalsgenosse, der Sie gewiß auch fernerhin frei und fessellos wie eine enthülste Psyche durch das Leben zu wallfahrten gedenken, wie konnten Sie die Unvorsichtigkeit so weit treiben, in einem irdischen Paradiese Einkehr zu halten, wo die Engel und Grazien halbdutzendweise persönlich auf- und niederwandeln? Wissen Sie nicht, daß für Junggesellen, wie wir Beide, nichts gefährlicher denn solche Einkehr? Ich glaube schwerlich, daß wir ohne als Bräutigams dieses Haus verlassen. Denn ist's Luischen nicht, ist's die Minna und ist's die Minna nicht, die Hedwig, oder Paulinchen rc. rc."

Kapplern war bei diesen Worten Riesemeuschels nicht wohl zu Muthe, als er zu seinem Troste den Inspector auf sich zusteigen sah. Letzterer, obschon in angelegentlich öconomischem Gespräche mit dem Rathspachter und dem Verwalter begriffen, hatte gleichwohl Kapplern, wegen etwaiger Riesemeuschel'scher Beeinflussung, nicht aus den Augen gelassen. Als er daher vernahm, wie der Heldenspieler Kapplern in eroische und Heiraths-Angelegenheiten verwickelte, glaubte er ernstlich einschreiten zu müssen. Er wußte, daß, wenn der weltunerfahrene Kappler in die Hände dieses durchtriebenen Gauners, wofür er Riesemeuscheln hielt, gerieth, er unrettbar verloren sei.

Der Heldenspieler hatte Kapplern soeben freundschaftlichst neben sich auf ein Sopha niedergezogen, als der Inspector mit den Worten heran trat: „Behelligen Sie doch den Sportelschreiber nicht mit Dingen, die einmal nicht zu ändern sind. Verdrehen Sie Kapplern den Kopf nicht. Seine Finanzen sind keineswegs derart, an eine Frau zu denken."

Der hofmeisternde Ton, mit welchem der Inspector dies sagte, ärgerte Riesemeuscheln. Er sprang daher

complaisant von seinem Sitze auf und frug äußerst devot: „Wie meinen Sie?“

In demselben Augenblicke summte eine Schmeißfliege unmittelbar vor des Inspectors linkem Ohr. Er schlug mit der Hand darnach, denn nichts war ihm unerträglicher, als das Gesumme eines Insects in solcher Nähe. Aber kaum war der Brummer vom linken Ohr vertrieben, brummte er vor dem rechten. Der Inspector ließ daher die Kapplerischen Heirathsangelegenheiten einstweilen auf sich beruhen und beschäftigte sich alles Ernstes mit Erlegung oder Vertreibung des Brummers. Ein solcher existirte aber in der Wirklichkeit gar nicht und war nur eins der zahlreichen Bauchredestückchen Niesemeuschels, der das Geräusch einer summenden Fliege auf das Täuschendste nachzuahmen verstand.

Nachdem sich der Inspector eine Zeitlang wie ein Kreisel um seine Axe gedreht und in die merkwürdigsten Gesticulationen gefallen, denn die Fliege summte bald hier bald da, und fluchend nach dem Brummer gehauen und gehascht hatte, kam endlich Niesemeuschel zu Hülfe. Ihm gelang es bald, des Störenfrieds habhaft zu werden. Er packte ihn zwischen zwei Finger und ließ ihn unmittelbar unter des Inspectors rechtem Ohre surrend ersterben, indem er Kopf und Brust ganz langsam eindrückte. Dann trug er den Leichnam zum Fenster und warf ihn hinaus. Der Inspector hatte keine Ahnung, daß er von Niesemeuscheln abermals gefoppt worden war. Er würde diesen geradezu erwürgt haben.

Nach der Beseitigung des Brummers hielt es der Inspector für gerathen, der Intimität zwischen Niesemeuscheln und Kapplern einige wohlthätige Schranken zu setzen. Er mahnte daher Kapplern,

daß die Zeit zum Schlafen gekommen sei. Er überlegte bei sich: Liegt der Sportelschreiber einmal im Bette, ist er für Riesemeuscheln weniger zugänglich, unfaßbar; aber der Heldenspieler, als er vom Schlafengehen hörte, schloß Kapplern nur inniger in seine Arme und rief: „Seien Sie Mensch, Inspector, gönnen Sie zwei jungen Freunden die ersten Honigaugenblicke des ersten Sichfindens, stören Sie nicht die Harmonie eines glücklich gestimmten Saitenspiels."

„Was da," polterte Sonnenschmidt, dem keineswegs so poetisch zu Muthe war, „Sie haben gut reden, der Sportelschreiber muß zeitig heraus, Sie können schlafen."

„Schlaf und immer Schlaf," declamirte Riesemeuschel:

„Schlaf find' ich im Eskurial, so lange
Der König schläft, ist er um seine Krone."

Der Inspector, der in der Literatur über Kartoffelfäule, Milzbrand und Klauenseuche allerdings mehr zu Hause als im Don Carlos, glaubte wirklich, mit Riesemeuscheln müsse es etwas rappeln und entfernte sich brummend. Der Heldenspieler zog aber seinen „jungen Freund" von Neuem auf's Sopha und frug: „Sie befinden sich, theure Seele, auf der Fahrt nach der Residenz? Nicht wahr? Dürfte ich vielleicht nach dem Zwecke der Reise —? Sie haben Verwandte daselbst —?"

Bei diesen Worten machte der Inspector stracks wieder Rechtsumkehrt, und um Kapplern eine unvorsichtige Aeußerung zu ersparen, erwiderte er in dessen Namen, aber kurz und peremtorisch: „Der Sportelschreiber ist lediglich mein Reisebegleiter, und fährt und zehrt auf meine Kosten."

„Großmüthiger Mann!" versetzte Riesemeuschel,

„könnte man da nicht gleichfalls das hohe Glück genießen, wenigstens was die Fuhre anbelangt? Ich wollte eigentlich in Zippeltitz gastiren, aber die Zippeltitzer Kunstfreunde können warten; ich fahre eben so gern mit zur Residenz, vielleicht daß noch ein Plätzchen —?"

„Das hätte noch gefehlt," schauderte der Inspector und schlug das Gesuch ohne weitere rücksichtsvolle Auseinandersetzung der Gründe rund ab.

„Das thut mir weh," sagte Riesemeuschel, „mehr für Sie; ich bin ein unterhaltender Reisebegleiter."

„Daran zweifle ich nicht," sagte der Inspector.

„Ich würde bemüht sein," fuhr Riesemeuschel fort, „mich Ihnen als Cicerone in dem betäubenden Strudel der residenzlichen Vergnügungen nützlich zu machen."

„Ganz schön," war die ablehnende Antwort des Inspectors, „aber wir hoffen auch ohne Cicero durchzukommen, zumal von residenzlichen Vergnügungen bei uns nicht die Rede sein kann."

„Wo werden Sie absteigen?"

„Das weiß ich noch nicht," log Sonnenschmidt, um ja nicht den goldenen Löwen zu verrathen.

„Sie müssen jedenfalls," belehrte Riesemeuschel als gereis'ter Hôtelkenner, „im Victoria-Hôtel Quartier nehmen, wenn Sie anständig wohnen wollen. Table d'hôte Couvert Einen Thaler, versteht sich ohne Wein, aber Sie essen magnifique, der Wein exquisit. Der Wirth coulant. Er hat eine Nichte von meinem verstorbenen Schwager zur Frau. Ich komme da vielleicht nach."

Dem Inspector grauste bei dieser Verheißung von Neuem und wollte eben erwidern: „O, incommodiren Sie sich ja nicht!" als er überhaupt für

gerathener fand, dieses für ihn höchst unerquickliche Gespräch zum Abschluß zu bringen. Er drängte daher Kapplern, der ob des Einthalercouverts noch gar nicht zu Verstande kommen konnte, von Neuem zum Aufbruch.

„Kratzens," sagte er, „bedürfen der Ruhe. Das ist auf dem Lande nicht wie in der Stadt. Hier liebt man nach des Tages Last und Hitze das Nachtlampen nicht. Die Mädchen sind auch schon zu Bett."

Dem Sportelschreiber fiel bei diesen letzten Worten ein großer Stein vom Herzen, während Niesemeuschel verzweiflungsvoll aufsprang und ausrief: „Unerhört, die Engel und Grazien sind geflohen und ich wollte noch einen Ball arrangiren. Ha, treuloses Geschlecht!" Damit eilte er nach dem in der Fenstervertiefung befindlichen Clavier und begann eine Polka aufzuspielen. Der Inspector benutzte diese Pause, Kapplern nochmals eindringlich in's Gewissen zu reden.

„Sobald Sie in's Bette," raunte er, „thun Sie, als ob Sie schliefen und schnarchen so vernehmlich wie möglich. Sie stellen sich vor Schlafsucht ganz trunken, als begriffen Sie gar nicht, was der Kerl überhaupt zu Ihnen sage."

Endlich ward aufgebrochen; man verabschiedete sich, und Niesemeuschel nahm während des allgemeinen „gute Nacht, gute Nacht" die Gelegenheit, eine der angebrochenen Weinflaschen, wie solche zahlreich in einer Fensternische standen, als Schlaftrunk unbemerkt unter den Mantel zu practiziren. Dann folgte er mit Kapplern, dem in dem dunkeln Hofe bereits sehr unheimlich zu Muthe ward, der voranleuchtenden Magd Christine nach einem alterthümlichen Hinter=

gebäude, das früher als Ritterbankettsaal gedient, jetzt aber zu Stallungen und zum Aufbewahren von Feldfrüchten benutzt ward.

Zwölftes Kapitel.

Kapplers Noth mit Niesemeuschel. Dramatische Leiden. Nothgezwungene chirurgische Obduction.

Wenn bei und nach der Abendmahlzeit der Inspector es hauptsächlich gewesen, der durch des Heldenspielers muthwillige Launen zu leiden gehabt und in Aerger und Zorn versetzt worden war, so ging beim Schlafengehen bei Kapplern die Noth mit Niesemeuscheln an. Die erste Veranlassung gab Christine, das Hausmädchen, eine frische Bauerdirne, welche den Beiden voranleuchtete und sie nach dem ehemaligen Bankettsaale geleitete. Niesemeuschel gefiel sich bereits unterwegs in solch eigenthümlichen Redensarten und Scherzen gegen das Mädchen, daß eine gerechte Mißbilligung des tugendsamen und keuschen Sportelschreibers nicht ausbleiben konnte, obschon er sie nicht laut auszusprechen wagte. Diese Mißbilligung ging aber in das höchste, ebenfalls mißbilligende Erstaunen über, als der Heldenspieler das Mädchen ganz frank und ungenirt frug: „Ob es ihn nicht heirathen wolle?“

Mein Gott, dachte Kappler, es sind keine zwei Stunden her, daß er seine Augen zu einer der Töchter des Hauses erhob, sie selbst seine Braut nannte, obschon Fräulein Luischen davon lief — und jetzt trägt

er einer in gesellschaftlicher Beziehung weit tiefer gestellten Persönlichkeit Herz und Hand an. Ein so jäher Uebergang und Wechsel bei einem für das ganze Leben von unberechbarer Tragweite begleiteten Schritte ist mir noch nicht vorgekommen. Jetzt erkenne ich auch mehr und mehr die Wahrheit, die in den Worten von Fräulein Luischen lag: „Sie wären mein Bräutigam!"

Das tugendhafte Entsetzen Kapplers erreichte aber den höchsten Grad, als Riesemeuschel die Gräuel so weit trieb, Christinen bei deren Weggange um einen „Gutenachtkuß" zu bestürmen, und als, da solcher verweigert wurde, ein förmlicher Häschekater entstand.

Kappler dankte seinem Himmel, als es endlich der weiblichen Tugend gelungen, sich zu retten und Riesemeuscheln die Thür vor der Nase zuzuschlagen.

Der Heldenspieler that sehr ungehalten, daß ihm seine Beute entgangen war, und sagte zu Kapplern: „Warum standen Sie so thatlos da, selbst einer keuschen Susanne nicht unähnlich? Konnten Sie nicht mit zugreifen? Ihr Theil wäre Ihnen nicht entgangen."

Kappler schauderte ob der gräßlichen Zumuthung, Hand an einen weiblichen Körper zu legen und noch dazu in Riesemeuschel'scher Absicht.

Der Heldenspieler grollte weiter: „Die frische Dirne hätte sich nach Herzenslust abschmatzen lassen, wenn Sie nicht als blöder Schäfer dabei gestanden und den abschreckenden Tugendspiegel gespielt. Sie genirte sich lediglich vor Ihnen."

Riesemeuschel faßte indeß bald Beruhigung und ließ seinen Unmuth an dem Inhalte der gepaschten Flasche aus, indem er declamirte:

„Läßt mich die Lieb' im Stich
Soll mich Freund Bachus dafür schadlos halten!"

Damit that er einen so urkräftigen und lang ausdauernden Zug, daß der Sportelschreiber nicht begriff, wo er den erforderlichen Athem dazu hernahm.

„Es ist mein Schlaftrunk," sagte Riesemeuschel, als er endlich absetzte und sich behaglich den Bauch strich. „O das thut wohl!" Zu gleicher Zeit hielt er Kapplern die bis auf einen mäßigen Rest geleerte Flasche hin und frug: „Ist's gefällig?"

Der Sportelschreiber dankte mit der Entschuldigung, daß er befürchte, Weingenuß unmittelbar vor dem Schlafengehen sei für ihn von echauffirenden Folgen begleitet.

„Echauffirenden Folgen?" lachte Riesemeuschel, „kleinbürgerliche Anschauung. Kein wackerer Zecher fragt darnach. Doch wie Sie wünschen." Damit goß er den Rest vollends hinunter.

Gott sei Dank, dachte Kappler, jetzt ist er fertig und die Fülle des genossenen Weins kann keine andere Folge haben, als daß Herr von Riesemeuschel sich je eher je lieber nach Ruhe sehnt und sein Lager sucht. Auch nannte er den anhaltenden Zug seinen „Schlaftrunk".

Das Zimmer, worin die beiden neuen Freunde übernachten sollten, war sehr geräumig. Es bestand, wie bereits erwähnt, aus einem Theile des frühern Bankettsaals. In den schräg sich gegenüberliegenden Ecken waren zwei Betten aufgeschlagen, wovon Riesemeuschel das eine, dem Eingange zunächststehende, bereits für sich in Beschlag genommen und seinen Mantel darauf geworfen hatte. So blieb Kapplern keine Auswahl, er mußte mit der Lagerstätte an der Wand, die nach dem Hofe hinausging, vorlieb nehmen.

Mit großer Befriedigung hatte der Sportelschreiber gleich beim Eintreten wahrgenommen, daß beide Betten mit Schirmen versehen waren, so daß seine Schamhaftigkeit beim Entkleiden in keine Gefahr lief, durch Riesemeuschel'sche Neugier in Verlegenheit gebracht zu werden. Neben jedem Bette stand ein Tischchen mit Trink- und Waschwasser.

Kappler wollte jetzt Anstalt treffen, sich hinter seinen Schirm zurückzuziehen und glaubte von diesem Vorhaben seinen Schlafkameraden folgendermaßen in Kenntniß setzen zu müssen:

„Nach den eben so mannigfachen," begann er, „wie theilweis selbst sehr angreifenden und erschütternden Ereignissen dieses Tages dürfte uns Morpheus um so wohlthätiger in seine Arme schließen und uns recht sanft entschlummern lassen. —"

„Schlummern?" frug Riesemeuschel, der durch das jähe Hinuntergießen der letzten Flasche erst recht munter und in allerhöchst joviale Laune versetzt worden; „schlummern —! wollen Sie denn schlummern —? Männeken, wie kommen Sie mir vor? Welch' ausschweifende Idee —!"

„Aber," wagte der Sportelschreiber schüchtern und zagend entgegen zu halten, „dürfte nicht der Zweck des beiderseitigen Hierseins —"

„Beiderseitigen Hierseins — merkwürdige Anschauung, bedauerliche Begriffsverwirrung — ich muß Ihnen doch vor Allem eine Probe meines dramatischen Talents ablegen und fühle mich dazu nie aufgelegter als eben jetzt. Auch der große Devrient ging nie los, ohne ein paar Flaschen im Leibe. Das stärkt den Nervengeist. Sie haben mich als Bauchredner und Taschenspieler bewundern gelernt; jetzt stehen wir beim Drama. Ich bin Ihnen das schon

als Freund schuldig. Nicht war Pamphilio?" frug er bauchredend.

„Ja wohl," antwortete ein feines Stimmchen aus der Ecke.

Kappler fuhr entsetzt herum, wo das Stimmchen herkam.

„Pamphilio," erklärte Niesemeuschel, „ist mein Schutzgeist. Sie haben gehört, er ist mit der Production einverstanden."

Dem Sportelschreiber wurde immer unheimlicher. — „Aber die vorgerückte Nacht" — stammelte er.

„Lassen Sie sie vorrücken. Ich rufe mit König Philipp:

„ich bin um meinen Schlummer. Nimm ihn
„Für empfangen an, Natur. Ein König hat
„Nicht Zeit, verlor'ne Nächte nachzuholen,
„Jetzt bin ich wach und Tag soll sein."

„Doch vor Allem bedarf ich jetzt etwas Couliffe. Unsere beiden Bettschirme werden ausreichen. Unter dem großen Shakespeare waren die Breter, die die Welt bedeuten, auch das Große nicht. Der wahrhafte dramatische Künstler fragt darnach wenig."

Damit holte Niesemeuschel zu Kapplers Schrecken dessen Bettschirm und stellte ihn in den Hintergrund des Zimmers.

Als der Sportelschreiber zagend dastand und wieder der Wunsch in ihm lebhaft wurde, doch lieber in den Heuschober gekrochen zu sein, fuhr Niesemeuschel, der mit der Scenerie, wozu er auch des andern Schirmes bedurfte, beschäftigt, fort: „Sie können sich jetzt immer enthosen. Es ist mir sogar lieber, wenn Sie die Production vom Bett aus bewundern. Ich werde nämlich die ergreifende Scene aus „Othello" zur Anschauung bringen, wo dieser seiner Frau den

Garaus macht. Sie können da sogar passiv als Desdemona mitwirken, die auch im Bette lag. Apropos, die große Tragödie des unsterblichen Britten ist Ihnen hinreichend bekannt?"

Als Kappler gestehen mußte, wie es nur äußerst dunkel aus seiner Jugendzeit in ihm dämmere, einmal im sächsischen Trompeter eine entsetzliche Geschichte von einem Mohren mit Namen Othello gelesen zu haben, der schwarz ausgesehen und aus Eifersucht sich an seiner unschuldigen schönen Frau Gemahlin thätlich vergriffen — sagte Riesemeuschel: „Da wissen Sie genug. Mehr brauchen Sie gar nicht. Im Gegentheil ist mir lieb, daß Sie durch keine kurzsichtige und engherzige Kritik auf einseitigen dramaturgischen Standpunkt gestellt sind, wie so häufig vorkommt. Die Action wird für Sie jedenfalls ergreifender, der Genuß nachhaltiger. Sie bringen noch die unblasirte Empfänglichkeit jugendlicher Anschauung mit, wovon schon Goethe sehr richtig sagt:

„Dem Fertigen ist nichts mehr recht zu machen,
Ein Werdender wird immer dankbar sein."

Sie müssen nämlich wissen, daß ich das große Meisterwerk für meine Darstellung besonders bearbeitet und dabei von scholastischer Pedanterie eines Tieck, Schlegel und wie die andern Narren heißen, die sich an dem brittischen Heros vergriffen, gänzlich abgesehen habe. Alle diese Bearbeitungen taugen nichts, sie klammern sich viel zu sclavisch an den Urtext und entbehren der erforderlichen Drastik."

„Ich sollte mich eigentlich," fuhr Riesemeuschel fort, „jetzt schwarz anstreichen, aber ich hoffe von Ihrer lebhaften Phantasie, daß Sie sich mich als schwarz vorstellen. Auch Dawison giebt den Mohren nur etwas gilblich. Doch entpuppen Sie sich jetzt,

damit wir anfangen, die Zeit ist kostbar und künstlerische Inspiration verraucht leicht. Sie werden erstaunen. Ich gebe nämlich den Othello à la Ira Aldridge mit dem Tigersprunge. Auch sehe ich von der Erdrosselung ganz ab und fahre gleich mit dem Dolche zu. Da mein Dolch mit meiner Garderobe noch zurück, hab' ich ein großes Tranchirmesser mit heraufgenommen. Das verrichtet's auch."

Als Kappler von Tigersprung, Erdrosselung und Tranchirmesser hörte, ward ihm wieder sehr merkwürdig zu Muthe. Er begann sich vor dem Heldenspieler, dessen Miene immer othello-unheimlicher wurde, trotz aller Freundschaft, ordentlich zu graulen. Außerdem sollte er sich vor demselben auch noch ohne Schirm bis auf's Hemd entkleiden. Da er bei seiner großen Schamhaftigkeit sich hierzu nicht sofort entschließen konnte, nahm Riesemeuschel einen strengern, commandirendern Ton an, denn das Verlangen, eine Probe seiner Kunst abzulegen, ward immer mächtiger in ihm.

„Allons, marsch in's Bette," rief er, „hier ist nichts zu geniren, wir sind Mädchen unter uns. Ich sehe Ihnen nichts ab."

Da der Sportelschreiber in schwer zu beschreibender Seelenstimmung auch jetzt noch zögerte, fuhr Riesemeuschel, der mehr und mehr in künstlerisches Echauffement gerieth, fort: „Um Alles in der Welt, reizen Sie mich nicht durch thörichte Widerspenstigkeit, die nur erbittert. Bedenken Sie, wen Sie vor sich haben — einen bis zur Raserei getriebenen Ehemann, die Eifersucht in blutigster Gestalt. In solchen Rollen kenne ich mich dann nicht mehr, mich erfaßt die Künstlerrabbia, ich weiß nicht was ich thue und stoße zu." Damit machte er mit dem langen Tranchir-

messer eine so berücksichtigungswerthe Geste, die den Sportelschreiber sofort veranlaßte, alle Schamhaftigkeit auf sich beruhen zu lassen und in einen dunkeln Winkel zu flüchten, wo er in möglichster Schleunigkeit und Geräuschlosigkeit seinen Entpuppungsprozeß bewerkstelligte. Bald sah man auch einen weißen Schemen aus dem Dunkel des Winkels in unglaublicher Geschwindigkeit nach dem Bette flüchten und unter dem berghohen Deckbette verschwinden. Kappler hatte sich so tief eingewühlt, daß kaum die Nasenspitze etwas hervorragte.

Niesemeuschel trat heran und mißbilligte diese Lage. „So geht das nicht," sagte er. „Bedenken Sie, daß das Stück in südlicher Zone spielt, wo man sich nicht maulwurfsmäßig einschaufelt wie am Nordpol. Ueberhaupt müssen Sie als schlafende Desdemona eine mehr sitzende Stellung einnehmen, die Arme leis auf die Decke gebreitet. Diese Plastik ist bei dem Stück unerläßlich."

Nachdem Niesemeuschel Kapplern förmlich gestellt oder vielmehr gelegt hatte, wie er glaubte, daß es die Gesetze der Aesthetik mit sich bringen, sagte er: „Jetzt bleiben Sie ganz ruhig liegen und thun als ob Sie sanft schlummerten. Zu sprechen brauchen Sie nicht. Das besorge ich vermöge meiner Bauchrednerei."

Kappler athmete bang und erwartungsvoll. Der Heuschober erschien ihm wieder in sehr empfehlungswerthem Lichte. Gleichwohl war ihm nicht unlieb, seinen enthülsten Leichnam wenigstens unter Dach und Fach zu wissen, gesichert vor den profanen Blicken der Außenwelt. An den vorsichtigen Rath des Inspectors von wegen der Unterhosen, Wertheffecten und Kopfkissenunterschiebung hatte er bei der Schnelligkeit

seiner Flucht nach dem Bett nicht denken können. Und wenn Herr von Riesemeuschel Schinderhans in höchst eigner Person wäre, sprach er entschuldigend zu sich, mir blieb keine Zeit zu vorsichtiger und sorgfältiger Emballirung. Der Inspector wird das einsehen, sobald ich ihm die Sachlage vom richtigen Standpunkte aus auseinander setze.

Nachdem sich Riesemeuschel von der ästhetischen Lage des Sportelschreibers nochmals überzeugt, bemerkte er wieder nicht ohne Mißstimmung, daß dieser die Augen sperrangelweit offen hatte. Er tadelte dies entschieden. „Denken Sie denn Desdemona war ein Hase, da Sie dieselbe mit offenen Augen schlafend darstellen?"

In Folge dieses zoologischen Tadels klappte Kappler seine beiden Himmelslichter zu.

Riesemeuschel war inzwischen hinter die Schirme getreten und beschäftigte sich mit seiner Mohrentoilette, indem er aus zwei Handtüchern eine Art Toga improvisirte. Als er damit fertig war, tönte seine Stimme: „Passen Sie auf, die Action beginnt."

Der Sportelschreiber in seiner octroyirten künstlerischen Stellung raffte seine ganze Aufmerksamkeit zusammen und erwartete, da er die Augen geschlossen halten mußte, mit umsomehr gespannterm Ohre, doch nicht ohne Besorgniß, der Dinge, die da kommen sollten.

Jetzt kam Othello leise, schleichend und in lauschend vorgebeugter Stellung hinter den Schirmen hervor und überschaute unheimlich die Scene. Der Text nach der Riesemeuschel'schen freien Bearbeitung des Shakespeare lautete wie folgt:

Othello: „Alles still — nur mein Blut hör ich kochen — das siedet und zischt (das Tranchir-

messer in die Höhe hebend und betrachtend), ha, mein Dolch, wirst du auch scharf genug sein, das Herz der Treulosen bis auf den Grund zu durchbohren?" (Kappler schaudert vernehmlich im Bette.)

Riesemeuschel, dem des Sportelschreibers Ergriffensein nicht entgangen war, flocht hier einen gelinden Tadel ein: „Ihr Schaudern," sprach er, „gehört eigentlich nicht zur Rolle. Bedenken Sie, daß Sie schlummern. Indeß gereicht es meinem wahrheitsgetreuen Spiele zum stillen Triumphe. Darum mag's hingehen. Doch beherrschen Sie sich von jetzt als Mann, obschon Sie ein Frauenzimmer sind." Der Monolog des Othello lautete nach der Riesemeusel'schen freien Bearbeitung ferner:

Othello (näher schleichend): „Sie schläft — sie träumt, sie träumt von Cassio, anstatt daß sie von mir träumen sollte. Entsetzlich — Treulose! Doch die Rache naht — sie seufzt" (zu Kapplern: „es wäre jetzt wünschenswerth, wenn Sie einen Ton von sich gäben, der wie eine Art Seufzer klänge."

Kappler gab sich Mühe diesem Wunsche Riesemeuschels nachzukommen.

Othello: „Richtig, sie hat geseufzt — aber wieder nicht nach mir, sondern nach dem Cassio. Ha, ich fasse mich kaum noch, aber der Augenblick der Rache ist gekommen." (Er schleicht noch näher und flüstert Kapplern zu: „Jetzt müssen Sie eine leichte Kopfbewegung machen und zum Zeichen, daß Sie erwacht sind, die Augen aufschlagen." Kappler dreht den Kopf ein wenig und öffnet die Augen.)

Desdemona (von Riesemeuscheln bauchredend dargestellt): „Mein Herr und Gemahl!"

Othello (mit verbissenem Grimm): „Ja, Herr

und Gemahl, bei uns hat sich's aus „gegemahlt", treuloses Weib, Du liebst den Cassio."

Desdemona: „Nein, o Herr und Gemahl, den Cassio liebe ich nicht. Der Cassio ist blos Lieutenant, Du General, da würde ich mich ja von dem Pferd auf den Esel setzen. Siehst Du das nicht ein, mein Herr und Gemahl."

Othello: „Ich sehe gar nichts. Mir schwimmt es, wie Wilhelm Tell sagt, vor den Augen. Aber Dein Schneuztuch sah ich in des Cassio Hand?"

Desdemona: „Das ist wohl möglich. Ich pflege mit meiner Wäsche etwas nachlässig umzugehen."

Othello: „Keine leeren Ausflüchte. Gestehe!"

Desdemona: „Wie kann ich gestehen, was nicht andem ist?"

Othello: „Armselige Vernünftelei. Du redest Dich nicht heraus. Ich weiß, was ich weiß. Empfange darum den Lohn Deiner Treulosigkeit." (Zu Kapplern: „Jetzt passen Sie auf, jetzt kommt der Tigersprung.")

Mit diesen Worten sprang Niesemeuschel mit gezücktem Messer auf Kapplern los. Dieser wartete aber die gefährliche Ankunft nicht ab, sondern fuhr wie ein Donnerwetter unter die Bettdecke. Niesemeuschel trat sehr ärgerlich einen Schritt zurück und sagte: „Das ist nichts. Sie spielen die Desdemona als Schuldbewußte. Die würde allerdings unter das Bette fahren, aber Shakespeare malt die Desdemona so rein und schuldlos wie ein neugeboren Kind, das bleibt ruhig liegen und läßt sich widerstandlos stechen. Also diese letzte Scene noch einmal."

Kappler wühlte sich auf Niesemeuschels wiederholte Betheuerung, daß ihm ja gar nichts Uebles geschehe, indem Alles nur Schein und dramatische Kunst sei,

aus seiner Betttiefe wieder hervor und ward von dem Künstler in die frühere Lage gebracht; worauf sich der Tigersprung wiederholte. Aber wenn man dem Sportelschreiber das große Loos der Landes-Lotterie versprochen, er wäre nicht im Stande gewesen, den Kopf frank und frei dem daherfahrenden Messer hinzuhalten. So wie dieses ankam, stak Kappler auch wieder unter dem Bette.

Riesemenschels Alteration ob dieses wiederholten, allen dramatischen Satzungen hohnsprechenden Benehmens des Sportelschreibers, war unbeschreiblich.

„Sie wären meine Desdemona," rief er, „Sie sind ja selbst als passiver Acteur ein gänzlich verwahrlostes Individuum. Sie prostituiren mich als Künstler und richten den Glanzpunkt meiner Darstellung nach Barbarenart rettungslos zu Grunde. Der große Devrient, wenn ihm so was passirt wäre, hinge Sie an den Beinen auf."

Der Sportelschreiber begriff in seiner Angst Riesemenschels Desperation darüber gar nicht, daß er, der Sportelschreiber, nicht seinen Kopf als Zielscheibe für das große Tranchirmesser hergeben wollte.

„Wohlan," fuhr der Heldenspieler nach einigem Nachdenken verstimmt fort, „da müssen wir zu meiner andern Bearbeitung des Shakespeare vorschreiten, zu der einfachen Erdrosselung. Da können Sie meinetwegen unters Bett fahren, so tief Sie wollen. Diese Situation stört dann nicht, sondern greift sogar in die Handlung ein. Der Dolch fällt da ganz weg. Leider auch der Tigersprung."

Der Sportelschreiber hatte im Geringsten nichts dawider, wenn Dolch und Tigersprung als höchst ungemüthliche Dinge in Wegfall kämen. Im Gegentheil. Er hielt diese zweite Riesemenschel'sche Bearbeitung für

und Gemahl, bei uns hat sich's aus „gegemahlt", treuloses Weib, Du liebst den Cassio."

Desdemona: „Nein, o Herr und Gemahl, den Cassio liebe ich nicht. Der Cassio ist blos Lieutenant, Du General, da würde ich mich ja von dem Pferd auf den Esel setzen. Siehst Du das nicht ein, mein Herr und Gemahl."

Othello: „Ich sehe gar nichts. Mir schwimmt es, wie Wilhelm Tell sagt, vor den Augen. Aber Dein Schneuztuch sah ich in des Cassio Hand?"

Desdemona: „Das ist wohl möglich. Ich pflege mit meiner Wäsche etwas nachlässig umzugehen."

Othello: „Keine leeren Ausflüchte. Gestehe!"

Desdemona: „Wie kann ich gestehen, was nicht andem ist?"

Othello: „Armselige Vernünftelei. Du redest Dich nicht heraus. Ich weiß, was ich weiß. Empfange darum den Lohn Deiner Treulosigkeit." (Zu Kapplern: „Jetzt passen Sie auf, jetzt kommt der Tigersprung.")

Mit diesen Worten sprang Riesemeuschel mit gezücktem Messer auf Kapplern los. Dieser wartete aber die gefährliche Ankunft nicht ab, sondern fuhr wie ein Donnerwetter unter die Bettdecke. Riesemeuschel trat sehr ärgerlich einen Schritt zurück und sagte: „Das ist nichts. Sie spielen die Desdemona als Schuldbewußte. Die würde allerdings unter das Bette fahren, aber Shakespeare malt die Desdemona so rein und schuldlos wie ein neugeboren Kind, das bleibt ruhig liegen und läßt sich widerstandlos stechen. Also diese letzte Scene noch einmal."

Kappler wühlte sich auf Riesemeuschels wiederholte Betheuerung, daß ihm ja gar nichts Uebles geschehe, indem Alles nur Schein und dramatische Kunst sei,

aus seiner Betttiefe wieder hervor und ward von dem Künstler in die frühere Lage gebracht; worauf sich der Tigersprung wiederholte. Aber wenn man dem Sportelschreiber das große Loos der Landes-lotterie versprochen, er wäre nicht im Stande gewesen, den Kopf frank und frei dem daherfahrenden Messer hinzuhalten. So wie dieses ankam, stak Kappler auch wieder unter dem Bette.

Riesemeuschels Alteration ob dieses wiederholten, allen dramatischen Satzungen hohnsprechenden Benehmens des Sportelschreibers, war unbeschreiblich.

„Sie wären meine Desdemona," rief er, „Sie sind ja selbst als passiver Acteur ein gänzlich verwahrlostes Individuum. Sie prostituiren mich als Künstler und richten den Glanzpunkt meiner Darstellung nach Barbarenart rettungslos zu Grunde. Der große Devrient, wenn ihm so was passirt wäre, hinge Sie an den Beinen auf."

Der Sportelschreiber begriff in seiner Angst Riesemeuschels Desperation darüber gar nicht, daß er, der Sportelschreiber, nicht seinen Kopf als Zielscheibe für das große Tranchirmesser hergeben wollte.

„Wohlan," fuhr der Heldenspieler nach einigem Nachdenken verstimmt fort, „da müssen wir zu meiner andern Bearbeitung des Shakespeare vorschreiten, zu der einfachen Erdrosselung. Da können Sie meinetwegen unters Bett fahren, so tief Sie wollen. Diese Situation stört dann nicht, sondern greift sogar in die Handlung ein. Der Dolch fällt da ganz weg. Leider auch der Tigersprung."

Der Sportelschreiber hatte im Geringsten nichts dawider, wenn Dolch und Tigersprung als höchst ungemüthliche Dinge in Wegfall kämen. Im Gegentheil. Er hielt diese zweite Riesemeuschel'sche Bearbeitung für

die menschenfreundlichere und gab ihr den Vorzug. Dieselbe unterschied sich von der erstern nur dadurch, daß Othello anstatt im Sprunge, katzenartig herbei schleichend dem Bette nahte, das Deckbette über Desdemona hinwegzog und einfach zu würgen begann. Riesemeuschel war ein viel zu gewissenhafter Jünger seiner Kunst, als daß er dem Geiste dieser seiner zweiten Bearbeitung irgendwie was hätte vergeben sollen. Er knetete daher, nachdem er das Deckbett über Kapplern gezogen, diesen nach allen Regeln der afrikanischen Erdrosselungskunst durch.

Der Sportelschreiber unter dem Bette wollte verzweifeln. „Ich habe keine Luft," scholl es einmal über das anderemal dumpf aus der Tiefe.

„Die sollst Du auch nicht haben, treuloses Weib," erwiderte Riesemeuschel leidenschaftlich fortknetend.

„Ich ersticke!"

„Das ist ja meine Absicht, treuloses Weib!"

„Erbarmen!"

„Erbarmen?!" frug Riesemeuschel. „Dieses Wort hat für diese Erde, für mich aufgehört ein Begriff zu sein. Aber das treulose Weib will auch gar nicht ersterben."

Mit Entsetzen vernahm der Sportelschreiber durch ein kleines Luftloch diese Worte. Es überkam ihn der rasende Gedanke, daß Riesemeuschel in seiner Künstlerrabbia und bei seiner lebhaften Imaginationsgabe ihn für die leibhaftige Desdemona halten könne. Denn dieses martervolle Durchkneten und diese rücksichtlosen Fleischergriffe überschritten weit das Maaß aller Kunsttheorien. Er mußte darum, es koste was es wolle, den leidenschaftlichen Künstler auf diesen ebenso bedauerlichen, wie für ihn höchst gefährlichen Irrthum aufmerksam machen. Er raffte also seine

ganze Kraft zusammen und schrie verzweifelt durch's Luftloch:

„Barmherziger Himmel, ich bin ja gar nicht die Frau Mohrin!"

„Ja so," erwiderte Riesemeuschel, der wie aus einem Traume zu erwachen schien, „sehen Sie mal, daran hatte ich gar nicht gedacht. Es ist mir lieb, daß Sie mich auf diesen Umstand aufmerksam gemacht haben. Ich hätte sonst ruhig weiter gewürgt und Sie unwillkürlich zum stillen Manne gemacht. In meiner lebhaften Einbildungskraft — da sehen Sie von welchem Umfange diese ist —, glaubte ich in der That mein treuloses Weib unter den Händen zu haben. Ein neuer Beweis, wie im höchsten Affect Kunst und Natur nahe beieinander liegen."

„Sie würden zwar," fuhr der mit so großer Einbildungskraft begabte Künstler fort, ebenso unschuldig wie die selige Desdemona in's bessere Jenseit eingegangen sein. Aber bedenken Sie die trostlose Lage Ihres hinterbliebenen vereinsamten Freundes, der lediglich Ihnen zu Liebe und um Ihnen einen ergreifenden Beweis seiner Hochachtung und seiner Kunst zu geben, sich von der Extase so weit hinreißen ließ. Denn denken Sie denn, daß ich einem Dritten gegenüber, der nicht mein Freund ist, mich so decanailliren würde, zu bloßem Zeitvertreibe in meiner ergreifendsten Rolle aufzutreten? Alles blos aus Herzensfreundschaft."

Der Sportelschreiber, welcher sich luftschnappend und in dramatischen Angstschweiß gebadet, wieder empor gearbeitet hatte, dachte bei sich: Der grundgütige Gott bewahre Jedermann gnädiglich vor solcher Herzensfreundschaft. Ich bin wie zermalmt.

„Sie werden jetzt," sprach Riesemeuschel, „als

Kunstkenner einen Begriff bekommen haben, bis zu welcher Naturwahrheit sich wahre Kunst empor zu schwingen vermag."

„Ja," gestand der Sportelschreiber, „ich wage die Flecke nicht zu zählen."

„Das wäre ein neuer Triumph präciser Auffassung meiner Rolle," sagte Riesemeuschel. „Doch jetzt bedarf ich vor Allem eines stärkenden Bades. Die Production war angreifend. Wenn Sie schon als passiver Acteur mitgenommen sind, um wie viel mehr ich als activer."

Kappler, der seinem Gotte dankte, daß die Production überhaupt ihr Ende erreicht, ließ es dahingestellt, ob er als passiver oder Riesemeuschel als activer Acteur mehr auszustehen gehabt. Hinsichtlich des Bades aber erkundigte er sich verwundert: „Wie solches in so später Nacht zu beschaffen?"

„Nichts leichter, als dieses," meinte Riesemeuschel, „ich bedarf blos eines Beckens mit Wasser, da ich nur den Oberkörper bade. Das stärkt und erfrischt wunderbar; der aufgeregte Nervengeist beruhigt sich und man schläft wie ein Gott darnach."

Als Kappler vom Schlafen hörte, faltete er ordentlich dankbar gerührt die Hände. Noch angenehmer war ihm, als Riesemeuschel den Schirm wieder vor sein Bett stellte. „Gott sei Dank," sprach er für sich, „endlich wird Ruhe. Riesemeuschel sprach selbst vom Schlafen, und da sein Bad sich blos auf den Oberkörper erstreckt, wird es keine so lange Zeitdauer in Anspruch nehmen." Damit streckte er nicht ohne Zufriedenheit seinen gekneteten Leichnam so lang aus, wie die Natur hergab, während es in der Gegend von Riesemeuschels Waschtisch zu rauschen und plätschern begann. Riesemeuschel schien mit dem Wasser

keineswegs öconomisch umzugehen. Nach Kapplers Berechnung mußte er den halben Fußboden bereits überschwemmt haben.

„Sie glauben gar nicht, Sportulschreiber," sprach der sich badende Riesemeuschel, „was so eine dampfende Brust für Wasser braucht, ehe sie zur Ruhe kommt. Ihnen könnte übrigens ein Bad auch nichts schaden."

Der Sportelschreiber entschuldigte sich mit seinen rheumatisch-katarrhalischen Affectionen. Mit Einemmal ward noch ein anderes Geräusch vernehmbar, aus welchem Kappler anfänglich nicht klug werden konnte. Riesemeuschel begann sich nämlich zu gurgeln und wie ein Delphin aus Mund und Nase Wasser zu speien.

„Ein reinlicher Mensch ist es," sagte Kappler zu sich, dessen lauschendes Ohr die hydraulischen Studien Riesemeuschels mit Aufmerksamkeit verfolgte und endlich dem seltsamen Geräusch auf dem Grund kam. „Aber sobald er sich abgegurgelt, werde ich das Licht auslöschen und gute Nacht sagen."

Plötzlich erschien Riesemeuschel mit völlig entkleidetem Oberkörper, ein Licht in der Hand, vor Kapplers Bette. Dieser hatte kaum einen Blick nach des Heldenspielers paradiesischer Toilette geworfen, als er erschrocken mit dem Gesicht nach der Wand fuhr.

„Ich muß Ihnen doch," begann der Heldenspieler, „als meinem neuen Freund auch meine Tapferkeitsmedaillen vorzeigen, die ich als französischer Fremdenlegionär ruhmreich davongetragen."

Als Kappler von Tapferkeitsmedaillen hörte, glaubte er, Riesemeuschel werde den Orden der Ehrenlegion hinhalten und wandte den Kopf ein wenig, wie aber der Heldenspieler nach seiner behaarten

Brust zeigte und sagte: „Betrachten Sie, Freund und Sportulschreiber, diese prachtvolle Narbe“ — drehte sich dieser mit einem „schon gut“ wieder schamhaft nach der Wand.

„Hier ist nichts zu „schon guten“, rügte Niesemeuschel, „betrachten Sie diese Narbe mit Aufmerksamkeit und Sie werden erkennen, daß es sich bei deren Erwerbung um keine Pfeffernüsse handelte. Diese Narbe rührt von dem Lanzenstoße eines Beduinen her, unmittelbar vorher, ehe ich den braunen Unhold vom Pferde schoß. Sie können den kleinen Finger hineinlegen. Probiren Sie mal.“

Der Sportelschreiber, ein abgesagter Feind aller chirurgischen Ocularinspectionen, gestand, Wunden nicht „ersehen“ zu können.

„Sie sind Schwachmatikus,“ sagte Niesemeuschel ärgerlich; „es ist ja gar keine offene Wunde, sondern nur eine Narbe.“

„Wohlan,“ fuhr der angebliche Fremdenlegionär fort, „so werden Sie wenigstens den fünf Merkmalen auf meiner linken Schulter Ihre Betrachtung nicht versagen, da sie von einem Löwen herrühren, bevor ich der Bestie das Herz durchbohrte. Solche Narben sind noch seltener als Lanzenstiche.“

Damit drehte sich Niesemeuschel um und gab seinen hohen und breiten Rücken unentgeldlich der Beschauung preis.

„Sie bekommen es umsonst,“ sagte er, „jedem Nichtfreunde enthülle ich mich unter einem Species nicht.“

Der Sportelschreiber warf einen scheuschamhaften Blick nach der fleischernen Wand und sagte: „Gräßlich, so ein Löwe mag fürchterlich zupacken. Ich glaube, ich wäre auf der Stelle des Todes.“

„Auf der Stelle nicht,“ versetzte der mit der Löwenjagd vertraute Riesemeuschel, „der Löwe nimmt sich Zeit beim Zerreißen. Er ist da mehr Katze, die mit der Maus spielt. Allerdings würden Sie später, so Sie des Unthiers nicht Meister, ihm als Mittag- oder Abendimbiß dienen. Der mit einer furchtbaren Verdauungskraft ausgestattete Magen des Löwen würde Ihr Grab sein. Wer einmal von einem Löwen verdaut ist, verliert allen Anspruch auf fernerweites individuelles Dasein.“

Kappler schauderte bei dem Gedanken, in dem verdauungskräftigen Magen eines Löwen sein individuelles Dasein für diese Welt abzuschließen.

„Haben Sie die Male der Klauen mit Aufmerksamkeit betrachtet?“ erkundigte sich Riesemeuschel.

„Der Angriff des Löwen muß fürchterlich gewesen sein,“ erwiderte der Sportelschreiber ausweichend, denn eine Lüge über seine Lippen zu bringen, war ihm unmöglich. „Ihr Heroismus, Herr von Riesemeuschel, verdient alle Bewunderung.“

„Das will ich meinen,“ gestand dieser, der, was Selbstlob anlangte, nicht zu den geizigen Leuten gehörte, „aber,“ fuhr er fort, „nicht blos mit Beduinen und Löwen habe ich gekämpft, auch hinsichtlich meines Glaubens das Unglaubliche geleistet.“

Damit machte Riesemeuschel wieder rechtsumkehrt, während der Sportelschreiber mit den Worten: „Das ist sehr edel,“ Front gegen die Wand nahm.

„Betrachten Sie diesen eingebrannten Halbmond auf meinem linken Arme,“ fuhr Riesemeuschel fort und hielt das genannte Glied dem Sportelschreiber unmittelbar vor die Nase.

Diesem blieb jetzt nichts übrig, als die merkwürdige Erscheinung in Augenschein zu nehmen, obsch

er nicht begriff, was dieses Brandmal mit Riese-
meuschels Glauben zu schaffen hatte.

„Dieser Halbmond," fuhr der Heldenspieler er-
klärend fort, „zeigt an, daß ich allen mahomedanischen
Verlockungen widerstand und der christlichen Religion
treu geblieben bin."

Der Sportelschreiber erschöpfte sich in Lobeser-
hebungen ob dieser christlichen Standhaftigkeit.

„Und welche Offerten," fuhr Riesemeuschel fort,
„wurden mir vom Islam gemacht? Sportulschreiber,
ich glaube Sie wären unterlegen. Hunderttausend
Ducaten, fünfzehn Weiber, Kiosks und drei Roß-
schweife und auf der andern Seite: Stirb, Christen-
hund. Sportulschreiber, da will die Sache über-
legt sein."

„Und Sie blieben dem Glauben, in welchem Sie
getauft, treu?"

„Versteht sich! Solcher Heldenmuth imponirte
aber auch dem Islam. Ich kam mit dem einge-
brannten Halbmond davon. Den mußt ich freilich
mit in den Kauf nehmen."

Der Sportelschreiber gestand, daß ein solch Mär-
tyrerthum ihn mit der höchsten Bewunderung für
den Herrn von Riesemeuschel erfülle.

Nachdem es dem Heldenspieler gelungen, den
unerfahrenen und gläubigen Freund auch noch in
der Glorie christlichen Märtyrerthums zu erscheinen,
glaubte er mit Abentheuern für diesmal abschließen zu
können und begab sich mit den Worten: „Jetzt träumen
Sie angenehm. Morgen ist wieder ein Tag," nach
seiner Lagerstätte.

Kappler faltete von Neuem dankbar gerührt die
Hände, daß endlich Ruhe wurde, konnte aber ob der

höchst merkwürdigen Erlebnisse dieses Tages lange nicht den ersehnten Schlummer finden.

Die Narben und der Halbmond auf Riesemeuschels Arm stammten aber keineswegs aus Afrika, wo er nie gewesen, sondern waren erstere Memorabilien aus einer anhaltenden Prügelei mit Kunstgenossen und letzteren hatte er sich als eine Art Verbindungszeichen bereits während seiner academischen Bummelzeit eingebrannt.

Dreizehntes Kapitel.

Das schreckliche Erwachen.

Obschon Riesemeuschel seinem neuen Freunde „angenehme Träume" gewünscht, war dieser Wunsch bei dem Sportelschreiber keineswegs in Erfüllung gegangen. Selbst der Traumgott schien es auf den unschuldigen Mann abgesehen zu haben und quälte und ängstete ihn durch die mannichfachsten schreckhaften Gebilde. Bald stak der Sportelschreiber mit dem Kopfe zwischen den Säulen der Kirche zur heiligen Ursula und der ohrenhabgierige Inspector stand mit gewetztem Messer wie ein Opferpriester daneben; bald fungirte der Träumende als die dem Erstickungstode geweihte Gemahlin des Mohren von Venedig, so daß er wiederholt schweißgebadet und luftschnappend unter dem schweren Deckbette emporfuhr. Erst gegen Morgen, als schon der junge Tag graute, verfiel er in einen wohlthätigen, sanft erquickenden Schlummer; aber auch dieser sollte ihm nicht lange zu Theil werden. Die angenehme Traumwelt ward von Zeit zu

Zeit durch merkwürdige Erschütterungen unterbrochen, die vom Traumgott in Donnerschläge eines heraufziehenden Gewitters umgewandelt wurden. Plötzlich träumte dem Sportelschreiber, Riesemeuschel wasche ihm mit einem warmen Schwamme das Gesicht und blase ihn dabei warm an.

Da dieser Traum beharrlich verweilte, und dem Schläfer endlich etwas unbehaglich wurde, so raffte sich die Seele des Sportelschreibers aus ihrem umflorten Zustande empor und erwachte. Hier gewahrte aber Kappler, obschon er die Augen noch fest geschlossen hielt, daß es kein Traum war, sondern daß Riesemeuschel wirklich wasche und warm anblase. Riesemeuschel war aber diesmal vollkommen unschuldig. Dieser schnarchte den Schlaf des Gerechten. Kapplers Traumgesicht erklärte sich auf ganz andere Weise.

Die braune Liesel, Kratzens beste Milchkuh, die nur durch einen Bretverschlag vom Sportelschreiber getrennt war, hatte die hölzerne Klappe zu der Oeffnung, durch welche ihr vom Bankettsaale her, der, wie erwähnt, als Futterboden diente, oft Futter gereicht worden war, nach wiederholt mißlungenen Versuchen mit den Hörnern aufgestoßen — daher das Gewitter in Kapplers Traume — und war endlich mit dem Kopfe hindurchgekommen. Da Liesel sich wahrscheinlich der unterschiedlichen Leckerbissen, die ihr durch diese Oeffnung zugekommen, dankbar erinnerte, war sie in sehr lieber Stimmung und begann das Gesicht des Sportelschreibers, das ihr gar nicht bequemer liegen konnte, mit einer Mutterzärtlichkeit und gutmüthigen Beharrlichkeit zu lecken, als sei es ihr eigen neugebornes Kälbchen.

Nachdem das Bewußtsein in Kapplern mehr und mehr wach geworden, fand er Riesemeuschels Be=

strebungen, ihn mit dem Schwamme zu waschen, in dessen Sinn für Reinlichkeit begründet; nur hatte er nicht geglaubt, daß der Heldenspieler seinem Reinlichkeitssinne bei so früher Tageszeit schon Rechnung tragen werde. Um indeß Riesemeuscheln in seinen wohlgemeinten Bestrebungen nicht zu stören und durch Widerspenstigkeit keine Veranlassung zur Unzufriedenheit zu geben, that er, als ob er fortschliefe. Der Liesel war das gleichfalls recht und sie leckte unverdrossen und bedächtig weiter.

Plötzlich begann der Heldenspieler in seiner Ecke so barbarisch zu schnarchen, daß Kappler stutzig wurde. Er vermochte sich schlechterdings nicht zusammen zu reimen, wie Riesemeuschel in der Ecke schnarchen und ihn zugleich abwaschen könne. Er wagte daher die Augen ein ganz klein wenig aufzuriegeln und er schaute bei noch ungewissem Tagesdämmer mit Entsetzen zwei Hörner unmittelbar über sich. Dieser Schreckensblick war hinreichend, ihn sofort wieder unters Bett zu jagen. Denn da der Sportelschreiber, als folgsames Pfarr- und Beichtkind seines altorthodoxen Pastors, noch steif und fest an den Teufel glaubte, so konnte die gehörnte Majestät über ihm ja auf der Welt Niemand anders sein.

Mit emporgesträubtem Haar und einem Herzen, das wie ein Schmiedehammer arbeitete, stellte der Sportelschreiber jetzt unterm Bett Betrachtungen an, welche Vertheidigungsmittel dem gläubigen Christen in so verzweifelter Lage gegen den Antichrist, den er nie so nahe gehabt, zu Gebote stünden. Mit dem gewöhnlichen Feldgeschrei: „Alle guten Geister ꝛc.“ glaubte er bei solcher Nähe nicht auszukommen und er fing daher förmlich zu exorcisiren an; aber durch eine Bettluke, damit der Gehörnte auch

alles richtig verstehe. Hier kamen dem Sportelschreiber die sieben Verse aus einem alten Teufelsbeschwörungskatechismus, in welchem der Satan von allen Seiten gepackt wurde, trefflich zu statten.

Die Liesel, nachdem ihr der Gegenstand ihrer Zärtlichkeit entrückt war, hielt sich für überflüssig und zog den Kopf wieder zurück, während der Sportelschreiber durch die Bettluke unverdrossen fort exorcisirte. Nachdem er mit den sieben Versen aus dem Teufelsbanner fertig war, kam ein altes Gesangbuchslied daran, das denselben Stoff behandelte.

Da der Teufel, wahrscheinlich aus Respect vor den Bannversen, noch immer Anstand nahm, den Sportelschreiber beim Genick zu fassen, glaubte dieser in seiner antidiabolischen Poesie um so herzhafter fortfahren zu müssen. Er begann immer lauter durch die Bettluke hervorzudeclamiren, diejenigen Stellen, wo vom Satanas die Rede, mit besonderm Nachdrucke markirend.

Kapplers Exorcisiren ward endlich so laut, daß Riesemeuschel davon erwachte und eine Zeitlang still zuhorchte.

Ein frommer Mann ist's, sprach er zu sich, daß mir's fast leid thut, ihn gestern so in Dampf gesetzt zu haben.

Nachdem aber der Sportelschreiber mit seinen Gesangbuchversen — sein Gedächtniß war hierin unerschöpflich — auch gar nicht zu Ende kommen wollte, frug Riesemeuschel: „Werden Sie denn mit Ihrem Beten nicht einmal fertig?“

Sowie Kappler Riesemeuschels Stimme vernahm, fiel ihm ein großer Stein vom Herzen; zugleich bemerkte er durch die Luke, daß es immer heller geworden. Er wagte daher einen verstohlenen Blick

unter dem Bette hervor nach Oben und gewahrte zu seiner unbeschreiblichen Zufriedenheit, wie der Böse vor seinen Versen mit Haut, Haar und Hörnern Reißaus genommen.

Der Sportelschreiber machte seinem gepreßten Herzen mit einem großen Seufzer Luft und kam endlich mit dem ganzen Kopfe wieder zum Vorschein.

„Was seufzen Sie denn?“ erkundigte sich Niesemeuschel, „ist Ihnen nicht wohl?“

„O unbeschreiblich wohl,“ ertönte es zur Antwort.

„Warum seufzen Sie da?“

Der Sportelschreiber, der am Abend zuvor wiederholt Gelegenheit gehabt, Niesemeuscheln als Freigeist kennen zu lernen, wagte nicht, den Heldenspieler mit der gräßlichen Erscheinung bekannt zu machen, aus Furcht, dessen Spottlust herauszufordern. Er erwiderte daher: „Ich pflege auch, wenn mir recht wohl ist, zu seufzen.“

„Eine eigne Angewohnheit,“ gestand Niesemeuschel.

In des Sportelschreibers Seele bildete sich aber jetzt ein eigenthümlicher Ideengang. So hätte, sprach er zu sich, der Herr Pastor, der sich allsonntäglich abmüht, den Leuten den leibhaftigen Teufel einzutrichtern, doch vollkommen Recht; die böse Welt mag in ihrem Unglauben sagen was sie will. Ich bekam durch das unkirchliche Gerede selbst einmal einen kopfscheuen Anfall. Jetzt bin ich curirt und weiß, was ich weiß. Der Pastor hat Recht. Selbst die so charakteristischen Hörner fehlten nicht. Die Physiognomie war im Allgemeinen keine glückliche. Im Gegentheil, sie hatte etwas Thierisches. Es war freilich noch etwas dunkel. Die Umrisse schwankten in's

Ungewisse. Auch das Exorcisiren, von dem die böse Welt ebenfalls nichts mehr wissen will, hat sich vortrefflich bewährt. Die Frage bleibt freilich, was er gerade bei mir wollte, da ich mich nicht entsinne, ihm Etwas in den Weg gelegt zu haben. Ob er sich in der Person geirrt und vielleicht nach Riesemeuscheln gelungert, der gestern Abend rundweg gestand, seit Jahren keine Kirche betreten zu haben? Wer kann das wissen?

Während sich der Sportelschreiber diesen vilmarschen Anschauungen hingab und dem Himmel pries, so heiler Haut davon gekommen zu sein, kam Liesels Kopf wieder zum Vorschein und Kappler fuhr mit einem Zetermordio abermals unter's Bette.

Auf diesen determinirten Angstruf sprang Riesemeuschel von seinem Lager und eilte zu Hülfe. Als er aber die Liesel erschaute und den Sportelschreiber als Igel zusammengekollert unter dem Bette, brach er in ein unerlöschliches, homerisches Göttergelächter aus.

Der Sportelschreiber unterm Bette begriff diese ausschweifende Heiterkeit Riesemeuschels in so gräßlicher Angelegenheit gar nicht, bis es dem Heldenspieler gelang, seinen Freund mit der wahren Sachlage bekannt zu machen und von seiner Teufelsfurcht zu curiren. —

Vierzehntes Kapitel.

Des Inspectors Ritt. Die gestörte Hühneraugenoperation.

Es war völlig Tag geworden. Der von der Teufelserscheinung glücklich geheilte Sportelschreiber

benutzte den ersten unbewachten Augenblick, um in wenig Sätzen nach seiner Garderobe zu springen und seinen Anzug hinter dem discreten Schirme zu bewerkstelligen, während der Heldenspieler mit derselben Angelegenheit beschäftigt war.

Da ward an die Thür gepocht und auf Riesemeuschels „Herein!“ erschien Christine mit dem Kaffee und den Worten: „Der Herr Inspector könne auf die beiden Herren nicht länger warten und sei mit dem Herrn Rathspachter bereits ausgegangen. Sie möchten den Kaffee auf ihrem Zimmer trinken.“

Riesemeuschel erwiderte: „Sage dem Herrn Inspector ein schönes Compliment, daß wir Beide zwar untröstlich wären, auf seine schätzbare Gegenwart verzichten zu müssen, daß wir uns aber in das Unvermeidliche als gute Deutsche zu finden wissen würden.“

Der Inspector hatte aber nur die Wahrheit berichten lassen und hielt in Begleitung des Rathspachters bereits Heerschau über den Viehbestand von Grasdorf.

Da Riesemeuschel in Folge des starken Weingenusses vom vorigen Abende etwas in jene räthselhaft mysteriöse Stimmung sich versetzt sah, so wir euphemistisch „Katzenjammer“ zu benennen pflegen, so behelligte er das Mädchen weniger mit Fragen, die das tugendsame Ohr des Sportelschreibers hätten alteriren können, und begnügte sich mit der einfachen Anfrage — die Kapplern freilich über die Hutschnur ging — ob sie diese Nacht auch so von Flöhen gelitten habe wie er? Ihn hätte das schwarze Volk bald umgebracht.

Als Christine verneinte, sagte Riesemeuschel: „Das ist mir lieb, da werde ich das Nächstemal in Deiner Kammer herbergen.“

„Die hat blos für mich Platz,“ erwiderte Christine, die um eine Antwort nie verlegen war, und verließ lachend das Zimmer.

Der Sportelschreiber hielt sich beide Ohren zu, als das Gespräch diese bedenkliche Wendung nahm und dankte dem Himmel, als das Mädchen schleunig davon eilte.

Indessen war es im umgitterten Hofraume, unmittelbar vor den Fenstern des Bankettsaals, lebendig geworden. Der Inspector hatte von einem Cabinetstücke des Kratz'schen Schweinebestandes, einem gewaltigen Bakonier, erzählen hören, dessen nähere Bekanntschaft er zu machen wünschte.

Der Rathspachter ersuchte den Inspector, das Thier durch eine Oeffnung in der Stallthür in Augenschein zu nehmen, da es freigelassen nur mit Mühe wieder in den Stall zu bringen sei; aber Sonnenschmidt bestand auf das Herauslassen, weil er den Bakonier da besser taxiren könne.

„Um das Wiederhineinbringen,“ tröstete der Inspector, „macht Euch keine Sorge, das wär die erste Sau, die ich nicht zur Raison gebracht hätte.“

„So Ihr darauf besteht,“ erwiderte der Rathspachter, „mag es sein. Aber haltet Acht, das Thier ist unbändig.“ Damit zog er den Riegel der Stallthür hinweg und herausgebraust wie der erymantische Eber kam es schwarz und ungeheuerlich, schnaufend, grunzend und hauend, so daß Jedermann, der dem Thiere in den Weg kam, auf die Seite springen mußte, um nicht umgeworfen zu werden. Nichtsdestoweniger [illegible] der Inspector sich an dem Bakonier nicht satt[illegible] solch Exemplar war ihm noch nicht vor[illegible]und begeistert rief er einmal über das [illegible]ine Perle ist's, eine wahrhafte Perle!“

Gern hätte er nähere Untersuchungen über die gewaltigen Specklagen der Sau angestellt; aber das war keine Möglichkeit. So sehr sich auch Sonnenschmidt abmühte, ein Ohr oder den Schwanz zu erhaschen, bekam er allemal so wahrhaft antediluvianische Stöße, daß er die Versuche, genauere fleischermäßige Calculationen anzustellen, bald aufgab.

„Das ist der Satan in eigener Person," fluchte der Inspector, als auch der letzte Versuch, der ihn fast zu Boden geworfen, mißlungen war.

„Allerdings etwas widerhaarig," rief eine Stimme vom Bankettsaal herüber, „aber

„stolz will ich den Spanier!"

Es war Riesemeuschel, der am Fenster stand und sich an den verunglückten Bestrebungen des Inspectors nicht wenig amüsirte.

Nachdem der Bakonier unterschiedliche Male den Hofraum durchbraust, sollte er wieder in Gewahrsam gebracht werden. Dazu hatte das Thier aber nicht die geringste Lust und legte seine Abneigung auf das Unzweideutigste an den Tag. Da der Inspector sich nicht mehr gelaunt fühlte, sein Saubezähmungstalent zur Anwendung zu bringen, so mußten außer einer Viehmagd noch ein paar Knechte herbei. Jetzt begann eine förmliche Sauhatz.

„Das ist überirdisch schön," rief der Heldenspieler am Fenster, „da müßte ich nicht Riesemeuschel heißen, wenn ich nicht wollte dabei sein." Damit eilte er in den Hof und schloß sich der Jagd an.

Die Entfernung des Heldenspielers konnte aber dem Sportelschreiber gar nicht gelegener kommen. Er bekam dadurch Muße, ein Geschäft zu verrichten, woran ihn die Natur schon lange schmerzhaft erinnert hatte. Die Ursache davon war: Kappler hatte sich in

Neukirchen für die Erbfahrt ein paar funkelnagelneue Stiefeln anfertigen lassen. Der Meister des Pechs hatte aber als Neuerungssüchtler und Luxusschuster etwas zu knapp gemessen und damit sämmtliche Hühneraugen des Sportelschreibers — und er war an diesem Artikel ein wohlhabender Mann — in Insurrectionszustand versetzt. Bereits am vorigen Tage hatten die erwachten Zündschwämme dermaßen zu glühen begonnen, daß Kappler wiederholt selbst bei der heitersten Angelegenheit zu einem süß=schmerzlichen Lächeln sich gezwungen fühlte. Jetzt endlich in geräuschloser ungestörter Einsamkeit ward ihm Gelegenheit, diesem Uebelstand abzuhelfen, seinen Füßen zu Hülfe zu eilen und mit Messer und Salben gegen die Zündschwämme ins Feld zu rücken. Der Sportelschreiber führte für diese Expedition eine wohlassortirte kleine Apotheke bei sich, die er jetzt in ihrem ganzen Reichthume auf dem Tische ausbreitete.

Während es also im Hofe wild und tumultarisch herging, lag der Sportelschreiber der friedlichsten Beschäftigung ob, die es immerhin geben kann. Er hatte sorgfältig beide Füße entstrumpft und war mit der ihm eigenen Behutsamkeit und Gewissenhaftigkeit beflissen, den Hauptrebellen wenigstens auf einige Zeit das Beißen abzugewöhnen, als er aus seiner chirurgischen Vertieftheit plötzlich durch ein allgemeines Hurrah vom Hofe her aufgeschreckt wurde. Um der Ursache dieses auffälligen Halloh's auf die Spur zu kommen, wandte Kappler den Kopf ein wenig rückwärts nach dem Fenster und er schaute mit steigender Verwunderung, wie Sonnenschmidt unter lautem Jubel der Menge auf der Sau ritt. Das gejagte Thier hatte jählings eine Wendung gemacht, war dem Inspector zwischen die Beine gekommen und

trug diesen im Triumphe dahin. Knechte und Mägde stürzten zusammen vor Lachen. Selbst der sonst so ernste Rathspachter konnte sich eines Lächelns nicht erwehren; während Riesemeuschel, dem gar nichts Himmlischeres begegnen konnte, in Einem fort laut jubilirend sang:

„Wie heißt der Ritter, hochgeehrt ꝛc.“

Dem Inspector selbst war bei dieser unverhofften Carriere nichts weniger denn großblumig zu Muthe. Er gedachte mit Schaudern der über kurz oder lang bevorstehenden ungemüthlichen Absattelung und verwünschte seine öconomische Neugier.

So trottirte er mit verstörter Physiognomie und verschobener Mütze eine Strecke dahin, als auf des Rathspachters Zuruf Jedermann zu Hülfe eilte.

Der Bakonier, von so vielen Seiten attakirt, ward noch wilder, machte abermals eine energische Schwenkung, wodurch er seinen Reiter hoch emporschleuderte und ihn, da er trotz seiner öconomischen Weisheit noch nicht gelernt hatte in der Luft zu schweben, wie einen entsattelten Turnierritter in den Sand warf. Alles sprang herbei, um den Entsattelten, der zum Glück keinen Schaden genommen, nur daß ihm ein paar Rippen schmerzten, wieder auf die Beine zu helfen. Bald war das geschehen. Des Inspectors Wuth aber gegen seinen schwarzen Renner hatte den höchsten Grad erreicht.

Sobald der Sportelschreiber die beruhigende Ueberzeugung gewonnen, daß der Inspector wieder auf seinen beiden Füßen stand und keinen Schaden erlitten — er schloß das aus dessen kerngesundem Fluchen — wandte er seine Aufmerksamkeit und seinen Fleiß wieder seiner stillen Chirurgie zu. Um die

rumorende Sau konnte er sich jetzt weiter nicht bekümmern. Die Zeit war kostbar.

„Sollte der Herr Inspector," tröstete er sich, „ja einige leichte Quetschungen davongetragen haben, ist ein wenig Arnica hinreichend, das Uebel zu beseitigen. Aber ein gewaltig Thier ist so eine Sau."

Damit machte sich Kappler an das noch mühsamere Geschäft, auch den kleineren Muckern und malitiösen Sprühteufeln nachzuspüren, wozu er neues Pflasters bedurfte. Eben beflissen, dieses sorgsam zu streichen, brach ein Ereigniß herein, das seinen friedlichen Bestrebungen entschieden Hohn sprach und denselben sofort ein unbeschreiblich schnelles Ende bereitete.

Die mehr und mehr in die Enge getriebene und bereits von zwei Knechten gepackte Sau raffte ihre letzte Kraft zusammen und riß sich, ihre Häscher zu Boden werfend, nochmals los. Sie galoppirte dem Hofeingange zu, und da sie auch diesen besetzt fand — man hatte nach und nach das gesammte Dienstpersonal gegen das Ungethüm aufgeboten — wendete sie sich links und fuhr wuthschnaubend, gerade als sich der Sportelschreiber der zarten Fürsorge hingab seine rechte kleine Zeh' mit wohlthätigem Pflaster zu umhüllen — wie ein dressirtes Sprungpferd aus dem Circus Renz im colossalen Sprunge durch das der Kapplerischen Apotheke zunächst gelegene Fenster in den Bankettsaal, Fensterkreuz und Scheiben prasselnd und klirrend mit sich nehmend und, nun im Innern umhertobend, Tische, Bänke, Stühle und Schirme über den Haufen werfend und zertrümmernd.

Funfzehntes Kapitel.

Wie es weiter wurde.

So lange Orionen leuchten und die Erde sich um ihre Axe dreht, ist nicht bekannt worden, daß eine friedliche Hühneraugenoperation ein so wild-ungethümlich Ende genommen, wie die unsers Sportelschreibers. Beim ersten Geprassel des hereinbrechenden Gewitters glaubte der mit Bepflasterung der kleinen Zehe beschäftigte Operateur nicht anders, als der Blitz habe in das Haus geschlagen; so wie er aber voller Entsetzen die schwarze grunzende Wahrheit erkannte, bohrte er sich mit einer Leidenschaft unter sein Bett, die man dem sonst so sanften und behutsamen Manne gar nicht zugetraut hätte.

Hier nun vernahm er mit gesträubtem Haar und verhaltenem Athem, um dem umherfahrenden wuthgeschwollenen Thier keinerlei Veranlassung zu rachgieriger Nachforschung zu geben, mit welcher Unverantwortlichkeit und Rücksichtlosigkeit das empörte Vieh sein Wesen trieb. Was in den Weg kam, ward zertrümmert. So mußte denn der unterm Bett Internirte auch mit Schmerz vernehmen, wie seine sorgsam gepflegte Apotheke den Weg alles Fleisches ging.

Aber auch den im Hofe Versammelten war der völlig unerwartete Einbruch des Bakoniers außerm Spaße. Man berieth soeben, auf welche zweckmäßige Art man dem wilden Beeste beikommen sollte, als Riesemeuschel hervortrat und eine europäische Rede hielt. Er entwickelte strategisch einen Feldzugplan, worin selbst von Aushungern der Sau die Rede

war, ohne dabei in Erwägung zu stellen, wie dann auch der Sportelschreiber dem Hungertode preisgegeben sei, als Riesemeuschel's europäische Rede durch eine schon ältliche Magd, unter dem Namen der „schwarzen Suse“ bekannt, die hinkend herbeikam und Etwas in der Schürze trug, mit den Worten unterbrochen wurde: „Was ist das für Geschnak — Aushungern — da kenn' ich meine Sau besser.“

Damit gebot sie der Sturmcolonne zurückzutreten, öffnete die Thür, welche aus dem Bankettsaal nach dem Hofe führte, und warf aus der Schürze eine Handvoll getrocknete Eicheln in den Saal.

In wie gereizter Stimmung sich auch das durch die Hatz in Wuth versetzte Thier befand, siegte doch die Freßgier über seinen Zorn, und kaum vernahm die Sau das Kollern der dahinrollenden Lieblingsfrucht, als sie gierig danach schnuffelte und sich's wohl schmecken ließ.

Da wollte es der Zufall, daß einige der Eicheln bis in die Nähe des Bettes und selbst unter dasselbe rollten, worunter der Sportelschreiber angstschwitzend stak. Mit Grausen vernahm dieser daher, wie es immer näher grunzend schnüffelte und wie die Sau, die sich keinen der Leckerbissen entgehen lassen wollte, endlich bemüht war, den Rüssel zwischen Diele und Bettgestell zu pressen und zu wuchten.

Der Gedanke, daß es Fälle gegeben, wo sich wildgewordene Sauen selbst an Menschenfleisch vergriffen, brachte den Sportelschreiber fast um. Er konnte, um als Preßwurst verspeist zu werden, gar nicht appetitlicher verkeilt liegen.

Erst eine neue Handvoll Eicheln, von der umsichtigen Suse mehr in die Nähe der Thür ge=

worfen, befreite den Sportelschreiber von der gräßlichen Nachbarschaft.

Die Magd, welche nur zu wahr gesprochen, „daß sie ihre Sau kenne“, setzte ihre leckerhaften Verlockungen mit Geschick fort, so daß es ihr, immer rückwärts gehend und Eicheln streuend, nicht nur gelang, das Thier aus dem Bankettsaal hervorzubringen, sondern auch über den Hof bis an den Stall, in welchen sie den Rest der Eicheln warf. Die Sau, um auch diesen sich nicht entgehen zu lassen, fuhr jetzt freiwillig in den Gewahrsam, worauf die schwarze Suse rasch die Thür zuschlug und den Riegel vorschob.

Alle Welt war erstaunt und erfreut über dieses glückliche Resultat, und Niesemeuschel ergriff die Gelegenheit, einige staatsmännische Bemerkungen einfließen zu lassen.

„Da sieht man,“ sagte er, „wie der einfach humane Weg, zumal wenn es dabei Etwas zu fressen giebt, der brutalen Gewalt stets vorzuziehen ist. Möchten sich das manche erleuchtete Staatsmänner, die gleich' mit Kanonen bei der Hand sind, hinter die Ohren schreiben! Und wie Recht hat ferner unser großer Schiller:

„Was kein Verstand der Verständigen sieht,
Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth.“

Wir Verständigen hatten uns vergeblich mit der Sau abgerackert.“

Alles eilte jetzt nach dem Bankettsaal, theils um ein Bild von der Zerstörung Jerusalems zu erhalten, theils um dem Schicksale des Sportelschreibers nachzuforschen.

„Kapper, wo stecken Sie?“ rief die Stimme des Inspectors.

„Hier!“ tönte es unter dem Bette.

Der Inspector konnte sich sofort den Grund zu dieser Situation erklären und fuhr fort: „Kriechen Sie wieder hervor, der Racker ist eingesperrt.“

Da Kappler den Inspector als glaubenswerthen Mann kannte, befolgte er dessen Rath und kam wieder zum Vorschein, worauf der Rathspachter seine Gäste zum Frühstück einlud, das unterdessen im Familienzimmer aufgetragen worden. —

Sechszehntes Kapitel.

Das Frühstück. Riesemenschel wird arretirt. Die Abfahrt.

Das Frühstück war delicat; der Appetit nach überstandener Strapaze der erwünschteste. An Stoff zur Unterhaltung fehlte es in Folge der Hetzjagd nicht.

Zu Kappler's Beunruhigung wimmelte es wieder von reizenden Mädchen, die nach des Inspectors Ausspruch alle heirathslustig sein sollten. Indeß blieb der Sportelschreiber diesmal von erotischen Anfechtungen verschont. Hedwig und Minna hatten sich seiner wieder angenommen. Er sollte erzählen, wie es ihm ergangen, als das unbändige Thier hereingebrochen.

Das war nun in ästhetischer Beziehung für den Sportelschreiber ein delicater Punkt. Er konnte doch, zwei reizenden Huldgöttinnen gegenüber, nicht

von seiner Hühneraugenoperation und Bepflasterung anfangen.

„Wo flüchteten Sie denn hin," erkundigte sich Minna, „wie das böse Thier hereinbrach?"

Das war eine wo möglich noch kitzlichere Frage, deren Beantwortung des Sportelschreibers Heroismus nicht eben in die glänzendste Beleuchtung stellte. Er umging daher die Antwort, indem er sagte: „Der Eindruck war erschütternd."

„Unterm Bette stak er!" denuncirte der indiscrete Inspector. Kappler ward roth bis hinter die Ohren. Die gutmüthige Hedwig, welcher die Verlegenheit des armen Mannes dauerte, rief dem Inspector zurechtweisend zu: „Sie wären sicher auch nicht sitzen geblieben."

Dann theilte sie, gleichsam um Kappler's Untersbettfahren in entschuldigendes Licht zu stellen, mehrere Fälle mit, wo sich die stärksten und tapfersten Männer vor wildgewordenen Thieren hatten flüchten und verstecken müssen.

Das weiche Herz des Sportelschreibers floß über vor dankbarer Liebe und Verehrung für das schöne Mädchen, das sich seiner so menschenfreundlich annahm. Die Hedwig war ihm ein direct aus dem Himmel niedergestiegener Engel.

Während aber Kappler mit den schönen Kindern ganz scharmant sich unterhielt, ohne daß diese die geringsten Anstalten trafen, ihn mit Liebesnetzen zu umspinnen und Heirathsgedanken blicken zu lassen, bohrte Riesemeuschel, der seine Studien des duftenden Moselblümchens vom vorigen Abend tapfer fortsetzte, den Inspector von Neuem wegen der Mitfahrt an; aber Sonnenschmidt blieb fest und kalt.

„Sie glauben gar nicht," versicherte Riesemeuschel, „wie schwer mir die Trennung von Ihnen wird."

„Das könnt' ich von mir eben nicht sagen," erwiderte trocken der Inspector.

„Sie mögen mir nun glauben oder nicht," fuhr der Heldenspieler fort; „aber ich versichere Ihnen, die Kunstfreunde in Zippeltitz, wo ich bei erhöhtem Preise auf Gastspiel engagirt bin, können wirklich warten."

„Was gehen mich Ihre Kunstfreunde von Zippeltitz an."

„So werden Sie wenigstens gestatten, daß ich aus Anhänglichkeit an Ihre werthe Person neben dem Wagen herlaufe?"

„Das sollen Sie wohl bleiben lassen," lachte der Inspector, „mein ausgeruhter Rappe tritt vortrefflich auf."

„Sie sind ein Barbar, der die uneigennützigste Freundschaft mit Füßen tritt."

„Wenn ich Ihnen aber rund heraus erkläre, daß ich gar nicht Ihr Freund bin und auch im Geringsten nicht die Sehnsucht verspüre, es je zu werden?"

„Ich glaube immer, Ihr Herz denkt nicht so, wie Ihr Mund spricht."

„Da denken Sie grundfalsch."

Bei sich aber dachte der Inspector: „Der Teufel muß diesen Kerl zu gleicher Zeit in dies Haus geführt haben."

Indeß sollte die Frage wegen Mitfahrt oder Nichtmitfahrt noch auf eine ganz andere und für den Inspector ausnehmend günstige Art entschieden werden.

Ein Knecht erschien plötzlich mit der Nachricht, daß das große Hofthor von einer Anzahl bewaffneter Leute besetzt sei.

„Was soll das?" fuhr der Rathspachter auf.

„Man sucht nach einem Herrn von Niesemeuschel."

„Der sitzt hier!" denuncirte der Inspector, dem bei dieser Nachricht ein wahrer Stein vom Herzen fiel.

Der Rathspachter eilte hinaus. Niesemeuschel selbst, dem die Sache nicht ganz unerwartet zu kommen schien, blieb weit ruhiger, als man hätte erwarten sollen. Er wandte sich aber in Folge der Denunciation des Inspectors zu diesem und declamirte:

„Das war kein Meisterstreich, Octavio!"

„Octavio her, Octavio hin," meinte dieser, „wer weiß, was für Schandthaten —"

„Schandthaten —!" brauste Niesemeuschel, scheinbar höchlich empört, auf und griff nach einem Messer, daß sich der Inspector erschrocken hinter zwei Stühle verbarricadirte.

Als Kappler in seinem angeborenen Respect vor allem Obrigkeitlichen von gerichtlichem Einschreiten und noch dazu bewaffnetem vernahm, war er mehr todt als lebendig. Die entschlossene Hedwig aber trat rasch zu Niesemeuschel.

„Wenn es kein schweres Verbrechen ist," sagte sie, „weshalb man Euch nachstellt, und das glaub' ich, so folgt mir; ich führe Euch durch Küche und Garten in's Freie."

„Das fehlte noch," protestirte der Inspector.

„Wird Er das Maul halten?" fuhr Niesemeuschel

von Neuem zornig auf, so daß der Inspector eines dritten Stuhls benöthigt war. Zu Hedwig gewendet aber sprach er: „Anbetungswürdiger Engel! Ich erkenne Deine schöne Seele — aber Flucht würde meine Sache nur verschlimmern.“

Währenddessen war der Rathspachter wieder in's Zimmer getreten.

„Es thut mir leid,“ sagte dieser, „lieber Niesemeuschel, daß mein Gastrecht Euch nicht schützen kann. Laut Anklage habt Ihr in Perleberg bei Eurem dasigen Gastspiel nicht nur den zärtlichen Liebhaber, sondern auch den polternden Alten nebst Soufleur so windelweich geprügelt, daß die beiden letzten noch hart und fest liegen und auf Schmerzensgeld und Bestrafung antragen. Die Gerichtsgefolge ist erschienen, Euch vorläufig in die Untersuchungshaft abzuführen.“

„Wohlan, meine Freunde,“ gestand der Heldenspieler, „es ist nicht anders. Wer vermag gegen des Geschickes dunkle Mächte anzukämpfen! Allerdings hab' ich drei Halunken, die mich bestehlen wollten, tüchtig durchgebläut; das verletzte Gesetz schreit um Rache. Ich unterwerfe mich. Freunde, es zerreißt mir das Herz, aber — wir müssen scheiden!“

„Das gebe der Himmel,“ brummte der Inspector.

Niesemeuschel, der das Brummen wohl verstanden, erwiderte: „Hier ist gar nichts zu brummen, verehrter Inspector — bedenken Sie: ohne Trennung kein Wiedersehen!“

Indeß war auch der Gerichtsbeamte, der Niesemeuscheln zu inhaftiren und zu transportiren hatte, in's Zimmer getreten. Da es sich nur um eine

tüchtige Prügelei handelte, verfuhr er mit dem Heldenspieler möglichst human und tröstete sogar mit den Worten: „Es wird so schlimm nicht werden."

Dem Inspector war das gar nicht angenehm zu hören. Er hätte gewünscht, Niesemeuschel wär' zehn Jahr in's Zuchthaus gekommen, damit er ihn los würde. Er war ob dieses milden Ausspruchs so unwirrsch, daß er sofort Befehl zum Vorfahren des Holsteiners gab.

„Wenn wir heut' noch unser Ziel erreichen wollen," sagte er, „ist keine Zeit zu verlieren."

So entstand denn allgemeiner Aufbruch und Abschied. Niesemeuschel preßte an sein Herz, wen er unter die Hände bekommen konnte, und der Sportelschreiber, dem sich so viel schöne Mädchenhände zu freundlichem Abschied hinstreckten, mußte sein Herz mit dreifachem Panzer umlegen, um dasselbe ganzbeinig in den Holsteiner zu bringen.

Den Mädchen ging der Abschied von einem Besuche, der so viel Heiterkeit in ihr ziemlich eintönig Landleben gebracht, ordentlich nahe. Der Inspector wie Kappler mußten hoch und theuer geloben, auf ihrer Rückreise wieder in Grasdorf einzusprechen.

So saß denn Sonnenschmidt wieder auf dem Kutschersitze und der Sportelschreiber kerzengerade dahinter. Fort rollte das Fuhrwerk. Alle Welt schaute glückwünschend nach und Niesemeuschel rief: „Bezähmen Sie, Inspector, Ihren Trennungsschmerz, in der Residenz sehen wir uns wieder."

„Das verhüte der Himmel," schauderte Sonnenschmidt und schlug herzhaft auf den Rappen, daß dieser noch einmal so tapfer dahintrabte. —

Siebzehntes Kapitel.

Der Assecuranzrath Lepperdinger und seine edle Tochter Aurelie.

Der Assecuranzrath Lepperdinger ging, sich vergnügt die Hände reibend, in seinem Zimmer auf und ab.

„Also doch in die Falle gegangen," sprach er zu seiner Tochter Aurelie, einer verblühenden Schönheit. „Man sieht, was der Geiz über einen sonst practischen und selbst verschlagenen Menschen vermag."

Aurelie erkundigte sich eines Näheren und der Assecuranzrath gab die erwünschte Auskunft.

„Der Inspector Sonnenschmidt," erzählte er, „von dem ich Dir bereits Mittheilung gemacht, kommt mit einem Pflegbefohlenen, einem hungrigen Schreiber, dem er sich gleichsam als Reisemarschall aufoctroyirt hat, um eine Erbschaft zu erheben, die in der Wirklichkeit aber gar nicht existirt. Ist das nicht lustig?"

„Du nennst den Inspector einen verschlagenen Mann," frug die Tochter, „wie reimt sich das mit der angeblichen Erbschaft?"

„Eine einfache Buchstabenverwechselung durch einen Schreib- und Druckfehler veranlaßt, ist der Grund zur ganzen Geschichte," versetzte der Assecuranzrath. „Ich war natürlich bemüht, diese prächtige Gelegenheit sofort in unserem Interesse auszubeuten und habe den Inspector nicht nur in seinem Irrwahne bestärkt, sondern ihm auch die betreffende Erbschaft so reich und glänzend wie immer möglich vorgespiegelt. Allerdings ist eine verwittwete Frau Murchel unlängst mit Hinterlassung eines nicht un-

beträchtlichen Vermögens des blassen Todes verblichen. Die Frau Murgel jedoch, auf welche der Inspector und sein Schreiber speculiren, erfreut sich nicht nur noch ihres vollkommenen Daseins, schreibt sich auch nicht mit dem „ch“ sondern mit dem einfachen „g“ und ist außerdem arm wie eine Kirchenmaus. Sie eben ist die Verwandte jenes Schreibers, den sich der Inspector völlig unterthänig gemacht hat, um denselben, der ein großer Simplex sein muß, soviel als möglich von der Erbschaft abzuluxen. Sonnenschmidt hat sich daher trotz seines Geizes soweit verstiegen, den Verleger für sämmtliche Reise- und sonstige zur Erhebung des Erbes nothwendige Spesen zu machen. Zugleich habe ich ihm eingeredet, daß, um die bedeutende Erbschaft ohne große Schwierigkeiten und Weitläufigkeiten zu erheben, es unerläßlich sei, so glänzend wie immer möglich aufzutreten. Ich habe die beiden Neukirchner daher im Hôtel royal eingemiethet und mir den Portier, sowie den Zimmerkellner daselbst für etwaige Eventualitäten bereits dienstwillig gemacht.“

„Das ist prächtig!“ rief Aurelie. „Aber wird Sonnenschmidt nicht bald dahinter kommen, daß es mit der Erbschaft nichts ist?“

„Vierzehn Tage,“ meinte Lepperdinger, getraue ich mir schon ihn hinzuhalten und diese Zeit ist hinreichend, ihn gehörig zu rupfen; wir Beide leben währenddes auf Regiments Unkosten herrlich und in Freuden. Vielleicht auch, daß es mir gelingt, den Inspector für mein neues rentables Braunkohlenwerk und meine nicht minder versprechende Goldtinktur zu gewinnen. O, ich habe überhaupt große Dinge mit diesem Manne vor und wenn sich meine Combinationen einigermaßen glücklich realisiren, soll er ohne einige tausend Thälerchen leichter die Residenz nicht

wieder verlassen. Vor allen Dingen muß uns aber daran gelegen sein, Sonnenschmidt, bis die infernalische Lichtigkeit ihm aufgeht, vor Vergnügungen und Zerstreuungen nicht aus dem Taumel kommen zu lassen."

„Dieser Inspector," sagte Aurelie „kommt in der That wie gerufen, denn von dem pommer'schen Landjunker war nichts mehr herauszubekommen; den hast Du mit Deinen Speculationen so rein ausgeplündert, daß er kaum noch ein Theaterbillet für mich zu bezahlen vermochte. Doch, wann werden unsere Erbfahrer eintreffen?"

„Nach des Inspectors Brief noch diesen Vormittag," erwiderte Lepperdinger. „Wir müssen bereits heute noch unsern Besuch abstatten. Da es Sonnenschmidten, wie aus seiner Correspondenz deutlich hervorgeht hauptsächlich darum zu thun ist, daß ihm sein Verlagsschüler einen möglichst großen Theil der Erbschaft abtritt, so mußt Du Dich hauptsächlich an den Sportelschreiber halten und ihn suchen weich und resignirend zu stimmen, dann hast Du zugleich den habsüchtigen Inspector, und an nicht zu verachtenden Präsenten kann es trotz seines Geizes nicht fehlen."

Die gehorsame Tochter versprach ihr Möglichstes und schuf ihrerseits Pläne, den Inspector in ihrem Interesse nach Kräften auszubeuten.

Achtzehntes Kapitel.

Einkehr im Hôtel royal.

„Donner und Doria!“ sagte der Inspector Sonnenschmidt, die mit weichen Teppichen belegten höchst eleganten Zimmer auf und nieder schreitend. „Das sieht anders aus als im „Grauen Esel“, wo ich ehedem einzukehren pflegte. Dieser Esel ist ein Hundestall gegen dieses Prachtpalais. Der übermenschliche Luxus wird allerdings auch übermenschliches Geld kosten, aber es hilft Alles nichts, wir müssen in einen sauern Apfel beißen; man erbschaftet nicht alle Tage, pflegt der Assecuranzrath Lepperdinger zu sagen, und je nobler wir auftreten, desto weniger Schwierigkeiten, Laufereien und Weitläufigkeiten werden wir mit den Behörden hinsichtlich der Ausantwortung der Erbschaft haben. Je nobler wir auftreten, desto rücksichtsvoller und dienstwilliger wird man uns auch bei Gericht entgegenkommen. Der Assecuranzrath, in solchen Dingen ein erfahrener Mann, muß das wissen. Ich hoffe, Kappler,“ fuhr der Inspector fort, „Ihre dankbare Erkenntlichkeit wird sofort erkennen, was Sie mir Alles schulden. Sie hätten in Ihrem Leben keinen solchen Zauberpalast zu sehen bekommen, geschweige darin Wohnung genommen. Sie haben sich doch die Stiefeln richtig abgestrichen, damit Sie die kostbaren Teppiche nicht verunreinigen?“

Der Sportelschreiber, der von der Eleganz weit mehr geblendet war als der Inspector, betheuerte feierlichst, was die Stiefeln anlange, sein Möglichstes gethan zu haben und untersuchte zu größerer Beruhigung nochmals sein Fußgestell. Dabei wagte

er sich aber nicht vorwärts, sondern verharrte ehrfurchtsvoll auf derselben Stelle, wenig Schritte vom Eingange stehen bleibend, in der Furcht, durch Annäherung den kostbaren Möbeln Schaden zuzufügen.

„Machen Sie sich's immer bequem," munterte der Inspector auf, als Kappler fort und fort wie angenagelt da stand. „Ob stehen, ob sitzen, bleibt sich ganz gleich; bezahlt muß es einmal werden. Betrachten Sie einmal," fuhr er fort, „diese goldumrahmten Pfeilerspiegel, darin kann man sich sehen vom Kopf bis zur Zeh', so lang Einen überhaupt der Herrgott geschaffen hat." Der Inspector betrachtete dabei nicht ohne Wohlbehagen seine corpulente und stattliche Gestalt. „Wie dürftig und dünn sehen Sie gegen mich aus, Sportelschreiber, gucken Sie 'mal her."

Kappler warf in Folge dieser Aufforderung einen scheuen Blick in den deckenhohen Spiegel und mußte seufzend gestehen, daß der Inspector recht habe.

„Und wie sitzt sich's auf diesen prächtigen Stühlen!" fuhr der Inspector fort, indem er auf einem derselben Platz nahm und sein Gesäß weich und wohlig einsank „A la bonheur!" lobte er, „jetzt weiß ich ungefähr, wie einem König zu Muthe ist, wenn er sitzt. Aber, Donnerwetter, Kappler, thun Sie doch nicht gar so verdutzt und machen Sie sich etwas Bewegung. Folgen Sie mir in das Nebenzimmer, wohin man unser Gepäck gebracht hat, damit wir etwas Toilette machen. Unsere strapazirte Reisegarderobe will nicht recht für diese Räume passen." Er ging voran und der Sportelschreiber der kaum aufzutreten wagte, folgte zagend.

In dem anstoßenden ebenfalls sehr eleganten Ankleidezimmer standen zwei mit Thronhimmel versehene Betten, ein jedes mit einem Vorhange um=

geben, welches für den schamhaften Sportelschreiber ein sehr wohlthuender und beruhigender Anblick war. Auf Marmortischchen an zwei gegenüberstehenden Pfeilern prangten porzellanene Waschbecken.

Der Inspector ging sofort an's Werk, um von einem derselben Gebrauch zu machen.

„Ja," sprach er tadelnd, „was hilft aber das schöne Waschbecken, und die unterschiedlichen Seifenkugeln, wenn kein Wasser vorhanden ist, das man unbegreiflicher Weise vergessen hat?"

Der Sportelschreiber deutete auf eine blitzende Krystallkaraffe, die nebst fein geschliffenen Gläsern auf einer Console für sich stand.

„Das scheint Trinkwasser zu sein," sagte der Inspector, „wozu sonst die Gläser? Auch ist es für uns Beide zum Waschen nicht ausreichend. Klingeln Sie doch einmal, Kappler!"

Der Sportelschreiber schaute sich nach einem Klingelapparat um, fand aber statt einem drei elegante Glockenzüge herabhängen, einen für den Zimmerkellner, einen für das Stubenmädchen und einen dritten für den Hausknecht. Da Kapplern eine solche dienstthuende Mannichfaltigkeit im Leben nicht vorgekommen, ward ihm von Neuem Gelegenheit, den hier herrschenden Luxus zu bewundern. Er zog also in Folge der inspectorlichen Aufforderung an dem ihm zunächst herabhängenden Glockenring — es war zufällig der für den Kellner —, aber so leise und zaghaft, daß die Glocke nicht in Bewegung gesetzt wurde.

„Sie müssen herzhafter ziehen," sagte der Inspector.

Kappler faßte Courage und zog etwas schärfer.

Da läutete es draußen so laut und vernehmlich, daß der Sportelschreiber ordentlich erschrak ob des Lärmes, den er angerichtet. Sofort trat ein feingekleideter Herr mit Busennadel und Berloques in's Zimmer und erkundigte sich nach dem Befehl der gnädigen Herrschaften.

Sonnenschmidt, welcher bei dieser eleganten Erscheinung nicht anders glaubte, als Herr Kramer, der Hotelbesitzer, habe sich selbst bemüht, sagte: „Entschuldigen Sie, wir wünschten den Kellner."

„Der habe ich die Ehre zu sein," antwortete der feingekleidete Herr.

„So," versetzte der Inspector nicht ohne Verwunderung; „da wollte ich nur bemerken, daß das Waschwasser vergessen worden ist."

„Bitte unterthänigst," entschuldigte der Herr mit der Busennadel und den Berloques; „da dürfen Ew. Gnaden nur die Gewogenheit haben, hier an einer dieser bronzenen Handhaben ein Wenig zu drücken und das Wasser ist da. — Ganz nach Belieben warm oder kalt. Zur Beseitigung des Wassers aus dem Becken dient wieder dieser Knopf hier in der Marmorplatte."

Der Kellner entfernte sich und der Inspector erhielt von Neuem Gelegenheit, seinem Erstaunen Luft zu machen.

„Das muß ich gestehen," sagte er, „so bequem hätte ich mir's nicht gedacht. Was sich die vornehme Welt Alles erdenkt! Wenn ich den Neukirchner „Rothen Ochsen" dagegenhalte, der doch auch renommirt ist. — — Und diese unterschiedlichen Seifenkugeln," fuhr er fort, „von allen Couleuren. Herr Kramer ist wahrscheinlich zugleich Seifensieder." Der Inspector machte sich jetzt mit den hydraulischen

Eigenthümlichkeiten der Waschanstalt des Hôtel royal näher bekannt. „Richtig," sprach er, „da steht ja über dem einen Ringe „warm" und über dem andern „kalt" und auch noch in zwei fremden Sprachen darunter für diejenigen Passagiere, die kein Deutsch verstehen." Er drückte rechts und der kalte Strahl ergoß sich fontainenartig in's Porzellanbecken.

„Das macht sich wirklich charmant!" lobte Sonnenschmidt, worauf er Versuche mit dem Knopfe im Marmortisch anstellte, wodurch das Wasser sofort wieder ablief. „Es ist wirklich zum Närrischwerden," fuhr er fort, „jetzt ist das Becken wieder so leer wie zuvor."

Kappler, der mit steigender Verwunderung den unterschiedlichen Versuchen des Inspectors zugeschaut hatte, sagte: „Es ist unglaublich, bis zu welcher erstaunlichen Höhe der schaffende Weltgeist und der Geist menschlicher Erfindung sich emporzuschwingen vermocht hat."

„Nun," versetzte der Inspector, der sich weniger hyperbolisch auszudrücken pflegte, „da es uns der schöpferische Weltgeist so bequem gemacht hat, wollen wir auch an's Werk gehen."

Damit ließ er bald aus dem kalten, bald aus dem warmen Reservoir das Wasser herabrauschen und begann seinen Reinigungsproceß. Kappler folgte diesem Beispiele, aber mit weit größerer Zartheit und Rücksichtnahme. Den warmen Strahl glaubte er gar nicht incommodiren zu dürfen. Jetzt schlug der Inspector mit der rosenrothen Seifenkugel Schaum, als gelte es zehn Bärte abzunehmen; doch kaum hatte er seine beschaumte Hand in's Bereich seines Geruchsorgans gebracht, als er tiefaufathmend aus=

rief: „Nein, Kappler, kommen Sie 'mal her und riechen Sie!"

Der furchtsame Sportelschreiber kam mit angefeuchtetem Gesicht daher und roch. „Paradiesisch!" lispelte er, und der Inspector fuhr fort: „Wenn diese Kugeln nicht zu theuer sind, nehme ich ein Paar mit nach Neukirchen und versetze die halbe Stadt in angenehmen Geruch. Mit dieser Seife duftet man wie ein umherwandelnder Rosenstock."

Endlich war die Toilette zu Stande.

Sonnenschmidt wie Kappler hatten ihren besten Sonntagsstaat hervorgesucht und der Erstere konnte sich vom hohen Spiegel gar nicht fortfinden.

„Ob ich gerade," sprach er, sich bald rechts, bald links im Spiegel besehend, „nach der neuesten Mode façonnirt bin, weiß ich freilich nicht; ich hoffe aber, mich sehen lassen zu können. Wie steht's mit Ihnen, Kappler?"

Der Sportelschreiber machte jetzt seine Aufwartung im hechtgrauen Knöchelwärmer, großblumiger Weste und hochbauschigem Busenstreifen. Der Inspector betrachtete kopfschüttelnd diesen Anzug.

„Hören Sie 'mal, Kappler," sagte er, „Ihr Hechtgrauer mag vielleicht dem Schönheitsgefühle der Neukirchner Braunbiertrinker und den Mitgliedern einer friedlichgesinnten Begräbnißkasse entsprechen, aber als reicher Erbfahrer . . . ich weiß nicht! — Und wer trägt denn in der jetzigen Frühlingszeit einen Knöchelwärmer? Die Busenstreifen sind ferner schon seit der ersten französischen Revolution aus der Mode, weil sie bei dem Abschneiden der Köpfe incommodirten."

Kappler erschrak und entschuldigte sich mit der

seinem seligen Vater schuldigen Pietät, von welchem er diese Kleidungsstücke ererbt habe.

„Aber so bedenken Sie doch," hielt der Inspector entgegen, „daß seit Ihrem seligen Vater sich Zeiten und Moden gewaltig geändert haben. Ich bin sehr begierig, was Lepperdinger zu Ihrer Kledage sagen wird."

Der feingekleidete Kellner erschien wieder und frug, ob die gnädigen Herrschaften am Table d'hôte Theil zu nehmen wünschten. Doch kaum hatte er einen Blick auf Kappler's Anzug geworfen, als er an sich halten mußte, um nicht laut herauszuplatzen.

„Wann wird denn hier gegessen?" erkundigte sich der Inspector.

„Präcis vier Uhr."

„Was, vier Uhr? — So lange halte ich's nicht aus!" erklärte Sonnenschmidt.

„Dann ist vielleicht ein Dejeuner dinatoir à la carte gefällig?" frug der Kellner.

„Wir sind gewöhnt, um zwölf Uhr zu Mittag zu essen," sagte der Inspector und erkundigte sich zugleich nach dem nächsten Weg zur Wohnung des Assecuranzrath Lepperdinger.

„Der Herr Assecuranzrath sind bereits zweimal hier gewesen und hat nach den gnädigen Herrschaften Nachfrage gehalten. Wahrscheinlich werden Dieselben in kürzester Zeit wieder einsprechen."

„So!" meinte der Inspector; „da können wir ja auch ein wenig warten. Bringen Sie mir einstweilen ein Glas Bier." —

„Muß bedauern —" versetzte der Kellner achselzuckend.

„Was ist denn da zu bedauern und Achsel zu zucken?" frug Sonnenschmidt.

„Wir führen kein Bier im Hotel.“

„Was? Kein Bier?“ rief der Inspector ganz verdutzt.

„Doch, so Euere Gnaden befehlen, kann der Friedrich aus einer benachbarten Restauration ein Glas Bier besorgen.“

„Das soll der Friedrich thun,“ sprach Sonnenschmidt. „Meinetwegen zwei. Sie trinken doch auch mit, Kappler?“

Der Kellner entfernte sich und der Inspector sprach seine entschiedene Mißbilligung ob solcher Bierlosigkeit aus. Kappler seinerseits begriff nicht, wie der Hotelbesitzer eines so einträglichen Artikels, als das Bier ist, sich freiwillig zu entäußern vermöge.

„Wenn der Herr Hotelier etwa denkt,“ meinte Sonnenschmidt, „wir sollen uns hier blos in seinem theuern Weine baden, irrt sich der gute Mann.“

Friedrich, der Hausknecht, brachte jetzt zwei Töpfchen Bier, ein jedes besonders auf einem Porzellanteller.

Sonnenschmidt, durch und durch Bierkenner, hielt das geschliffene Krystallglas prüfend gegen das Licht, kostete vorsichtig und that hierauf einen herzhaften Schluck.

„Das Bier ist gut,“ sagte er. „Damit aber die Kleinigkeit nicht erst auf die Rechnung kommt, werde ich die zwei Glas Bier gleich bezahlen. Was kosten sie?“

„Fünfzehn Silbergroschen,“ erwiderte Friedrich.

Der Inspector glaubte nicht recht gehört zu haben. „Was?“ rief er, „fünfzehn Silbergroschen? Er ist wohl fünfzehn Mal nicht gescheidt?“

„Ist der Hotelpreis,“ entschuldigte Friedrich; „in der Restauration selbst ist's billiger.“

„Ach, hol' Ihn doch sonst wer mit seinem Hotelpreis! Zwei Glas Bier fünfzehn Silbergroschen! Wie wollt Ihr das am Tage des Gerichts verantworten?“

„Die hohen Herrschaften,“ erklärte Friedrich, „die hier einkehren, wünschen es nicht anders.“

„Ach, lass' Er die hohen Herrschaften wünschen, was sie Lust haben!“ zeterte der Inspector. Fünfzehn Silbergroschen für zwei Glas Bier, das ist ja unmenschlich! — Nun, das muß ich gestehen, das fängt hier gut an.“

In demselben Augenblicke meldete der Zimmerkellner mit nur schwer verhehltem Lachkrampfe den Assecuranzrath Lepperdinger nebst Fräulein Tochter.

„Nebst Fräulein Tochter?“ frug Sonnenschmidt verwundert. „Was will denn die mit? — Indessen ist mir der Herr Assecuranzrath höchlich willkommen!“

Der Ersehnte lag gleich darauf in seliger Umarmung an Sonnenschmidt's Busen, während Fräulein Aurelie, im zwölfelligen Reifrocke hereinrauschend, sich des erschrockenen Sportelschreibers bemächtigte.

Neunzehntes Kapitel.

Unterschiedlicher Besuch.

Der Inspector stand am Vormittag des andern Tages schon zeitig vor dem Spiegel und konnte sich an der Pracht seines neumodischen Fracks und der golddurchwirkten Weste nicht satt sehen.

„Das muß man dem Assecuranzrath lassen," sagte er, an seiner Toilette hier und da zurecht zupfend, „zu leben versteht der Mann. Was ich jetzt für eine vornehme Persönlichkeit abgebe! Ich hätte das gar nicht für möglich gehalten. Unsere neue Equipirung aus dem Modebazar wird zwar wieder ein Heidengeld kosten, aber in unserer Neukirchner Tracht war es keine Möglichkeit, hier als Gentlemen aufzutreten, wir wären der Spott der Residenz gewesen wochenlang. Der Assecuranzrath muß das wissen. Mich hätte man für einen dem Theater entsprungenen Pachter Feldkümmel und Sie, Kappler, in Ihrer hechtgrauen Schlangenhaut und antediluvianischen Busenstreifen für einen verrückten Engländer gehalten. Vielleicht, daß es mir gelingt, auf der heutigen Börse, wohin mich der Assecuranzrath gegen Mittag abholen will, ein Geschäftchen zu machen, damit ich meinem Schaden einigermaßen beikomme; Lepperdinger sagt, das sei sehr leicht. Also schon wegen der Börse ging's ohne Frack nicht. Eigentlich sollten Sie, Sportelschreiber, ein Einsehen haben und für den Riß stehen; zunächst in Ihrem Interesse habe ich den kostspieligen Umbau meiner Garderobe unternommen. Und was ist aus Ihnen für ein stattlicher Mensch geworden!" fuhr er zu dem Sportelschreiber sich wendend, der süßlächelnd leise auf- und abschritt, fort. „Da ist's kein Wunder, wenn Demoiselle Aurelie ganz weg in Sie ist."

Kappler erröthete, nahm aber Fräulein Aurelie warm in Schutz.

„O!" sprach er, „das ist eine ganz fürtreffliche Demoiselle, mein hochverehrtester Herr Inspector. Hochdero Sinn gelüstet nicht nach dem Irdischen,

indem er allein auf das Unverwesliche gerichtet ist. Sie ist ein Werkzeug in der Hand des Herrn, um dem Himmel verlorene Seelen wieder zu gewinnen; ihr Herz schmachtet nach dem himmlischen Bräutigam, dem Herrn Christus."

„Hm!" brummte der Inspector etwas sceptisch, „der zwölfellige Reifrock scheint mir nicht gerade nach dem himmlischen Bräutigam zu schmecken."

„Die hohen Gesellschaftskreise," entschuldigte der Sportelschreiber, „in welchen sich Demoiselle Aurelie, wiewohl ungern, zu bewegen gezwungen sieht, dürften diese allerdings etwas umfangreiche Kleidertracht wohl als unabweisbares Bedingniß herausstellen. Wie Demoiselle Aurelie selbst die Gnade hatten mir mitzutheilen, geht Hochdieselbe nur mit dem höchsten Adel um. Die Gräfin Spermazeti und die Starostin Wolapolsky sind ihre vertrautesten Freundinnen."

Der Inspector wollte eben wegen der Gräfin Spermazeti und der Starostin Wolapolsky nähere Erkundigungen einziehen, als der Kellner, Strichelius mit Namen, in's Zimmer trat und frug, ob Herr Zephyrio Ambrosio die Ehre haben könne, den gnädigen Herren aufzuwarten.

„Wer ist Herr Zephyrio Ambrosio?" erkundigte sich Sonnenschmidt.

„Ami de la tête," war die Antwort, „der erste Haarkünstler der Residenz, dessen Kunst von allen hohen Herrschaften, die bei uns einkehren, in Anspruch genommen wird. Noch gestern hat derselbe die Ehre gehabt, das erlauchte Haupt Sr. Durchlaucht des Prinzen von Przmisle zu höchstdessen Zufriedenheit dernier goût de Paris in Ordnung zu bringen."

„Lassen sich denn alle Herrschaften, die hier einkehren, die Haare verschneiden?" frug der Inspector.

„In der Regel, um stets in der Mode zu bleiben,“ erwiderte Strichelius.

Der Inspector wandte sich zu Kappler: „Was meinen Sie, Sportelschreiber? Ich habe mir zwar erst vor vierzehn Tagen von unserem tauben Bürgerschützentambour die Haare gründlich stutzen lassen, wenn es aber die Sitte hier einmal mit sich bringt, daß man mit der Mode fortschreitet, dächte ich, ließen wir den Herrn Zephyrio Ambrosio kommen. Das kann den Hals nicht kosten.“

Da der Wunsch des welterfahrenen Inspectors für den Sportelschreiber stets Befehl war, machte er auch diesmal keine Einwendung, zumal er in dem Wahne stand, daß der Inspector den Haarkünstler nur für seine Person in Anspruch nehmen wolle.

Der ami de la tête erschien, ein kleines dünnes parfumirtes Männchen, gefolgt von einem noch kleinern, in rothe Livree gekleideten Groom, der ein glühendes Kohlenbecken trug.

Als der Inspector die glühenden Kohlen erschaute, frug er verwundert, was das bedeuten solle?

„Die geehrten Herrschaften,“ erwiderte in devoter Freundlichkeit Herr Zephyrio Ambrosio, „wünschen jedenfalls etwas gebrannt zu werden?“

„Was? Gebrannt?“ frug erschrocken Sonnenschmidt, der sich auf den Gebrauch das Haar zu brennen, das unter den Bürgersleuten von Neukirchen nicht Sitte war, nicht gleich besinnen konnte. „Sind Sie des Teufels?“

Der ami de la tête schaute den Inspector verdutzt an. Jetzt erinnerte sich Sonnenschmidt, daß es blos den Haaren gelte. Er erwiderte daher: „Aber das Brennen soll die Haare ruiniren, wie ich mir habe sagen lassen.“

„Au contraire, im Gegentheil," erwiderte der Haarkünstler, „bei meinem probaten huile de noisette ist an einen nachtheiligen Einfluß im Entferntesten nicht zu denken. Außerdem schützt mein unlängst erfundenes Eau d'Amorose hinreichend davor; es kräftigt den Haarwuchs und erhält ihn bis in's hohe Lebensalter in bewunderungswürdiger Frische. Ich könnte Ihnen, mein hochzuverehrender gnädiger Herr, die erstaunenswerthesten Beispiele darüber mittheilen, wenn nicht Bescheidenheit und Discretion für hochgestellte Persönlichkeiten ein angemessenes Stillschweigen mir zur unerläßlichen Pflicht machten."

Der kleine Mann traf jetzt Anstalten, sein Genie an Sonnenschmidt's Haupte leuchten zu lassen. Nachdem er seine Apparate in Ordnung gebracht, erkundigte er sich, nach welcher Façon der gnädige Herr entetirt zu werden wünsche. Die Mode, sprach er, schwankt jetzt zwischen à la comte Nesselrode, à la Provençe und à la oeuil de boeuf.

„Comte Nesselrode," fügte er bei, „ist jetzt namentlich gesucht."

Der Inspector mußte lachen und erwiderte: „I nu, wenn's einmal nicht anders sein kann, so nobel, wie möglich, da wollen wir den Nesselrode nehmen, der Mann steht in Ansehen, und die russische Diplomatie hat Glück, welches letztere mir jetzt hauptsächlich auf der Börse von Nöthen."

Kappler sah mit gerechter Bewunderung der Bewirthschaftung von Sonnenschmidt's Kopfe zu.

„Ist man nicht ein Narr?" fuhr der Inspector lachend fort, indem der ami de la tête mit wunderbarer Behändigkeit sein Werk in Angriff nahm. „Aber was hilft's? Unter Wölfen muß man heulen, und „schicket euch in die Zeit" sagt schon Paulus."

Da Zephyrio Ambrosio bei der Herrichtung von Sonnenschmidt's Kopfe hier und da ein weißliches Haar entdeckte und selbiges entfernte, was für den Inspector, dessen Haar ziemlich energisch eingewurzelt, nicht von den angenehmsten Empfindungen begleitet war, zeterte endlich Sonnenschmidt: „Donnerwetter! Sie reißen mir ja die Haare aus, anstatt sie zu frisiren!“

„Point du toute,“ war die beruhigende Antwort des ami de la tête, „blos die Albinos und Kakerlaken. Zwar noch sehr sporadisch, aber ihre Entfernung ist wünschenswerth, soll die Nachbarschaft nicht inficirt werden. Wünschen jedoch der gnädige Herr dies Geschäft von zarterer Hand besorgt, so bedarf es nur der Unterstützung meiner Cousine, der Madame Viola, welche einige Häuser von hier wohnt.“

„Wer ist die Madame Viola?“ erkundigte sich Sonnenschmidt.

„O, eine sehr gesuchte Persönlichkeit!“ belehrte Zephyrio Ambrosio. „Madame Viola, meine Cousine, befreit die Herren in gesetzten Jahren von den Albinos und Kakerlaken mit einer Liebenswürdigkeit und Discretion, die hinreißend ist, ohne alles Weh, bei heiterer Conversation.“

„Nein,“ sagte der Inspector, „wir wollen die Madame Viola nicht erst incommodiren.“

Endlich war Sonnenschmidt's Himmelsglobus à la comte Nesselrode vollkommen hergestellt. Der Inspector stand wieder vor dem Spiegel und erstaunte über das stattliche Aussehen seines Kopfes. Er fühlte ordentlich gräfliches Blut durch die Adern rollen; er hoffte jetzt auf der Börse bestimmt zu imponiren. Hierauf wendete er sich zu Kappler.

„Allons, Sportelschreiber!“ sagte er, „jetzt kommen Sie d'ran.“

Kappler, der nicht die geringste Neigung verspürte, sich mit der glühenden Zange in den Haaren herumfahren zu lassen, gab, um loszukommen, ergebenst zu bedenken und stellte in Erwägung:

„Dürfte nicht,“ frug er schüchtern, „bei meinem stets gepflegten und glatt anliegenden Haupthaar die Meisterhand des Künstlers als entbehrlich zu erachten scheinen?“

„Nichts da!“ beharrte der Inspector. „Entbehrlich erachten! Ihr Kamm macht's nicht allein, Sie bleiben trotzdem ein Struwelpeter und würden gegen mich eine höchst vernachlässigte Rolle spielen.“

Seufzend mußte sich Kappler in sein Schicksal ergeben. Es ward jetzt die Frage erörtert, nach welcher Fa,on der Sportelschreiber frisirt werden sollte.

„Ich würde,“ that der ami de la tête den Vorschlag, „bei dem ungemein sanften Gesichtsausdrucke des gnädigen Herrn, unmaßgeblich für à l'enfant mit der Schmachtlocke mich entscheiden.“

„Ganz recht!“ nickte beistimmend der Inspector. „Machen Sie ihn nur recht schmachtend, das giebt ein vornehmes Air, da kann er sich schon neben mir sehen lassen.“

So wurde denn auch Kappler frisirt, und nachdem der Künstler seine Schöpfung vollendet, war er davon selbst so entzückt, daß er den Adonisirten bat, nur einen einzigen Blick in den Spiegel zu werfen, und einmal über das andere rief: „Un enfant comme il faut, un enfant comme il faut!“

„Ja,“ gestand der Inspector, „er sieht jetzt ganz passable aus; vorher hatte er so was Schulmeisterliches. Aber was kriegen denn der Herr Zephyrio

Ambrosio?" Damit zog er seinen ledernen Beutel aus der Hosentasche.

„O bitte, bitte!" deprecirte der kleine Mann. „Pressirt nicht, pressirt nicht! Die gnädigen Herren habe ich doch morgen die Ehre —"

„Was? Morgen schon wieder?" frug der Inspector.

„Die Mode changirt," versetzte der ami de la tête, „wie man die Hand wendet, was heute Furore macht, ist morgen rococo. Ich habe hochgestellte Herren, die meine Hülfe des Tages drei bis vier Mal in Anspruch nehmen. Da giebt es Concerttoilette, Theatertoilette, Balltoilette 2c. Zuweilen trifft es sich auch, daß selbst bei der sorgsamsten Pflege im Laufe des geräuschvollen Tages hier und da eine kleine Desordre vorkommt, die eine Ausbesserung wünschenswerth erscheinen läßt."

„Na, da kommen Sie meinetwegen morgen wieder," sagte der Inspector. „Haben wir einmal A gesagt, müssen wir auch B sagen."

Kaum hatte sich Herr Ambrosio unter tiefen Bücklingen mit seinem Groom empfohlen, als der dienstfertige Strichelius den Herrn von Sanct Galli anmeldete.

„Ein Herr von?" frug verwundert der Inspector und der Sportelschreiber gerieth trotz der Schmachtlocke in Verlegenheit.

„Conseillier dentiste," versetzte Strichelius.

„Was ist das?"

„Dessen Hauptstreben auf die Erhaltung der Zähne gerichtet ist."

„Was? Zahnarzt?" rief der Inspector. „Nein, der soll mir vom Leibe bleiben und wenn er zehnmal von Adel ist. Mein Gebiß ist durabel und läßt

nichts zu wünschen übrig. Ich weiß nicht, wie es mit dem Ihrigen steht, Sportelschreiber?“

Hatte auch der Inspector sein Zahnwerk in die vortheilhafteste Beleuchtung gestellt, gab Strichelius gleichwohl zu bedenken, daß es bei den hohen Herrschaften die Sitte mit sich bringe, ihre Zähne von Zeit zu Zeit wenigstens untersuchen zu lassen.

„Nichts da!“ beharrte der Inspector. „Wir wollen keinen Zahnarzt.“

Kaum waren diese Worte gesprochen, als mit vornehmer Nonchalance ein höchst stattlich gekleideter und mit einem Orden decorirter Herr ins Zimmer trat, so daß Sonnenschmidt etwas verblüfft zu einem wiederholten „gehorsamer Diener“ sich veranlaßt fand. Der Herr mit dem Orden that so cordial und vertrauensvoll, als habe er es im Entferntesten nicht auf die Zähne des Inspectors oder Kapplers abgesehen und als sei er mit erstern seit Jahren befreundet. Er nahm von selbst Platz, zog eine goldene Tabatière hervor, ein Geschenk wie er erzählte, des Fürsten Paskewitsch-Eriwanski, präsentirte dem Inspector wie auch Kapplern eine Priese, sprach von der Politik Englands hinsichtlich seiner ostindischen Colonien, von der bevorstehenden amerikanischen Präsidentenwahl, von spanischen Papieren, in welchen er empfindliche Verluste erlitten haben wollte, so daß der Inspector sich ordentlich geschmeichelt fand, einer Mittheilung über höhere Politik von einem solchen Manne gewürdigt zu werden. Er betrachtete dies als Zeichen der Anerkennung seiner Frisur à la Nesselrode. Nachdem der Herr von Sanct Galli noch einige der interessantesten Stadtneuigkeiten, der discretesten Chronik scandaleuse angehörig, mitgetheilt hatte, griff er nach seinem Hute. Sein ganzer Besuch schien

nur aus gesellschaftlicher Höflichkeit, wie sie in großen Hotels Sitte, gemacht worden zu sein. Er drückte dem Inspector mit einer gewissen patronisirenden Herablassung die Hand, wofür dieser mit wiederholten Bücklingen dankte und schritt nach der Thür. Bereits das Schloß in der Hand, schien er sich noch auf Etwas zu besinnen und kehrte wieder um.

„Apropos!“ sagte er zu Sonnenschmidt, „was ich Ihnen noch mitzutheilen vergessen — aber es bleibt unter uns — trinken Sie kein Wasser aus diesem Hotel. So Sie frisches Trinkwasser bedürfen, lassen Sie sich vom Jacobsbrunnen solches kommen, das hiesige enthält zuviel Kalktheile und greift die Zähne an. Ich muß das wissen, denn ich bin Zahnarzt.“

„A la bonheur!“ erwiderte der Inspector, „mich schönstens zu bedanken für den guten Rath. Ein gesundes Trinkwasser geht mir über Alles.“

„Sollten Sie Anlage zum Zahnbrande haben,“ fuhr Herr von Sanct Galli fort, „müssen Sie überhaupt hinsichtlich der Getränke einige Vorsicht beobachten, doch wie ich an Ihren gesunden Vorderzähnen bemerke, brauchen Sie wegen des Brandes durchaus keine Besorgniß zu haben.“

„Die habe ich auch nicht,“ versetzte der Inspector.

„Freilich weiß ich nicht,“ fuhr Herr von Sanct Galli fort, „wie es mit den inwendigen Partieen steht.“

„Ich denke mir,“ meinte der Inspector, „ebensogut wie mit den vorderen.“

„Wollen Sie einen Augenblick erlauben, daß ich mich überzeuge?“

Der Inspector hätte müssen der ungefälligste Mensch von der Welt sein, wenn er nicht für den erhaltenen guten Rath, die kleine Gefälligkeit hätte

haben wollen, den Mund aufzumachen. Der Dentist zog den Inspector sanft nach dem Fenster, um besseres Licht zu haben.

„Die obere Kinnbacke,“ sprach er nach angestellter Untersuchung, „ist vortrefflich. An der unteren hat sich etwas Weinstein angesetzt und das Zahnfleisch ist an einigen Stellen zu hoch emporgewachsen, wodurch die Exhalation der betreffenden Zähne verhindert wird, was für die Folge von recht unangenehmen Folgen sein kann. Beides sind indessen ungemein leicht zu beseitigende Uebelstände. Es bedarf einer Minute und Sie erfreuen sich für lange Jahre des ungetrübtesten, ja beneidenswerthesten Gebisses. Mit Ihrer Erlaubniß werde ich sogleich die leichte und ganz schmerzlose Operation vornehmen. Wie gesagt, ein wahres Kinderspiel und Sie ersparen sich für die Zukunft manche schmerzhafte Stunde.“

Der Inspector à la Nesselrode, fühlte sich nicht im Geringsten zu einer Zahnoperation aufgelegt, wie leicht und schmerzlos sie auch geschildert wurde. „Es hat dies ja keine Eile,“ sagte er.

„Besser bewahrt, als beklagt,“ rieth der Dentist und fuhr fort, die Operation ebenso als eine Bagatelle, wie die Folgen der Unterlassung als schmerzhaft zu schildern. „Noch gestern,“ erzählte er, „befreite ich zwei junge Gräfinnen von ihrem zu hoch angewachsenen Zahnfleische; sie dankten mit lachendem Munde, daß ich sie vor späterem Weh bewahrt.“

Der Inspector, theils um den Dentisten los zu werden, theils um als Comte Nesselrode nicht feig zu erscheinen, gab endlich nach und nahm auf dem dargebotenen Stuhle Platz, obwohl er in der Stille den Mann mit dem Orden in's Pfefferland wünschte.

Herr von Sanct Galli zog jetzt sein Verband-

zeug aus der Rocktasche und legte einige Zangen und Messer auf den Tisch, deren Anblick den Inspector nicht eben mit Wohlbehagen erfüllte. Zugleich stellte der Doctor ein Waschbecken mit Wasser neben seinen Patienten. Welch unheimlichen Eindruck diese Vorkehrungen auf den Inspector auch hervorbrachten, unterdrückte er gleichwohl in der Erinnerung an die zwei lachenden Gräfinnen seine Aversion und die Operation nahm ihren Anfang.

Eine Zeit lang hielt Sonnenschmidt still, sowie aber der Mann mit dem Orden sich seines Gebisses vollkommen bemächtigt hatte, und dasselbe vermittelst einer Sonde untersuchte, wobei er wahrscheinlich einen der Nerven allarmirte, begann der Inspector zu schreien und wollte schmerzgepeinigt vom Stuhle auf.

„Seien Sie doch kein Mädchen!" beruhigte Herr von Sanct Galli. „Ich habe ja nur das Zahnfleisch ein wenig abgeschabt. Das Schlimmste ist überstanden. Spielen Sie sich jetzt den Mund aus." Damit präsentirte er ein Glas Wasser.

Der Inspector that's und gewahrte mit Schrecken, daß er Blut spuckt.

„Das nennen Sie eine schmerzlose Operation?" frug er dumpf und ingrimmig.

„Es ist ja vorüber," tröstete der Heilkünstler, „jetzt gilt es nur noch, den Weinstein zu entfernen."

„Ach lassen Sie mir meinen Weinstein!"

„Sie sprechen so, weil Ihnen die erforderliche Kenntniß abgeht. Wenn Sie wüßten, wie dieser Weinstein für die Folge —"

„Ich will aber nicht weiter operirt sein!"

Statt aller Antwort paßte der Künstler den günstigen Augenblick ab, und schob seinem Patienten einen elfenbeinernen Apparat zwischen die Zähne, wodurch

der Mund sperrangelweit aufgesperrt wurde, ohne daß es eine Möglichkeit gewesen wäre, etwas dagegen zu thun. Jetzt begann der Inspector zu heulen, denn die Entfernung des Weinsteins, zumal Herr von St. Galli sehr radical zu Werke ging, war von ganz abscheulichen Empfindungen begleitet.

„Er hat sich ungemein fest angesetzt," erklärte der Dentist, „aber ich fasse ihn schon". Damit begann er von Neuem zu raspeln und zu feilen. Der Inspector kam sich vor, wie Hiob der Zweite. Er wollte dem Sportelschreiber zu Hülfe rufen, brachte aber wegen des verfluchten elfenbeinernen Apparats das Wort Kappler nicht heraus. Endlich fing er an verzweifelt mit den Füßen zu strampeln.

„Sie erschweren sich die Operation höchst überflüssiger Weise!" tadelte Herr von Sanct Galli und hielt abermals Umschau in dem fortwährend geöffneten Munde des Inspectors. „Aha, Mosje!" fuhr er plötzlich ordentlich frohlockend fort, „habe ich dich? Dacht ich's doch gleich, daß es mit dir nicht richtig sei! Wart', dich wollen wir — —"

Der Inspector wußte nicht, wem diese bedrohliche Anrede gelten sollte, als der Dentist erklärte: „Ihr dritter Unterbackzahn ist angegangen und muß heraus." Bei diesen Worten begannen bei dem Inspector, trotz der Frisur à la comte Nesselrode die Haare kerzengrade in die Höhe zu steigen.

„Au! Au! Au!" begleitet von dem abschreckendsten Gesichtsausdruck und den unzweideutigsten abwehrenden Gestikulationen des Inspectors war Alles, was er als entschiedenste Aversion gegen eine solche Operation an den Tag zu legen vermochte.

„Wie gut," sagte Herr von Sanct Galli, der

auf des Inspectors abwehrende Gestikulationen nicht die geringste Rücksicht nahm, „daß ich den Weinstein gründlich beseitigte, wir wären sonst des Schadens gar nicht ansichtig geworden. — Wo habe ich denn meine Zange? — „Diesen Burschen wollen wir bald zur Raison bringen." Damit langte er nach dem entsetzlichen Instrument.

„Au! Au! Au!" fuhr der Inspector protestirend fort und wollte vom Stuhle auf, ward aber von dem kräftigen Arm des Zahnarztes zurückgedrückt.

„Ich wäre ja der gewissenloseste Jünger meiner Kunst, wenn ich Sie, gnädiger Herr, nicht von einem solchen Störenfried, wie ein angegangener Zahn ist, befreien wollte. Sie müssen jetzt schon, nachdem der Zahn blosgelegt ist, die empfindlichsten Schmerzen leiden."

Der Inspector nickte mit gräßlichem Gesicht.

„Die Sache wird gleich abgemacht sein," tröstete Herr von Sanct Galli, „und der Schmerz wird sich legen." Damit faßte er den Inspector am Hinterkopf.

„Au!! Au!!" tönte es von Neuem protestirend und der Inspector retirirte mit sammt dem Stuhle.

„Das ist ja oft dagewesen," beruhigte der Dentist, „und wird noch oft vorkommen, daß ein böser Zahn beseitigt werden muß."

Mit diesen Worten fuhr die Zange raubgierig in den Mund des Inspectors und packte den Zahn.

„Au! Au! Au!"

Herr von Sanct Galli gab auf diese Protestationen gar nichts, sie waren ihm als erfahrenen Zahnarzt nicht neu. Es erfolgte ein Ruck, ein Geprassel und der Inspector war von seinem bösen Zahne befreit.

„Hier haben Sie den Bösewicht!" rief trium-

phirend der Künstler, indem er den herausgenommenen Zahn vorzeigte. „Sehen Sie, wie ich Ihnen prophezeiht, an zwei Stellen angegangen. Sie werden mir Dank wissen.“ Zugleich befreite er den Inspector von dem elfenbeinernen Apparate, so daß dieser wieder den Mund zumachen konnte.

Sonnenschmidt wahr mehr todt als lebendig. Das Erste, was er vornahm, war, daß er mit der Zunge den beispiellosen Abgrund visitirte, der an der Stelle des abhanden gekommenen Zahnes entstanden war. Zugleich spuckte er Blut, wie Jemand, der sich im letzten Stadium der Auszehrung befindet. Kaum aber hatte er sich ein wenig erholt, als er aufsprang und den Dentisten an der Brust packte und schüttelte.

„Wissen Sie,“ schrie er ingrimmig, „daß ich Sie verklagen werde!“

„Mich verklagen?“ lächelte der Künstler, der seine vollkommene Ruhe beobachtete. „Weil ich Sie von einem bösen Zahne befreit? Sie sind ein recht drolliger Mann.“

„Wie konnten Sie sich unterstehen,“ fuhr der Inspector schreiend fort und den Dentist ununterbrochen schüttelnd, „mir einen Zahn herauszureißen, der nie weh gethan?“

„Aber über kurz oder lang weh gethan haben würde.“

„Das war meine Sache!“

„Bitt' um Entschuldigung, das war meine Sache; wofür wäre ich denn Zahnarzt?“

„Wären Sie sonst was!“

„Sehr obligirt! — Die Operation hat Ihr Nervensystem in einem Grade afficirt, daß ich Ihnen vergebe.“

„Geben Sie mir lieber meinen Zahn wieder!“

Der gekränkte Künstler, der in seiner unerschütterlichen Ruhe verharrte, hielt es vollkommen unter seiner Würde, hierauf Etwas zu erwidern. Er wandte sich an den Sportelschreiber, der in die äußerste Ecke geflüchtet war, wo er mit zugehaltenen Ohren alle Leiden des Inspectors mit erduldet und sich erst wieder hervorgewagt hatte, nachdem ihm die Operation glücklich überstanden schien.

„Wie steht's mit Ihrem Gebiß, werthgeschätzter Herr?“ erkundigte sich theilnehmend und mit Wohlwollen der Dentist. „Alles in Ordnung?“ Damit trat er einen Schritt auf Kappler zu.

Statt aller Antwort war aber der Sportelschreiber mit einem Satze in's Nebenzimmer geflüchtet.

„Je nun!“ lächelte Herr von Sanct Galli, „aufdrängen will ich mich nicht.“ Er wendete sich wieder zum Inspector. Dieser war noch immer angelegentlich mit Zurechtlegung seines Zahnfleisches beschäftigt.

„Beliebt Ihnen etwa von meiner Zahntinktur à la Rosamunde? frug der Künstler. „Sie ist ausgezeichnet und conservirt Zähne und Zahnfleisch ungemein. Im Partiepreise das Flacon einen Ducaten; geschätzte Kunden erhalten Rabatt.“

Da der Inspector, dem es jetzt gelungen, sein Zahnfleisch etwas in Ordnung zu bringen, von dieser Offerte nicht im Geringsten Notiz nahm und überhaupt gar keine Antwort ertheilte, glaubte Herr von Sanct Galli diesmal seine Mission für beendet und empfahl sich mit den Worten: „Werde morgen die Ehre haben —“

„Ich drehe Ihm den Hals um!“ drohte mit geballter Faust der Inspector, dessen Wuth immer höher stieg, jemehr er sich überzeugte, daß seinem Zahne gar Nichts gefehlt habe.

Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Ferdinand Stolle's

ausgewählte Schriften.

Volks- und Familien-Ausgabe.

Dreissigster Band.

6. Supplement-Band.

Leipzig,
Ernst Keil.
1865.

Die

Deutschen Pickwickier

auf Reisen.

Lustiges Seitenstück zu dem lustigen Buche
„Deutsche Pickwickier“

von

Ferdinand Stolle.

Zweiter Band.

Leipzig,
Ernst Keil.
1865.



Ferdinand Stolle's

ausgewählte Schriften.

Volks- und Familien-Ausgabe.

Dreissigster Band.

6. Supplement-Band.

Leipzig,
Ernst Keil.
1865.

Die

Deutschen Pickwickier

auf Reisen.

Lustiges Seitenstück zu dem lustigen Buche „Deutsche Pickwickier“

von

Ferdinand Stolle.

Zweiter Band.

Leipzig,
Ernst Keil.
1865.



Die

Reise in die Residenz.

Zweiter Theil.





Erstes Kapitel.

Das Pfarrhaus Lindenruh.

Unter dem alten Nußbaum im Pfarrgarten zu Lindenruh, dessen weit ausgebreitete Aeste angenehmen Schatten boten, hatte sich eine heitere Gesellschaft versammelt. Mehrere befreundete Familien aus der Nachbarschaft waren der Einladung der Mutter Renate, der wackern Frau Pfarrerin gefolgt, um sich an dem frischen Maitranke zu delectiren, welchen letztere ganz vorzüglich zu brauen verstand, da in dem benachbarten Walde an duftendem Waldmeister kein Mangel war.

Unter den anwesenden jungen Mädchen zeichneten sich des Pfarrers zwei Töchterlein, Marie und Hedwig, durch Anmuth und Liebenswürdigkeit besonders aus. Marie, die ältere, war ernster, während die jüngere, Hedwig, die unverwüstliche Rosenlaune selbst war.

Marie mußte sich heute, wie bitterbös sie sich auch stellte, von ihren Freundinnen manche harmlose Neckerei gefallen lassen, da es nicht unbekannt geblieben, daß ein junger, schöner und reicher Engländer, der Sohn eines großen Grundbesitzers, sterblich in sie verliebt und ihr seine Huldigungen zu Füßen gelegt hatte.

Auf einem Ferienbesuche, den er seinem Studien=

genossen und Freunde Alfred, dem Bruder des [illegible] Schwesternpaares, abgestattet, hatte er Marie kennen gelernt und in seiner echt englischen Geradheit und Offenherzigkeit sofort erklärt: „Diese und keine Andere wird meine Frau.“ — Als der bedächtige Bruder ihm wohl zu bedenken gegeben, daß bei einer solchen Lebensfrage nicht blos die flackernde Leidenschaft, sondern auch die bedächtige Vernunft zu Rathe gezogen werden müsse, beharrte der Britte gleichwohl bei seinem Satze: Marie oder Keine wird meine Frau. Auch die Pfarrersleute, denen er ebenfalls offen gestanden, daß er in dem Mädchen den Engel seines Lebens erkenne, ließen es, als gewissenhafte Eltern, an wohlgemeinten Ermahnungen nicht fehlen, obschon sie sich im Innern keinen angenehmern Schwiegersohn und für ihre Tochter keine glänzendere Partie zu denken vermochten. Denn, wenn schon die äußere Erscheinung für den jungen Britten einnahm, so waren es besonders die Vorzüge seines Gemüthes und Geistes, die ihm bald die Herzen Aller gewannen. Auch was seine bürgerliche Stellung und seine glänzenden Vermögensverhältnisse anlangte, blieb für einen Pfarrer, dessen Einkommen nur bescheidenen Ansprüchen genügte, nichts zu wünschen übrig.

William, so war der Name des jungen Britten, hatte, nachdem er bereits in Oxford akademische Bildung genossen, eine deutsche Universität bezogen, um noch einige cameralistische Collegien zu hören und nach beendigten Studien die Verwaltung der väterlichen Güter zu übernehmen, da der Vater, bereits im reifern Lebensalter, sich ehebaldigst zur Ruhe zu setzen gedachte.

Nur Eines war es, was der Mutter Renate und wohl auch dem guten Pfarrer in dieser Angelegenheit

recht schwer auf's Herz fiel, daß sie, wenn's ja noch dem Himmel gefallen sollte aus den beiden Leuten ein Paar zu machen, die geliebte Tochter in ein fremdes Land, ja selbst außer Deutschland und über's Meer geben sollten.

Was nun die schöne Marie selbst anlangte, wie sittsam und zurückhaltend, ja oft wie zurückweisend und schmollend sie sich auch den Huldigungen des feurigen Liebbabers gegenüber verhielt, mußte in ihrem Herzen sich doch gestehen, daß William einen nur zu tiefen Eindruck auf dasselbe gemacht habe. So stand denn einer demnächstigen Verlobung des jungen Paares nichts im Wege als die Einwilligung des englischen Papa's, des Herrn John Harley, an welchen William in dieser Beziehung auch bereits geschrieben, aber noch keine Antwort erhalten hatte, so daß er sich endlich nach seinem Wahlspruch: Selber ist der Mann, selbst auf den Weg nach England gemacht hatte, um den Alten für sein deutsches Mädchen zu gewinnen. Da John Harley, der selbst erst im vorgerückten Lebensalter und auch nicht aus Liebe eine Lebensgefährtin sich gewählt hatte, darum ein abgesagter Feind aller zu frühzeitigen Ebebündnisse war, die er für einen jungen Mann für Sclavenfesseln erachtete, und der außerdem einen großen Widerwillen gegen alles Nichtenglische empfand, so verhehlte sich William nicht, daß er einen etwas schweren Stand mit dem Papa bekommen würde; doch hoffte er, von der Allmacht der Liebe unterstützt, endlich als Sieger hervorzugehen. William hatte bei seiner Abreise versprochen, ehemöglichst von England aus zu schreiben, doch waren bereits mehrere Wochen vergangen, ohne daß ein Brief gekommen wäre, so daß Marie nicht ohne Sorgen war, ob dem Geliebten ein Unfall

zugestoßen sei, während der alte Pfarrer im Stillen des Sprüchleins gedachte: Aus den Augen, aus dem Sinn.

Der Maitrank war vortrefflich und wurde, als Pfarrer Frommhold aus seinem angrenzenden Weinberge heimgekehrt, wo er die hochaufwachsenden Ranken verschnitten, damit die Kraft mehr der Traube zu gute komme, feierlich kredenzt. Er erhielt allgemeines Lob, wodurch sich Mutter Renate nicht wenig geschmeichelt fühlte, und Vater Frommhold sagte: „Alles eigener Zuwachs. Man sieht, wie auch unsere Sonne ihr Weinchen und ihre Orangen erzeugt, daß wir ihr dafür nicht dankbar genug sein können."

Und der gute Pfarrer hatte Recht. Der Wein, den Frau Renate zum Maitranke genommen, war selbst erbaut und die Orangen, die in die Bowle geschnitten waren, hatte das kleine Gewächshaus des Pfarrgartens geliefert.

Die Stimmung unter den eingeladenen Gästen ward eine immer heiterere. Die jungen Mädchen spielten in dem geräumigen, mit zahlreichen Obstbäumen bewachsenen Grasgarten „Kämmerchenvermiethen", während die jungen Kinder sich auf der angrenzenden Wiese lustig tummelten. Der alte Pfarrer saß bei einem Fläschchen, dessen Schimmel- und Moosumhüllung einen guten, alten Jahrgang anzeigte und trieb mit dem Amtmanne Frohberg aus dem benachbarten Städtchen, dem fürstlichen Oberförster Burckhardt und dem Domänenpachter Stephan höhere Politik, an welcher die heutige Demokratie freilich Mancherlei auszusetzen haben würde, da die genannten Herren sämmtlich den conservativen Kreisen angehörten.

Mutter Renate führte ihren Frauenbesuch in der

Wirthschaft und sonstigen ökonomischen Einrichtungen umher, wo denn die Frauen ob der Ordnung, Sauberkeit und Zweckmäßigkeit, die überall waltete, sich nicht lobend genug aussprechen konnten.

Plötzlich rief Hedwig, von ihrem Stehplatze am Baume nach dem Eingang des Gartens eilend: „Da kommt der Alfred!"

Wirklich sah man auch einen jungen Herrn, mit der Hand freundlich grüßend am Gartenzaun vorüberwandern und bald befand sich der Liebling der Familie inmitten der Seinen und die Freude war um so größer, je unerwarteter der theure Besuch gekommen war, da Alfred wegen einer dringenden juristischen Arbeit Tags zuvor aus der zwei Meilen entfernten Residenz geschrieben hatte, daß es ihm unmöglich sei, zum Maitranke zu erscheinen.

Alfred, nachdem er als junger, galanter Mann zuerst den ältern Damen seine Achtung bezeigt und den jüngern seine Liebenswürdigkeit gewidmet, glaubte jetzt auch den politisirenden Club in der Laube nicht vernachlässigen zu dürfen. Aber kaum waren einige der obschwebenden Tagesfragen zur Verhandlung gekommen, als auch der junge Mann bei aller Bescheidenheit sich veranlaßt sah, freimüthig die Opposition zu ergreifen. Es handelte sich unter Anderm um die damals von der Regierung beabsichtigte Einführung der Gewerbefreiheit, sowie um die in Aussicht gestellten Geschworengerichte, von welchen beiden Einrichtungen die älteren Herren schlechterdings nichts wissen wollten, indem sie nur den größten Nachtheil für das gesammte Staatsleben darin erkannten. Alfred vertheidigte die beiden Errungenschaften mit Geist und Wärme. Als endlich die Unterhaltung auch noch auf politische Fragen kam, wo die An=

sichten der älteren Herren mit denen des jungen noch weiter auseinander liefen, rief der gute Pastor: „Ich bitte, Kinder, lassen wir die böse Politik und verbittern wir uns nicht den schönen Abend durch ungemüthliche Streitigkeiten," worauf das Gespräch wieder auf nichtpolitische Dinge kam und die alte Gemüthlichkeit bald wieder einkehrte.

„Die verwünschte Politik," sagte Pfarrer Frommhold, „muß wirklich von dem Bösen erfunden sein. Sobald sie auf's Tapet kommt, ist oft unter den besten Freunden der Frieden alle."

Alfred, der seinem Vater eine wichtige Mittheilung zu machen, um derentwillen er auch überhaupt nur gekommen war, hatte bisher vergebens gesucht, denselben einmal unter vier Augen zu sprechen, es fand sich hierzu aber erst die Gelegenheit, als mit hereinbrechender Dämmerung der Besuch Abschied nahm und nach Hause zurückkehrte. Kaum aber waren die Letzten geschieden, als Alfred den Papa unter den Arm nahm und nach dem unfern gelegenen Weingarten führte. Die herbeistürmende Hedwig wieß er mit den Worten zurück, daß er mit dem Vater in einer wichtigen Geschäftssache zu sprechen habe.

Kaum waren die Beiden allein, als Alfred dem Pfarrer die Nachricht mittheilte, daß von William Briefe angelangt seien. „Auch für die Marie liegt einer bei," fügte er hinzu, „den ich derselben aber, um sie dem Besuche nicht abspenstig zu machen, noch nicht übergeben habe."

Der Pfarrer blieb bei diesen Worten freudig überrascht stehen und frug: „So ist unser guter William also glücklich in der Heimath angelangt? Und wie hat sich der Papa geäußert?"

„Ich weiß nicht," gestand Alfred, „ob ich meine Mittheilung eine günstige nennen darf oder nicht; William ist allerdings wohlbehalten angelangt, hat aber seinen Vater nicht in der besten Stimmung vorgefunden. Mehrere Aergerlichkeiten in der Verwaltung seiner Güter, sowie ungünstige Constellationen am politischen Himmel hatten sehr schlimm auf seine Laune gewirkt, so daß der Sohn in der ersten Zeit gar keine passende Gelegenheit finden konnte, seine Herzensangelegenheit überhaupt zur Sprache zu bringen, woraus denn auch das lange Ausbleiben seiner Briefe zu erklären ist."

Der Pfarrer hörte mit gespannter Aufmerksamkeit zu, und Alfred fuhr fort:

„Wie die Britten, und namentlich die in den Jahren vorgerückten, ihren Spleen und ihre seltsamen Schrullen haben, so auch bei Williams Vater. Als der Sohn endlich eine plausible Stunde abgewartet, mit seiner Angelegenheit hervorzutreten, hat der Alte geradezu aus der Haut fahren wollen. Da er selbst erst in den hohen Dreißigern sich verheirathet und zwar ganz und gar nicht aus Liebe, sondern lediglich aus Bequemlichkeit, so hat er Williams Wunsch, in möglichst kurzer Zeit ein geliebtes Mädchen heimzuführen, geradezu für Unsinn erklärt. Als er aber gar von einem deutschen Fräulein vernommen, ist er in seinem großbritannischen Patriotismus vollends in Harnisch gerathen. Erst nach Verlauf von mehreren Tagen hat William wieder wagen dürfen, das betreffende Kapitel zur Sprache zu bringen. Er hat seine ganze feurige Beredsamkeit aufgeboten und dem Papa die Auserwählte seines Herzens mit so glänzenden Farben geschildert, daß der Alte wenigstens eine Zeit lang ruhig zugehört hat, ohne von Neuem in Zorn zu

gerathen. So hat es fast ein paar Wochen und der schließlichen heiligen Betheuerungen des Sohnes bedurft, sich nie zu verheirathen, ehe der alte Harley nur soweit gebracht worden, sich in der betreffenden Angelegenheit eine Bedenkzeit vorzubehalten. Nach abgelaufener Bedenkzeit ist wenigstens die Genehmigung zu einstweiliger Verlobung erfolgt, aber unter so seltsamen Bedingungen, die auf der einen Seite den alten grilligen Engländer nicht verkennen, aber auch zugleich einen Blick auf dessen edles Innere thun lassen, obschon die Erfüllung dieser Bedingungen fast in das Reich des Unmöglichen gehören."

„Und diese Bedingungen sind?" frug der Pfarrer.

„Bevor Williams Vater die Einwilligung zur Verlobung seines Sohnes mit einem deutschen Mädchen ertheilt," fuhr Alfred fort, „soll diese an Eidesstatt geloben, erstens: nie in ihrem Leben aus unlauterer Absicht eine Lüge gesagt zu haben; zweitens: nie in ihrem Leben Jemandem aus egoistischem Grunde etwas Böses nachgesagt zu haben und drittens muß dieselbe eine That der reinsten, uneigennützigsten Liebe aufzuweisen haben."

Der Pfarrer hatte schweigend zugehört, dann sagte er kopfschüttelnd: „Das sind allerdings Bedingungen, die, namentlich was die beiden ersteren anlangt, zu den Unmöglichkeiten gehören. Wo wäre der Mensch — und wäre er der beste —, der, was Unwahrheit und schlimme Nachrede anlangt, sich bei seiner Schwachheit nicht einmal eines Fehltritts schuldig gemacht haben sollte. Unsere Marie ist ein ganz reines und unverdorbenes Kind, aber ein solches Gelöbniß kann sie nicht ablegen."

Alfred fuhr fort: „Das scheint auch William, obschon er einen Engel in Marien verehrt, einge-

sehen zu haben und ist in seinen Vater gedrungen, von diesen, für einen Sterblichen unerfüllbaren Bedingungen abzustehen; aber der grillige Alte ist unerbittlich geblieben und hat sich schließlich nur dahin bewegen lassen, daß es nicht gerade die Marie zu sein brauche, die gestellten Bedingungen zu erfüllen, es könne auch eine Andere oder ein Anderer sein. Wahrscheinlich ist der alte Britte überzeugt, daß trotzdem wir vergeblich suchen werden. Sein letztes Wort in dieser Sache ist, daß der Herr Sohn in Deutschland nach einer dergleichen Person sich umthuen möge, in England — hat er sarkastisch hinzugefügt — werde dieses Suchen wohl vergeblich sein."

Schweigend gingen die Beiden eine Zeit lang auf und ab; dann sprach der Pfarrer: „Wie tief betrübend diese Grille des alten Mannes für William, für Marie und uns Alle sein muß und wie gern ich glaube, daß er sie nur benutzt, um die Verweigerung seiner väterlichen Einwilligung dahinter zu verstecken, so will mich doch auch bedünken, daß hinter den seltsamen Bedingungen ein tieferer Grund verborgen, der sich vielleicht erst durch die näheren Lebensverhältnisse des alten Sonderlings erklären läßt."

„Du hast, mein guter Vater," erwiderte Alfred, „auch nicht unrichtig gemuthmaßt. William selbst ertheilt mir so ziemliche Aufklärungen darüber. Sein Vater gehörte in seiner Jugend zu den vertrauensvollsten Seelen Altenglands, machte aber in Folge dieses Vertrauens so bittere Erfahrungen, daß seine frühere Offenherzigkeit und Menschenfreundlichkeit in verbittertes Mißtrauen und endlich in entschiedenen Menschenhaß übergingen. Er hält Wahrheitsliebe und Tugend aus dieser Welt entschwunden, darum wohl jene seltsamen Bedingungen, die er, ich möchte

sagen aus reiner Ironie, aufgestellt hat. Darum glaube ich auch, daß der alte Mann vielleicht von seinem Menschenhaß geheilt werden könnte, falls es dem William gelänge, einen Tugendspiegel ausfindig zu machen, der die drei Bedingungen zu erfüllen im Stande wäre; freilich ist hierzu so gut wie keine Aussicht vorhanden!"

„Schlimm genug," versetzte bitter lächelnd der Pfarrherr, „wenn es unter Millionen Christen keinen geben sollte, die verlangten Bedingungen zu erfüllen, die ja von unserer heiligen Religion selbst geboten werden."

„Ich halte, eine solche Persönlichkeit aufzufinden, für diese Erde eine Unmöglichkeit," gestand Alfred.

„Je nun," versetzte der Pfarrer, „eine absolute Unmöglichkeit gerade nicht, aber eine außerordentlich seltene Persönlichkeit, und ein ebenso seltener religiöser und sittlicher Charakter gehören dazu. — Doch was gedenkt William jetzt zu thun?"

„Er hat," erwiderte Alfred, „die Hoffnung keineswegs aufgegeben, die gewünschte Persönlichkeit ausfindig zu machen und wird in diesen Tagen nach Deutschland zurückkommen, um die geeigneten Nachforschungen anzustellen."

Es war unterdessen dunkler geworden und die Beiden kehrten zum Pfarrhaus zurück, nachdem sie zuvor besprochen, auf welche schonende Weise sie die ungünstige Nachricht der Familie mittheilen wollten.

Zweites Kapitel.

Der Inspector und Kappler bei Assecuranzraths zu Kaffee.

„Ja, glauben Sie mir, geehrter Herr Registrator," sprach Fräulein Aurelie zu Kappler, welcher mit dem Inspector bei Assecuranzraths zu Kaffee war, während letzterer mit Lepperdinger im Nebenzimmer Börsenangelegenheiten verhandelte; „glauben Sie mir, das heilige Bibelwort bleibt ewig Wahrheit; es ist Alles eitel hienieden, was nützen Schönheit, Jugend, Pracht und Reichthum? Wie bald sind sie dahin! Was hilft es, wenn wir die ganze Welt gewönnen! Trachtet nicht nach Schätzen, an welchen Rost nagt und welche die Motten fressen, sondern sammelt Schätze, die da unverweslich sind. Wie denken Sie über dieses Kapitel, Herr Registrator?"

„Mir aus der innersten Seele gesprochen, hochgeehrteste Demoiselle," betheuerte Kappler, ganz beglückt, ein Wesen gefunden zu haben, das mit seiner sittlichen und religiösen Denkweise so harmonirt; er hätte das in der weltlichen und luxuriösen Residenz gar nicht für möglich gehalten.

„Ja," fuhr Aurelie mit gehobener Stimme fort, „so wir Nahrung und Kleidung haben, lasset uns genügen. Reichthum macht nicht glücklich."

„Wahr! Wahr!" bekräftigte sehr warm der Sportelschreiber.

„Sind doch selbst Fälle vorgekommen," fuhr Aurelie fort, „wo plötzlicher Reichthum unglücklich gemacht hat; die zeither armen Leute, die sich in ihrer bescheidenen Armuth glücklich fühlten, verstanden mit dem Mammon nicht umzugehen, lebten in den Tag hinein, gaben sich der Verschwendung hin, verlernten dabei das Arbeiten, ein Thaler nach dem andern floh davon, bis der letzte dahin war und sie sich in einer beklagenswertheren Lage befanden, als vorher, wo sie über Reichthümer nicht zu gebieten hatten."

„Bei plötzlichem Lotteriegewinn," wagte der Sportelschreiber einzuflechten.

„Auch bei Erbschaften!" betonte das Fräulein mit erhobener Hand. „O mein Herr Registrator, ich könnte Ihnen da Geschichten erzählen, Geschichten, sag ich Ihnen, daß Sie erschrecken würden. Mord und Todtschlag sind oft die Folgen plötzlichen Reichthums gewesen; auf solchem Mammon scheint einmal kein Segen zu ruhen."

Kappler erschrak; er gedachte, daß er ja selbst Erbschafter sei, doch begriff er nicht, wie er ob seines Erbes zu Mord und Todtschlag kommen sollte.

„Wer mit seinem bescheidenen Auskommen ruhig dahin lebt," sprach Aurelie, „hat unstreitig den bessern Theil erwählt; er ist ohne Sorgen, daß man bei ihm einbricht, ihn beraubt und tödtet, und kann nach des Tages Last und Hitze unbesorgt sein Haupt auf das Kissen legen. Wie anders der, der mit Schätzen beladen, der Schloß und Riegel täglich untersuchen muß, ob sie auch die gehörige Sicherheit bieten, und der jeden Morgen dem Himmel danken möchte, lebendig aufgestanden zu sein, namentlich hier in der sündenvollen und gottlosen Residenz. Glauben Sie mir, geehrtester Herr Registrator, hier trachtet Alles nur

darnach, den Nebenmenschen um das Seine zu bringen; man läßt kein Mittel unversucht, der gewissenlosesten Habsucht Ausdruck zu verleihen."

Dem Sportelschreiber wurde immer unheimlicher. Er trocknete sich wiederholt die Stirn, die etwas feucht zu werden begann. „Hoffentlich," sprach er, „fällt das mir vom Himmel beschiedene Erbe so bescheiden aus, daß es die Mordknechte nicht gelüstet, darnach zu streben."

„Wo denken Sie hin, Herr Registrator!" sprach Aurelie. „Soviel ich vom Papa weiß, reicht ein Zehnttheil Ihres Erbes aus, Sie bei Ihren bescheidenen Bedürfnissen in die angenehmste, sorgenfreieste Lage zu versetzen."

Mein Gott! dachte der wegen Mordanfalls geängstigte Kappler, ich kann doch nicht die übrigen Neunzehntel auf die Gasse oder in's Wasser werfen.

Dem über Reichthum und irdische Herrlichkeit erhaben stehenden Fräulein Aurelie entging des Sportelschreibers gedrückte Stimmung nicht. Es sah den Erbschafter eine Zeit lang bedeutsam an, während Kappler in kerzengerader, aber zagender Haltung ihr gegenüber saß, denn er wußte nicht, was dieses seltsame Schweigen bedeuten solle. Endlich fuhr Aurelie fort: „Was geben Sie mir, Herr Registrator, wenn ich Ihnen in dieser Angelegenheit einen guten Rath ertheile, der, wenn er befolgt wird, Sie in eine Lage versetzt, wo Sie von Ihrem Erbe den möglichsten Nutzen ziehen, ohne Gefahr zu laufen, daß man Sie wegen Ihres Reichthums attaquirt?"

„Lebenslänglicher, unverlöschlicher Dank," stammelte der Sportelschreiber.

Aurelie aber erwiderte sehr kühl, fast spöttisch: „Unverlöschlicher Dank? Was ich mir dafür kaufe!"

Kappler gerieth immer mehr in Verlegenheit. Er dachte bei sich: ohne ein werthvolles Präsent geht es hier nicht ab, das finde ich für einen guten Rath von einem edeln Frauenzimmer auch ganz in der Ordnung. Er gab daher seiner Courage einen Stoß und platzte heraus: „Was Sie befehlen, fürtreffliche Demoiselle."

„Das läßt sich hören!" erwiderte Aurelie. „Aber nicht befehlen, nur einen leisen Wunsch andeuten."

„Würden Sie, fürtreffliche Demoiselle, vielleicht die hohe Güte haben, den geehrten leisen Wunsch anzudeuten?"

Aurelie, ihr Lockenhaupt kokett hin und wider beugend, frug mit süßem Lächeln: „Wie wär's mit einem Armband von Smaragd? es fehlt mir ein solches zu meinem Smaragdschmucke. Sie kauften dasselbe nicht zu theuer bei Braconier u. Comp."

„Muß geschafft werden!" platzte der Sportelschreiber heraus, der in Aussicht auf die Erbschaft ordentlich Depenseur wurde.

„O nicht doch: muß geschafft werden," rügte das Fräulein. „Sagen Sie lieber: freie Liebesgabe edler Uneigennützigkeit und Dankbarkeit. Also ein Mann ein Wort, Herr Registrator! Das Gewölbe von Braconier u. Comp. befindet sich Königstraße Nr. 63, gleich die Ecke, Sie können gar nicht fehlen."

„Werde mir sofort notiren," sprach Kappler dienstbeflissen und verzeichnete Handlung und Straße in seine Brieftasche. In seiner Unschuld begriff er freilich nicht, wie dem frommen, edlen Fräulein so nach äußerem Schmucke gelüste; ein Gebetbuch, vielleicht mit Goldschnitt, wäre ihm passender erschienen. Indessen, entschuldigte er bei sich: sie ist ein Weib; selbst das frömmste verleugnet nicht die innere Na=

tur seines Geschlechts, das sich gern putzt. Wir sehen das schon im Thierreiche; das Weibchen ist stets für seine Toilette besorgter, als der Herr Gemahl. Die Katze wäscht sich des Tages öfterer, als der Kater.

Nach diesen entschuldigenden Betrachtungen erwartete Kappler nun sehnlichst den guten Rath, der ihm das Angenehme der Erbschaft verschaffen sollte, ohne seine Person den Gefahren des Reichthums auszusetzen.

Aurelie rückte jetzt mit ihrem guten Rathe heraus. „An Ihrer Stelle, geschätzter Herr Registrator (bei der jedesmaligen Ansprache: Herr Registrator, verneigte sich der Sportelschreiber dankbarlichst), würde ich die gesammte Erbschaft Ihrem Freunde, dem Herrn Inspector Sonnenschmidt abtreten."

Kappler erschrak. Wenn ich diesen guten Rath befolge, sprach er zu sich selbst, kann ich ja nicht einmal das Armband bezahlen.

„Sie müssen mich recht verstehen," fuhr das Fräulein fort. „Abtreten, allerdings aber nur gegen eine angemessene Leibrente, der Inspector wird Ihnen für Ihren Lebensunterhalt so viel gewähren, als die Interessen des Capitals abwerfen, und Sie sind der Last und der gefahrvollen Bürde des Reichthums vollkommen überhoben. Doch," fügte sie hinzu, „das ist eine Angelegenheit, die sich nicht über das Knie brechen läßt, sondern der reiflichen Ueberlegung auch Ihrerseits bedarf. Es handelt sich nicht um taube Nüsse. Also beschlafen Sie, Herr Registrator, die Sache und morgen sprechen wir weiter davon."

Kappler athmete neu auf.

„Was außerdem noch für meinen guten Rath spricht," gab Fräulein Aurelie zu bedenken, „das ist die Dankbarkeit. O die Dankbarkeit ist eine Tugend,

die heutzutage immer seltener wird. Ueberlegen Sie wohl, geehrter Herr Registrator, was Sie dem Inspector schuldig sind. Ohne seine Vigilanz würden Sie von der reichen Erbschaft gar nichts erfahren haben, ohne seine Welterfahrung und Leitung würden Sie bei Erhebung des Erbes mit weit größeren Schwierigkeiten zu kämpfen, ja selbst Opfer zu bringen haben. Ihre Hochherzigkeit ist bekannt; man würde dieselbe aber ohne Beistand des Inspectors mißbrauchen und ausbeuten. Bedenken Sie das Alles, und Dankbarkeit ist eine schöne Tugend und im Himmel angenehm."

Kappler ließ bei diesen Worten einen tiefen Seufzer vernehmen.

„Sie seufzen, Herr Registrator?"

„Ach ja, ich seufze, weil die geehrte Rede des fürtrefflichen Fräuleins mein Gewissen belastet."

„Je nun, es steht ja bei Ihnen, die Last abzuschütteln."

„Ach," gestand jetzt Kappler, „es ist nicht wegen des Inspectors allein."

„Darf ich so unbescheiden sein, mich eines Näheren zu erkundigen, Herr Registrator?"

„Noch habe ich," gestand Kappler reumüthig, „nicht das Grab meiner seligen Muhme besucht, um an deren Hügel den gebührenden Dank abzustatten, den ich derselben schulde."

Aurelie benutzte sofort das Geständniß, um auf das weiche Gemüth des Sportelschreibers zu wirken. Sie sagte: „Undankbarer! Das haben Sie noch nicht gethan? Keine Ihrer Thränen ist auf den Hügel Ihrer seligen Muhme gefallen? Da ist kein Augenblick zu verlieren, daß Sie diesen Act der Pietät

vollbringen. Wie könnte sonst Frieden in Ihre Seele einziehen?"

„Ich denk's auch," sagte Kappler weinerlich.

„Ehre die Todten! Ist ein unerläßlicher Spruch meines Herzens," fuhr Aurelie fort. „Ich werde Sie begleiten. Die Muhme ruht auf dem St. Johanneskirchhof. Ich führe Sie an das Grab, lasse Sie eine Zeit lang allein, damit Sie Ihrem Schmerz gerecht werden und Ihre Thränen ungestört fallen können; bei solchen Dingen ist man gern für sich und unbeobachtet."

„O, Sie sind zu gütig, fürtreffliche Demoiselle! Auch sollte ich dafür halten, daß die Errichtung eines würdigen Mausoleums für die selige, verklärte — — —

„Das findet sich später, geehrter Herr Registrator, zunächst vergessen Sie nicht mein Armbrand."

„Wie allseitig doch diese fürtreffliche Demoiselle ist," dachte Kappler bei sich, „während ihr frommer Blick sich dem Himmlischen zuwendete, verliert ihr praktischer Sinn das Irdische nicht aus den Augen."

Während die Beiden sich auf die angegebene Weise unterhielten, war Sonnenschmidt und der Assecuranzrath mit ihren Börsengeschäften endlich fertig geworden. Der Inspector trat wie Moses vom brennenden Busche mit leuchtendem Antlitz aus dem Nebenzimmer. Seine Laune war beneidenswerth. „Da sehen Sie," begann er zu Kapplern gewendet, „wie der Himmel die Tugend belohnt. Daß ich Ihnen zu der reichen Erbschaft verholfen und mich sonst Ihretwegen abgeracktert habe, ist von den himmlischen Mächten nicht unberücksichtigt geblieben. Nach der soeben abgeschlossenen Abrechnung mit dem Assecuranzrath habe ich am heutigen Tage meine dreihundert

2*

Thälerchen erspeculirt. Kappler, nehmen Sie sich an den himmlischen Mächten ein Beispiel."

Der Sportelschreiber pries die glückliche Speculationsgabe des Inspectors, während Aurelie einfiel: „Immer nur nach Gewinn und Mammon! Ja, so seid ihr, den sanfteren und höheren Gefühlen unzugänglichen Männer. Stören Sie, Herr Inspector, den Herrn Registrator nicht mit Ihren gewinnsüchtigen Unternehmungen. Die Seele des Registrators ist mit edleren Gefühlen erfüllt. Derselbe wird mit mir das Grab seiner vollendeten Muhme besuchen. Wollen Sie uns begleiten?"

„Auf den Kirchhof?!" schauderte Sonnenschmidt, dem nichts unangenehmer war, als an den Tod erinnert zu werden, und der darum in Neukirchen stets einen Umweg machte, um dem Kirchhofe so fern wie möglich zu bleiben. „Das fehlte mir noch!"

„So lassen wir den für Höheres Unempfindlichen," sprach Aurelie zu Kappler. „Wir haben doch das bessere Theil erwählt. Gehen Sie jetzt immer voraus, Herr Registrator, und erwarten Sie mich dort an der Kunsthandlung, sehen Sie, dort, wo die schönen Bilder hängen, ich will nur ein wenig Toilette machen und folge auf dem Fuße; wir nehmen alsdann eine Droschke."

Kappler folgte der erhaltenen Weisung und empfahl sich. Kaum hatte er aber die Thür im Rücken, als Aurelie lachend herausplatzte: „Das ist ja ein wahres Juwel von Simplex, mit dem kann man machen, was man will."

„So?" frug der Inspector. „Nun da machen Sie doch, Verehrteste, daß mir der Sportelschreiber einen Theil der Erbschaft gerichtlich abtritt, aber einen Theil, der sich auch der Mühe verlohnt."

„Inspector! Was geben Sie, so ich Ihnen die ganze Erbschaft verschaffe?“

„Das wäre der Teufel!“ schmunzelte der Inspector. „Aber das ist unglaublich.“

„Versteht sich, gegen billige Leibrente?“

„Leibrente? Hm, hören Sie 'mal, Kappler bei seiner Diät lebt in die Millionen.“

„Wo denken Sie hin, Inspector! Mit diesem Häring ist's in zwei Jahren alle. Außerdem stelle ich für Sie natürlich die billigsten Bedingungen.“

„Je nun,“ sagte der Inspector, „ausschlagen will ich die Erbschaft gerade nicht, falls Sie einen billigen Vergleich zu Stande bringen.“

„Und für meine Bemühung?“ frug das über allen Eigennutz erhabene Fräulein.

„Ich werde mich abfinden.“

„Nichts da, abfinden! Unter einem Longshawle von wenigstens zwanzig Friedrichsd'or kann ich's nicht thun.“

„Sie rasen!“

„Ganz und gar nicht, und eine goldne Cylinder=uhr als Beigabe.“

„Auch noch! Denken Sie denn, ich bin Roth=schild der Zweite?“

„Nur nicht knickern in solchen Dingen, Inspector! Machen Sie mich nicht böse und verleiden Sie mir die gute Laune, den Sportelschreiber zu bearbeiten.“

„Sie sollen mich nicht als unerkenntlichen Mann kennen lernen.“

„Ganz schön, aber besser ist besser. Ihre Hand!“

„Meine Hand?“ frug mißverstehend der Inspector, „ich soll Sie wohl auch noch heirathen?“

„Ganz und gar nicht,“ lachte Aurelie, „ich meinte, Ihre Hand darauf, daß, sobald die Abtre=

tungsurkunde in meinem Besitze ist, Sie auch mit Shawl und Uhr bei der Hand sind."

„Nun meinetwegen auch diesen Becher noch," sagte der Inspector und schlug ein. „Aber das sage ich Ihnen, die Rente so billig wie möglich."

„Sollen mit mir zufrieden sein," versicherte das Fräulein und fuhr fort: „Sobald ich vom Kirchhof zurück bin, werde ich mir bei Braconier u. Comp. ein Armband von Smaragden aussuchen, das mir der Herr Sportelschreiber verehrt hat."

„Ist der Kerl toll?" frug der Inspector.

„Im Geringsten nicht, aber nicht so knickrig wie Sie. Das Armband werden Sie verlagsweise bezahlen."

„Zahlen? Ich dachte gar. Was gehen mich die verrückten Präsente des Sportelschreibers an!"

„Nur keine Ziererei wegen solcher Bagatellen, Sie wissen, daß ich das nicht liebe."

„Ich liebe es aber auch nicht, wenn man das Geld zum Fenster hinauswirft."

„Werden Sie nicht beleidigend, Inspector, oder Sie haben es mit mir zu thun. Doch ich verzeihe Ihnen, da Sie in Sachen der Galanterie Damen gegenüber die wünschenswerthe Reife noch nicht erlangt haben."

„Diese Reife mag ich auch gar nicht erlangen. Doch, Appropos! Da fällt mir ein, wenn Sie den Sportelschreiber in die Arbeit nehmen, so verabsäumen Sie nicht, den Argwohn in ihm rege zu machen, daß die Hinterlassenschaft der verwittweten Murgel nicht ganz rechtlich erworben und daß Schweiß der Armen und meinetwegen auch Blut daran klebe, daß darum auf der Erbschaft durchaus

kein Segen ruhe et caetera, et caetera. Verstehen Sie mich? Na, Sie werden das schon machen."

„Ich werde nichts unversucht lassen, um das gewünschte Resultat zu erzielen," verhieß Aurelie, „aber wie gesagt, ich hoffe, daß Ihrerseits auch Wort gehalten wird."

Dieser Dialog ward durch den Assecuranzrath unterbrochen, der mit seinem Abschluß zu Ende war und eilig in's Zimmer trat.

„Kinder!" rief er, „nach vollbrachtem Geschäft bedarf es auch der Erholung. Soeben lese ich im Tageblatt, daß heute im Tivoli italienische Nacht ist, das kann sich nicht scharmanter treffen."

„Prächtig! Prächtig!" klaschte Aurelie in die Hände.

„Was ist denn das, italienische Nacht?" erkundigte sich der Inspector.

„Ein Wundermährchen aus tausend und eine Nacht, von welchem Ihr Kleinstädter keine Ahnung habt, hunderttausend Lampions. Die Nacht wird Tag; Feuerwerk, Gondelfahrt und Corso auf dem Schloßteiche. Inspector! Ihr seid ein Glückskind, nicht jedem Besucher der Residenz wird es so wohl, eine italienische Nacht zu erleben."

„Da kostet das Entree aber wohl ein Heidengeld?" frug Sonnenschmidt.

„Nicht der Rede werth, guter Inspector! Nicht der Rede werth!"

„Hm!" brummte Sonnenschmidt, „na diesen Schwindel könnte man sich allenfalls mit ansehen."

Drittes Kapitel.

Wieder im Pfarrgarten zu Lindenruh. Ein Brief Williams.

Der schönste Frühlingsabend ruhte über dem Pfarrgarten zu Lindenruh. Wieder war die Familie Frommhold unter dem alten Nußbaum versammelt; aber die Stimmung derselben harmonirte nicht mit der rings blühenden und lachenden Natur.

Ein abermaliger Brief Williams war die Ursache.

Sein Inhalt war derart, daß er weder Hoffnung noch Freude erwecken konnte, wie launig er auch im Ganzen gehalten war, da in dem Briefschreiber selber noch keineswegs die Hoffnung geschwunden war, ein Menschenkind ausfindig zu machen, das den Wünschen seines Vaters entspräche. Seine Nachforschungen im Vaterlande waren bis jetzt ohne allen Erfolg geblieben. Ich habe, schrieb er, nicht nur unsere ganze Nachbarschaft durchstöbert, sondern auch die Menschheit, die weiter darüber hinauswohnt, die Revue passiren lassen. Bei gar manchem angeblichen Tugendspiegel habe ich angeklopft, aber überall fand ich einen Haken oder ein Häkchen. Wenn auch hie und da eine recht schöne That zum Vorschein kam und auch die nicht üble Nachrede zu beschaffen war, scheiterten meine Nachforschungen doch

stets an der bösen Lüge. Gelogen aus Egoismus hatten sie Alle miteinander. Bei einem Quäker war ich nahe daran, den Schatz zu heben. Der Mann versicherte, nie aus eigennütziger Absicht gelogen oder Jemanden Uebles nachgeredet zu haben, auch konnte er mehrere Thaten aus uneigennütziger Liebe nachweisen; als ich aber darauf drang, dies gerichtlich an Eidesstatt zu geloben, trat der fromme Mann auf die Hinterfüße, da ihm sein Glauben Alles verbiete, was nach einem Eid schmecke. Er beharrte streng auf dem Bibelspruche: „Euere Rede sei ja, ja, nein, nein, was darüber ist, ist vom Uebel.“ Selbst meine lange Auseinandersetzung, daß es sich um das Lebensglück zweier guter Menschen handle, fruchtete nichts. So bin ich fast drei Grafschaften durchwandert mit demselben miserabeln Erfolge und gleichwohl gebe ich die Hoffnung nicht auf. Ist's in England nicht, suche ich in Deutschland; es müßte doch mit dem Bösen zugehen, daß unter Millionen Menschen nicht Einer gefunden werden sollte, die Bedingungen meines Vaters zu erfüllen. „Suchet, so werdet ihr finden,“ ist auch ein Bibelspruch. Kurz, ich lasse nicht nach und soll sich meine angebetete Marie nur etwas in Geduld fassen, sie ist ja eine Deutsche, welchem Volke diese Tugend ganz besonders nachgerühmt wird. Auch sagt ein deutsches Sprüchwort; „Was lange währt, wird gut.“

Auch von Alfred war ein Brief angelangt. Der gute Bruder schrieb, daß er ebenfalls nicht müßig gewesen, nach edeln Seelen sich umzuthun, doch mit demselben beklagenswerthen Erfolge wie Freund William in England.

Nach langer Pause sagte der Pfarrer: „Wie schwer mir's ankömmt, aber ich kann Williams Hoff-

nung nicht theilen. Ueberhaupt scheint mir dessen Vater die schwer zu erfüllenden Bedingungen nur in der Ueberzeugung ihrer Unerfüllbarkeit gestellt zu haben; er wird bei seinem patriotischen Stolze nimmer zugeben, daß sein Sohn eine Ausländerin heimführt. Also, meine geliebte Marie, Du siehst, der Himmel scheint Euere Verbindung nicht zu wollen. Unterwirf Dich in Demuth dem Unvermeidlichen. Der Himmel in seinem unerforschlichen Walten meint es jedoch nur gut mit seinen Erdenkindern, wenn wir in unsrer irdischen Kurzsichtigkeit dies auch nicht immer zu erkennen vermögen.

Diese Trostworte wollten nicht ausreichen, die Thränenperlen versiechend zu machen, die von Zeit zu Zeit zwischen den seidenen Wimpern des schönen Mädchens hervortraten und die etwas vorlaute Hedwig frug ungläubig: „Aber wenn, wie Papa sagt, der Himmel die Verbindung nicht will, warum hat er da überhaupt die beiden Leutchen sich finden lassen? Da war er doch unstreitig auch dabei, und wäre es nicht besser gewesen, er hätte es nicht gethan, da wär' all unser dermaliges Herzeleid erspart worden."

„Schweig mit solchen Frevelworten!" strafte der Vater, „Du schwaches Erdenkind wirst die Wege der Vorsehung nicht meistern."

Hedwig, welcher bei ihrer harmlosen Vorlautigkeit dergleichen Strafreden nichts Seltenes waren, richtete jetzt ihren Zorn gegen Williams Vater.

„Sollte man es für möglich halten," sagte sie, „daß ein vernünftiger Mann solche Grillen hat? Aber er ist ein Engländer, die haben alle ihren Spleen."

„Sprechen wir nicht weiter darüber," sagte der

Vater, indem er aufstand und von seiner Gattin begleitet nach dem Weingarten ging.

Hedwig aber floh in die Arme ihrer Schwester.

„Weine nicht mehr, meine Marie!“ bat sie aus engelgutem Herzen, „vielleicht, daß es William doch noch gelingt, Jemanden aufzufinden, der die Bedingungen erfüllt. Ach,“ fügte sie traurig hinzu, „wie bereue ich jetzt mein öfters so loses Mäulchen, daß so gern über die Fehler unserer Freundinnen herzog und, daß ich auch oft die Wahrheit nicht gesagt habe. Was die edle und uneigennützige That anbelangt, wollte ich schon meinen Mann stellen.“

Der Vater aber war mit der Mutter bald darin übereingekommen, falls William nach Deutschland zurückkehre, keinen Besuch desselben mehr zu gestatten und überhaupt auf so schonende Art wie immer möglich das Liebesverhältniß zu lösen.

Viertes Kapitel.

Die Folgen der italienischen Nacht. Ein alter Bekannter.

„Na, diese italienische Nacht!“ zeterte der Inspector am Morgen nach dem Bal champêtre in allerhöchst miserabler Laune, „die kann mir gestohlen werden und das gründlich; habe mich total erkältet, Schnupfen und Husten obendrein; wenn sich das auf die Lunge wirft, kann eine Entzündung da sein, wie man die Hand wendet. Ich begreife nicht, Kappler, wie Sie bei Ihrer schwächlichen Constitution solche Nacht überhaupt haben überstehen können; ich dächte, Sie müßte es herumgeworfen haben wie einen verhungerten Schneider.“

„Meine Constitution,“ versicherte der Sportelschreiber, der bekanntlich auf diesen Artikel nichts kommen ließ, „ist nicht so schwächlich, als es vielleicht den Anschein hat; nichtsdestoweniger muß auch ich gestehen, daß mein Befinden nicht ganz von Wohlbehagen begleitet ist. Die Luft begann gegen Mitternacht in der That etwas kuhlhaft zu werden.“

„Sagen Sie nicht kuhlhaft,“ eiferte der Inspector, „Hundekälte ist der richtige Ausdruck. Das Stadtvolk ist wie nicht gescheidt, die Nacht zum Tag zu machen. Mich hat's gefroren wie einen Hundejungen, und ich bin nicht der Sensibelste.“ Nach einer Pause fuhr er dumpf und ingrimmig fort: „Und den

Magen habe ich mir obendrein verdorben; das verdaut kein Pferd, was dieser Italiener auftischte: Schnecken und eingemachte Würmer, da gehört ein Magen dazu, der mit Kautschuck ausgeschlagen ist, und das nennen sie italische Küche, und diese Rechnung obendrein, barmherziger Himmel! Dieser Italiener kann es am jüngsten Tage nicht verantworten." Nach einer Pause: „Pfui Teufel! Ist mir schlecht! Der ganze Magen dreht sich."

„Vielleicht, daß ein herbeigerufener Arzt —" sagte der Sportelschreiber theilnehmend und besorgt.

„Bleiben Sie mir mit den Doctors vom Halse! Wenn ich an den Satan von Zahnarzt denke, dreht sich's erst recht."

Der Inspector hatte auf einem Lehnstuhle Platz genommen und that gotteserbärmlich. Kappler ging rathlos und angstvoll auf und nieder: „Ist dem geehrten Herrn Inspector vielleicht ein Glas Wasser — ?"

Sonnenschmidt schüttelte mit dem Kopfe. Nach einer Pause frug er mit matter Stimme: „Kappler! Haben Sie den rasenden Appetit gesehen, den dieser Assecuranzrath mit seiner frommen Tochter gestern Abend entwickelte? Ist Ihnen schon so etwas vorgekommen? Lepperdingers müssen auf dieses Tractament acht Tage expreß gefastet haben. Ich stelle doch bei einigermaßen genießbaren Gerichten auch meinen Mann; aber was zu toll ist, ist zu toll. Wenn's den Regeln der Verdauung nachgeht, müssen Lepperdingers dermalen mit dem Tode ringen."

„Die geehrten Herrschaften," gab Kappler zu bedenken, „scheinen durch öftern Genuß der italienischen Küche mehr an dieselbe gewöhnt."

„Ich dächte, Sportelschreiber, Sie hätten wieder

einmal wie ein Kanarienvogel zugelangt, trotz aller Ermahnung der Jungfer Lepperdinger."

„Die Güte der Demoiselle Aurelie," gestand Kappler, „war allerdings außerordentlich, aber ein Paar Butterschnittlein und ein fürtreffliches Stück Käse waren hinreichend, meinen Appetit zu stillen. Ich bedauere darum unendlich, daß ich der großen Güte von Demoiselle Aurelie nicht kräftiger habe nachkommen können."

„Sie sind ein närrischer Kauz, Kappler; Sie müssen den ganzen Schwamm bezahlen und picken wie eine Turteltaube."

Nach einigen vernehmlichen Aeußerungen seines Unwohlseins fuhr der Inspector fort: „Aber das sage ich Ihnen auch, wenn Ihre Erbschaft nicht erklecklich ausfällt, wird das Große gar nicht übrig bleiben. Unser Aufenthalt hier kostet unmenschliches Geld. Ich mag Ihnen die Rechnung nicht nennen, die ich allein für diese italienische Nacht bezahlt. Zwar tröstet der Assecuranzrath, er habe nochmalige Erkundigungen eingezogen und darnach sei die Erbmasse so bedeutend, daß unsere hiesigen Ausgaben zu wahren Bagatellen herabsänken. Das wäre ganz schön, aber wenn der Assecuranzrath nur auch endlich dazu thäte, daß wir wüßten, woran wir wären, wie hoch sich die Verlassenschaft der verwittweten Murgel überhaupt beläuft und daß wir ehebaldigst in den Besitz derselben gelangen. Ich muß Ihnen nur gestehen, daß, wenn ich auf der Börse nicht glücklich speculirt hätte, ich nach Hause um Geld schreiben müßte. Unsere hiesige Hotelrechnung wird auch liebenswürdig ausfallen."

Kappler suchte den Assecuranzrath zu entschuldigen. „Dergleichen erbschaftliche Abwickelungen,"

sagte er, „mögen wohl mit vielfachen Laufereien, Weitläufigkeiten und Förmlichkeiten verbunden sein.“

„Wohl möglich,“ versetzte der Inspector. „Lepperdingers scheinen aber diese Förmlichkeiten sehr wohl zu behagen; sie leben jetzt förmlich davon, und zwar herrlich und in Freuden. Ich glaube, wenn's Denen nachginge, kämen wir unter Monaten nicht zu unserm Gelde. Jemehr ich den Assecuranzrath dränge, desto weiter schiebt er die Sache auf die lange Bank. Ich bin doch vielleicht etwas zu voreilig gewesen, daß ich ihm über Alles Vollmacht ausgestellt und den Auftrag ertheilt habe, zu unserm Besten zu verfahren. Bis jetzt scheint er allein sein eigenes Beste und das seiner frommen Tochter in's Auge gefaßt zu haben.“

Wieder nach einer Pause fuhr der Inspector unter krankhaften Seufzern fort: „Ich für meine Person kann zwar nicht über den Mann klagen; seiner Einsicht und seinem Rathe verdanke ich allein, daß ich glücklich speculirt habe, aber die Erbschaft bleibt trotzdem die Hauptsache, derowegen sind wir ja hier. — Au! Au!“ unterbrach sich plötzlich der Inspector und fuhr mit beiden Händen nach seinem umfangreichen Bauche, den er krampfhaft umklammerte. „Das ist, als seien inwendig ein halb Dutzend Eidechsen ausgekrochen! Wahrscheinlich habe ich diesen Artikel gestern Abend auch mit gegessen.“ Sein Gesicht drückte dabei nicht eben die behaglichste Gemüthsstimmung aus.

Der Sportelschreiber, welcher stets das Unglück hatte, so oft er etwas beim Inspector anbringen wollte, den unpassendsten Moment und die ungünstigste Stimmung zu wählen, brachte auch jetzt eine Angelegenheit zur Sprache, für die er gar keine unglück-

lichere Stunde hätte treffen können. Als Einleitung benutzte er die schmerzhafte Lage des Inspectors, der noch immer krampfhaft seinen Bauch umklammert hielt.

„Wie schmerzhaft,“ begann er, „körperliche Leiden immerhin sein mögen, so giebt es doch auch Seelenqualen, die den Körperqualen gewiß nicht nachstehen.“

Der Inspector, krächzend mit seinem Bauche beschäftigt, wußte nicht, was Kappler damit sagen wollte.

„Ich meine Gewissensqualen,“ fuhr der Sportelschreiber mit Zerknirschung fort, „von denen auch ich mich nicht ganz freisprechen kann.“

„Was haben Sie denn für Dummheiten begangen?“ erkundigte sich krächzend der Inspector.

„Dummheiten so eigentlich nicht,“ gestand Kappler, „wohl aber Unterlassungssünden, die darin bestehen, daß ich nicht sofort nach unserer Ankunft zum Bildhauer geeilt bin.“

„Was wollten Sie denn beim Bildhauer?“

„Von wegen eines Monumentes für meine verstorbene Muhme, die verwittibte Frau Stabstrompetern, wie es die Dankbarkeit eines so nahen Verwandten erheischt.“

„Sie wollen die Murgeln aushauen lassen? — Sie sind wohl nicht recht gescheidt?“

„Wenn auch nicht gerade in Marmelstein und Lebensgröße, das würde dem bescheidenen Sinn der Heimgegangenen weniger entsprechen; aber doch so eine Art Mausoleum.“

„Ein Mausoleum für die Murgeln?!“

„Oder wenigstens eine Art Sarkophag, damit

das Grab der Vollendeten nicht verschwinde in der Wüste der Gräber."

„Mit Ihnen muß es wirklich rappeln, Sportelschreiber! Eine solche Steinmasse erschwert ja die Auferstehung. Da sieht man recht den Deutschen, gleich Monumente setzen! Bestellen Sie, wenn die Murgeln einmal so was haben soll, ein einfaches Kreuz, schwarz angestrichen, das verrichtet's auch und kostet den Hals nicht."

Als die Pietät und Dankbarkeit des Sportelschreibers, hinsichtlich seiner verstorbenen Muhme, mit einem einfachen hölzernen Kreuze sich nicht recht zufrieden geben wollte, und Kappler immer wieder von seiner Ehrfurcht für die entseelte Hülle anfing, ward der Inspector, dem ohnehin schändlich zu Muthe war, endlich grob. „Lassen Sie mich zur Schockschwerenoth in Ruh' mit Ihrer „entseelten Hülle"! Meinetwegen lassen Sie die Murgeln einbalsamiren! Sagen Sie nur, was Sie für ein Mensch sind! Sie sehen, wie ich mich abwürge, und kommen mit Ihrer abgeschmackten Monumentsetzerei!"

Obschon der Sportelschreiber nicht recht einsah, worin das Abgeschmackte liegen solle, wenn er als dankbarer Erbe seiner Verwandten ein Zeichen der Erinnerung weihe, hielt er es bei der unglücklichen Stimmung des Inspectors doch nicht für rathsam, in der monumentalen Angelegenheit, wie sehr sie ihm am Herzen lag, weiteren Vortrag zu halten, und zog es vor, dieselbe für eine passendere Gelegenheit zu vertagen. Der Sportelschreiber hüllte sich also in bescheidenes Schweigen, und Strichelius trat in's Zimmer, ein Papier in der Hand haltend. Er wandte sich an den Inspector, dem es noch immer im Bauche rumorte, und sprach die geflügelten Worte:

„Nachdem Eure Gnaden unwiderruflich und definitiv erklärt haben, des Conseillers und Dentisten, Herrn von Sanct Galli's Hülfe nicht weiter zu bedürfen, erlaubt sich Hochderselbe, Eure Gnaden die Rechnung zuzustellen."

Der Inspector glaubte nicht recht gehört zu haben und frug barsch: „Was ist's?"

„Die Rechnung!"

„Was für eine Rechnung?"

„Für geleistete Zahnhülfe."

Jetzt vergaß der Inspector selbst seinen rebellischen Bauch, und schrie: „Nun das nehme mir Niemand übel —"

„Das thut auch Niemand," sagte Strichelius.

„Dieser Kerl," fuhr der Inspector fort, „reißt mir die kerngesundesten Zähne aus, und das soll ich auch noch bezahlen?!"

Strichelius zuckte die Achsel. „Die Operation muß sich doch als unabweisbar herausgestellt haben. Herr von Sanct Galli ist Kenner und Artist."

„Unabweisbar herausgestellt —?! na 's hört auf! Nicht die Laus bekommt der Kerl!"

Strichelius zuckte abermals mit den Achseln und erwiderte: „Für diesen Fall dürfte sich Herr von Sanct Galli, der sich in seinem vollen Recht befindet, in die unangenehme Nothwendigkeit versetzt sehen, gerichtlich klagbar zu werden, und ich gebe dem gnädigen Herrn zu bedenken, daß unsere Gerichte nicht die billigsten sind."

„Menschheit! Menschheit!" jammerte der Inspector. „Wie geht es in dieser Stadt her!"

Als Kappler von Gerichten hörte, siegte seine angeborene Aversion. Der Gedanke, mit irgend einer Behörde in feindliche Berührung zu kommen, war

ihm entsetzlich. Er sprach daher vermittelnd: „Dürfte es sich hier nicht als rathsam herausstellen, die Kleinigkeit zu berichtigen und Herrn von Sanct Galli zufrieden zu stellen? Schlimmsten Falls würde ich mich selbst veranlaßt fühlen, den Betrag durch die Erbschaft zu decken."

Als Sonnenschmidt Kapplern also reden hörte und daß ihm die Zahnoperation nichts kosten solle, legte sich sein Zorn in Etwas, und er frug barsch: „Was macht der Bettel? In Neukirchen kostet einen Zahn herauszunehmen fünf Silbergroschen, da verrichtet es der Barbier."

Strichelius überreichte, sich verbeugend, die Rechnung; aber kaum hatte der Inspector einen Blick darauf geworfen, als er von Neuem zu toben begann: „Stürzt denn nicht der Himmel ein?!" schrie er. „Zwei Louisd'or! Das ist absoluter Raub, es fehlt nur der Todtschlag."

„Die gewöhnliche Taxe," erklärte ruhig der Kellner. „Wenn Eure Gnaden aus Noblesse einen Goldfisch vielleicht beilegen wollen, fürchte ich nicht, daß sich Herr von St. Galli dadurch beleidigt fühlen dürfte."

„Giebt's denn keinen Galgen in dieser Stadt," fuhr der Inspector fort, „Euch alle Beide daran zu hängen?"

„Bitte recht sehr," sagte Strichelius.

„Wie kann Er sich überhaupt unterstehen, eine solche Galgenrechnung mir zu überreichen?!"

Strichelius, der sich durch das „Er" in seiner Würde als Zimmerkellner beleidigt fühlte, erwiderte: „Die Kellner im Hotel Royal pflegen von den hier einkehrenden geehrten Gästen mit „Sie" angeredet zu werden."

„Auch noch!“ rief der Inspector; „für Seine Unverschämtheit will Er auch noch „gesizt“ sein! Kappler, in welche Mördergrube sind wir gerathen!“

„Ich werde meinen verehrten Chef, Herrn Kramer, von dergleichen Aeußerungen in Kenntniß setzen,“ sprach der beleidigte Kellner.

„Meinetwegen den Bundestag! Wenn man mir an die Kehle will, soll ich wohl nicht einmal schreien dürfen, o Christenheit!“

Kappler gerieth wegen dieses Diskours immer mehr in Besorgniß, und wünschte um Alles in der Welt diese Angelegenheit in Ordnung gebracht. „Wenn einmal eine gesetzliche Taxe für das Herausziehen eines Zahnes besteht,“ wagte er zu bemerken, „läßt sich dagegen wohl nicht ankämpfen, wie hoch sie immer erscheinen mag. Da ich nun einmal A gesagt, halte ich mich auch zu dem B verpflichtet und werde die Summe von der Erbmasse bestreiten.“

Da Strichelius immer noch dastand und sich an der Wuth Sonnenschmidts innerlich ergötzte, fuhr ihn dieser an: „Was steht man noch da und feixt mich an? Man hat gehört, daß der Herr hier bezahlen will; Herr Kramer soll es mit auf die Rechnung setzen. Ich bin kein Goldbergwerk.“

Der Kellner entfernte sich, und der Inspector, das Zimmer auf- und abschreitend, fuhr fort, seiner Desperation ob der Unverschämtheit des Zahnarztes Ausdruck zu verleihen.

„Die Landesgesetzgebung,“ sagte er, „muß auf diese Stadt gar keine Anwendung haben. Ein Zahn zwei Louisd'or! Das schreit zum Himmel. Ich habe mir einmal in Bärwalde einen herausnehmen lassen, der kostete zwar acht gute Groschen, aber dafür schleppte mich auch der Zahnbrecher dreimal die Stube

auf- und ab; da hatte ich für meine acht Groschen doch was. Hier war's Ein Ruck und zwei Louisd'or. Himmelschreiend."

Plötzlich begannen die Kneiper in Sonnenschmidts Bauche wieder lebendig zu werden. Er faßte im Armsessel abermals Posto und umklammerte den Bauch. „Na, an diesen Tag will ich denken!" seufzte er. „Was ich wegen Ihnen zu leiden, Kappler, ist schaudererregend. Meinethalben bin ich nicht hier. Ich weiß gar nicht, wie Sie das ausgleichen wollen."

Kappler gelobte alle nur mögliche Erkenntlichkeit. Während aber der Inspector im Armstuhle die merkwürdigsten Gesichter schnitt und, ob seines Mißgeschicks, lamentirte, erschien abermals Strichelius und frug an, ob Herr von Niesemeuschel die Ehre haben könne, den gnädigen Herren seine Aufwartung zu machen; er sei soeben angelangt.

„Wer?" schrie der Inspector, den es wie's kalte Fieber zu schütteln begann.

„Herr von Niesemeuschel!" wiederholte der Kellner.

„Niesemeuschel?" rief der Inspector in unnachahmlichem Tone. „Das ist mein Letztes!" Zugleich sprang er, ohne Berücksichtigung seiner Kneiper, vom Stuhle auf und decretirte: „Der Hausknecht soll gegen eine Belohnung von zwei Silbergroschen diesen Kerl sofort aus dem Hause werfen!"

„Für zwei Silbergroschen," meinte Strichelius, „dürfte Friedrich doch etwas Anstand nehmen; Herr von Niesemeuschel scheinen von kräftiger und starker Bauart."

„Gleichviel; er soll ihn hinauswerfen, ich werde

mich abfinden; dieser Kerl fehlte noch zu meinem Elende!"

„Also nicht vorlassen?" frug Strichelius.

„Na, wenn ich befehle, Jemanden hinauszuwerfen, versteht sich's doch von selbst, daß ich ihn nicht sprechen will!"

„Mit dem sofortigen Hinauswerfen," bemerkte kopfschüttelnd der Kellner, „dürfte es einige Schwierigkeiten haben," und entfernte sich, um dem im Vorsaale wartenden Riesemeuschel den abschlägigen Bescheid zu bringen.

Letzterem war aber im Vorsaale die Zeit zu lang geworden. Er steckte etwas den Kopf durch die halbgeöffnete Thür und frug zärtlich: „Darf ich kommen?"

„Gerechter, da ist er schon!" schrie der Inspector. „Man schicke sofort auf die Polizei, der Kerl ist entsprungen!"

Riesemeuschel zog, ob dieses ungastlichen Empfanges und mit den Worten: „Nu, nu, es muß ja nicht sein!" seinen Kopf wieder zurück, beschloß aber für diese schnöde Behandlung sich an dem Inspector zu rächen. Kaum sah sich der Inspector aber von Riesemeuscheln befreit, als der Assecuranzrath eilig und geschäftig in's Zimmer trat.

„Eh bien! Comment va-t-il?" waren seine ersten Worte. „Die italienische Nacht gut bekommen?"

„Miserabel!" lamentirte der Inspector. „Ich habe mich total verdorben und begreife nicht, wie Sie so gut davon gekommen sind."

„O, wir Residenzbewohner sind an dergleichen Echauffements gewöhnt."

„Bei dieser Hundekälte haben Sie sich noch echauffirt?“ frug der Inspector.

„Warum nicht? Ich befinde mich wie ein Fischlein im Wasser; meine Tochter desgleichen.“

„Das muß ich gestehen,“ sagte der Inspector, „auch dem Sportelschreiber ist nicht recht wohl.“

„Bedauere unendlich!“ versetzte Lepperdinger. „Aber da ist leicht Rath geschafft. Sie nehmen eine Droschke und fahren in's Dampfbad. Nach einem Stündchen sind Sie hergestellt und fühlen sich neugeboren; ein junger Gott.“

„In's Dampfbad?“ frug der Inspector, und Kappler machte ein höchst gespanntes Gesicht.

„So ist's!“ erwiderte der Assecuranzrath. „Ich schicke nach der Droschke, Sie fahren nach dem Josefinenbade, das ist das empfehlenswertheste und auch nicht weit von hier. Nach dem Bade hol' ich Sie ab, ich habe schon wieder eine brillante Partie auscalculirt, Sie werden erstaunen!“

„Nur nicht eine italienische Nacht!“ protestirte der Inspector.

„Nein,“ versetzte Lepperdinger, „wir machen die Sache bei Tage ab, und fahren nach der romantisch gelegenen Elisenhöhe bei Rosenau, und in welcher Gesellschaft! Inspector, ich sage Ihnen, Sie sollen eine Bekanntschaft machen, wie Sie sich nicht träumen lassen; aber nehmen Sie Ihr Herz zusammen.“

„Wohl Frauenzimmer?“ frug der Inspector.

„Was da, Frauenzimmer!“ spottete der Assecuranzrath. „Eine Lady!“

„Ist denn das kein Frauenzimmer?“

„Mon Dieu!“ rügte Lepperdinger. „Dieses Ausdrucks bedient man sich aber doch nicht bei hochgestellten Damen! — Inspector, das wäre eine Partie!

Bombenelement! Ein Goldfischchen comme il faut! Zwar nicht mehr in der Blüthe der Jahre, aber für Sie wie geschaffen. Ich habe die Bekanntschaft ihrem Cousin, Lord Plumfield, zu verdanken, einem Geschäftsfreunde und Matador der Börse. Aber wie gesagt, vorsichtig, Inspector! Der Lord ist ein Othello und bewacht seine Cousine, was ihre Anbeter anlangt, wie ein Cerberus."

„Es soll mich freuen," erwiderte der Inspector, „die Bekanntschaft der wohlhabenden Dame zu machen."

„Doch vor Allem jetzt in's Dampfbad!" trieb der Assecuranzrath, „auf daß Sie Ihre rheumatischen Affectionen los werden!"

„Aber das Dampfbad wird doch nichts schaden?" erkundigte sich der Inspector.

„Wo denken Sie hin? Würde ich es Ihnen dann rathen? Dem Herrn Registrator, da er sich gleichfalls nicht recht wohl befindet, dürfte ein solches Bad gleichfalls nicht schaden."

Kappler, für welchen der Ausdruck Dampfbad etwas Erstickendes hatte, wollte bescheiden depreciren, mußte aber dem Willen des gestrengen Herrn Inspectors nachgeben.

„Keine Ausflüchte!" herrschte Letzterer. „Sie baden mit mir!" Und zu Lepperdinger gewendet, frug er: „So ich zwei Billets nehme, bekommt man's wohl billiger?"

„Der Preis bleibt sich gleich," antwortete der Assecuranzrath, „kann aber gar nicht in Betracht kommen, so geringfügig ist er."

Sonnenschmidt wollte jetzt gegen Lepperdinger seine Klage ob der horriblen Zahnrechnung vorbringen, wurde aber von dem Letzteren mit den Worten: „Davon später, jetzt in's Dampfbad!" gar nicht zu Worte gelassen. Wie es unsern beiden Erbfahrern in dem Dampfbad erging, werden wir im folgenden Kapitel erfahren.

Fünftes Kapitel.

Das Dampfbad. Der unheimliche Gast.

Kaum hatte Riesemeuschel von Strichelius, dessen Bekanntschaft er früher gemacht, erfahren, daß der Inspector ein Dampfbad nehmen wolle, als auch sein Entschluß feststand, Sonnenschmidten für die schnöde Abfertigung und zwar im Dampfbade selbst zu bestrafen.

Da weder der Inspector, noch Kappler in der Kultur des Badelebens bis zum Dampfbade vorgedrungen war, denn in Neukirchen war ein solches noch etwas ganz Unbekanntes, kam den Beiden, als sie in das mit vielem Comfort ausgestattete und mit weichen Teppichen belegte Vorzimmer traten, Alles ganz neu und fremdartig vor. Kappler hatte sich unter einem Dampfbade weiter nichts gedacht, als daß der Kopf des Menschen in warme Dunst gehüllt werde. Er erschrak daher nicht wenig, und seine Schamhaftigkeit gerieth in gerechte Bestürzung, als er vernahm, wie es über den ganzen fingerfasennackten Leib hergehen solle.

„Gegen welche Uebel," erkundigte sich der wissenschaftlich gebildete Badedirector, „wünschen Sie das Dampfbad zu gebrauchen?"

„Eine Erkältung steckt im Leibe," antwortete Sonnenschmidt.

„Schön!“ versetzte der Director. „Da zeigt sich das Bad von besonders heilsamer Wirkung.“

Der Sportelschreiber, dessen Aversion gegen das Dampfbad, nachdem er nähere Erkundigung eingezogen, den höchsten Grad erreicht hatte, gab seiner Courage ordentlich einen Fußtritt und sagte: „Da bei meiner Wenigkeit die Erkältung einen so hohen Grad nicht erreicht hat, wie bei dem geehrten Herrn Inspector, dürfte sich die Entgegennahme eines Dampfbades wohl weniger als fühlbares Bedürfniß herausstellen.“

„Nichts da!“ protestirte Sonnenschmidt. „Verstellen Sie sich nicht, Ihnen ist auch nicht recht; man sieht's Ihnen an. Nicht wahr, Herr Director, da kann ihm ein Bad auch nicht schaden.“

„O, im Gegentheil! Im Gegentheil!“ erwiderte der Gefragte. „Eine vermehrte Hautthätigkeit, wie sie das Dampfbad hervorbringt, ist stets nur von den wohlthätigsten Folgen begleitet.“

„Da hören Sie es, Kappler!“ sagte Sonnenschmidt. „Die Vermehrung Ihrer Hautthätigkeit ist von großem Nutzen. Also machen Sie keine Landstände!“

Kappler war abermals das Opferlamm und mußte wohl oder übel, obschon mit schwerem Herzen sich in sein Schicksal ergeben.

„Wollen mir die Herren jetzt gefälligst folgen!“ sagte der Director und ging voran. Eine Thür that sich auf und man trat in ein zweites Zimmer, ebenfalls mit Teppichen belegt.

„Na, hier kann man nicht erfrieren!“ sagte der Inspector, welchen die ungewohnte Hitze etwas überraschte.

„Das soll man auch nicht,“ lächelte der Director

und machte die Ankömmlinge mit der näheren Einrichtung des erwärmten Gemachs bekannt. Eine Anzahl mit Vorhängen versehene Closets befanden sich hier nebeneinander, zum Entkleiden und mit Lagerstätten, zum nachträglichen Transpiriren.

„Sie haben heute die Auswahl," sprach der Badedirector, „die Zellen sind noch sämmtlich unbesetzt. In's Bad selbst wird Sie der Badewärter führen." Mit dem Wunsche, daß das Bad wohl bekommen möge, empfahl sich der Director, die Thüre schnappte zu und die beiden Erbfahrer hatten Muse über das ihnen vollkommen unbekannte Etablissement ihre Betrachtungen anzustellen.

„Donnerwetter!" sagte der Inspector, „das ist hier anständig warm. Nein, Kappler, was wir erleben müssen! Auch noch ein Dampfbad! Wer hätte das gedacht! Doch gehen wir ans Werk. Lepperdinger hat mir versichert, daß es gar nichts Gesünderes geben könne. Nehmen Sie die Zelle Nr. 7, ich werde Nr. 8 besetzen und ziehen Sie sich aus."

Als Kappler die ominöse Sieben erschaute, erschrak er und wurde nachdenklich.

„Numero 7," sagte er zagend, „ist eine so verhängnißvolle Zahl, daß mir ein unbekanntes Etwas rathet, von dieser Zelle Umgang zu nehmen, zumal ich das erste Mal Dampf bade."

„Sein Sie kein Weib, mit Ihrem unbekannten Etwas. Zelle ist Zelle."

„Ich dürfte da wohl Numero 9 vorziehen, welche gleichfalls an Numero 8 grenzt.

„Meinetwegen Numero 99!" brummte der Inspector, der bereits von seiner Zelle Besitz genommen und sich zu entkleiden begann.

Dem Sportelschreiber blieb jetzt ebenfalls nichts übrig, als in Numero 9 sich häuslich niederzulassen. Er war soeben mit Stiefelausziehen beschäftigt, als ihm ein glücklicher Gedanke durch den Kopf fuhr. „Geehrtester Herr Inspector!“ frug er.

„Was giebt's?“

„Da bei mir die Erkältung bei Weitem nicht den hohen Grad erreicht hat, wie das bei Ihnen, verehrtester Herr Inspector, der Fall ist, und sich fast nur infolge des feuchten Grases der italienischen Nacht auf die Füße beschränkt, würde es da nicht hinreichend sein, die Wohlthat des Dampfbades blos den genannten Gliedmaßen zu Theil werden zu lassen?“

„Sie sind nicht gescheidt!“ erwiderte die Stimme des Inspectors. Der gesammte Corporembumbus muß in den Dampf, wenn's etwas helfen soll.“

So mußte der Sportelschreiber auch diesen Kelch trinken, der ihm bei seiner überaus großen Schamhaftigkeit ungemein schwer wurde. Er begann sich zagend mit wahrhaft jungfräulicher Schüchternheit zu entkleiden. Plötzlich prallte er erschrocken zurück. Durch eine schmale Spalte des Vorhangs erblickte er einen splitterfasennackten Menschen, blos in Badehosen im Gemach auf- und niedergehen. Als die für den Sportelschreiber höchst unheimliche Gestalt wieder unsichtbar geworden, frug er leise durch den Vorhang: „Haben Sie ihn gesehen?“

„Wen?“

„Den völlig entblösten Menschen?“

„Es war der Badewärter.“

„Aber in so enthülltem Zustande?“

„Denken Sie denn,“ gegenredete der Inspector, „daß der Badewärter in Eskarpins ins Bad steigen

soll? Der muß uns ja bedienen, wie der Director sagte. Doch, wie weit sind Sie? Ich bin bereit."

Damit trat der Inspector in völlig adamitischem Zustande aus der Zelle und gerieth mit dem Badewärter, der sich wieder eingefunden hatte, ins Gespräch.

„Hören Sie 'mal, Badewärter," erkundigte sich Sonnenschmidt, „bedenken Sie wohl, ich brauch's heute das erste Mal, betrachten Sie meine Corpulenz ich bin doch sicher, daß nicht etwa so eine Art Schlag" — —

„O," beruhigte der Gefragte, „da können der gnädige Herr vollkommen ruhig sein, da baden täglich noch weit Corpulentere und bekommt solchen der Dampf gerade am Besten; doch wollen Sie mir jetzt Ihre Hand erlauben, damit ich Sie führe?"

„Allons, Kappler!" rief der Inspector, „wo bleiben Sie? Es geht los, schließen Sie sich an mich an."

„Den andern gnädigen Herrn," sagte der Badewärter, „hole ich gleich nach."

Damit geleitete der Badewärter den Inspector zum Eingang nach dem Dampfbade. Der Sportelschreiber der mit gespitzten Ohren der Unterredung des Inspectors mit dem Wärter gelauscht, gerieth in neue Besorgniß. Wenn das Dampfbad, calculirte er bei sich, wie der Herr Wärter bemerkten, hauptsächlich für die starkbeleibten Constitutionen wohlthuend ist, so schließt das den Schlagfluß für die weniger Corpulenten umsoweniger aus."

Indessen hatte der Badewärter den Inspector durch einen dunkeln Gang dem Dampfgewölbe immer näher gebracht, so daß man bereits vor Dampf die Hand nicht vor den Augen zu erkennen vermochte und der heiße Dunst zu ersticken drohte.

„Gerechter Himmel!“ schrie Sonnenschmidt nach Luft schnappend und zurückprallend. „Das ist ja gräßlich, das hält ein Mensch nicht aus! Lassen Sie mich wieder raus!“

„Immer kommen Sie,“ munterte der Wärter auf.

„Ich ersticke!“

„Das giebt sich!“

„Nein, das giebt sich nicht! Luft! Luft! Umkehren! Umkehren!“

„Warum nicht gar.“

„Sie bringen mich um, ich sehe schon nichts mehr.“

„Das macht der Dampf.“

„Ich halt's aber nicht aus, ich passe nicht für den Dampf!“

„Das wird besser werden.“

„Nie! Nie! O, Allerbarmer! Dieser Assecuranzrath ist mein Mörder. Lassen Sie mich das einzige Mal heraus, ich bitte Sie um Gotteswillen!“

„Legen Sie sich nur auf diese Stufe hier, den Kopf auf die Erhöhung, so.“

„O du Allerbarmer,“ fuhr der Inspector protestirend fort, „ich halt's aber nicht aus.“

„Bleiben Sie nur ganz ruhig liegen,“ sprach der Wärter, „ich hole jetzt den andern gnädigen Herrn.“

Obschon der Inspector überzeugt war, daß es für Kappler eine Unmöglichkeit sei, bei seiner schwachen Brust in diesem Dampfe auszuhalten, war's ihm doch lieb, einen Leidensgefährten zu bekommen. Eine gewisse Schadenfreude verließ ihn selbst in seiner gegenwärtig geängstigten Lage nicht.

Kappler, als er im Ankleidezimmer die Zetermordios des Inspectors vernahm, fühlte, wie ihm die Haare sammt der Schmachtlocke zu Berge zu steigen

begannen. Als sich der Badewärter ihm näherte, war ihm, als sollte er zur Hinrichtung abgeholt werden. Der Badewärter, dem des Sportelschreibers Zaghaftigkeit nicht entging, sprach Muth ein.

„Es schadet Ihnen nichts," sprach er, „sein Sie ganz ruhig."

„Zu Hülfe!" zeterte der Inspector von Neuem inwendig.

Jetzt begann sich der Sportelschreiber förmlich zu sträuben.

„Wollen Sie nicht zuvor," rief er in der Angst seines Herzens, „dem Herrn Inspector die erbetene Hülfe zu Theil werden lassen? Er scheint in drohender Lebensgefahr, ich kann ja warten."

Der Wärter aber ließ sich durch den Hülferuf des Inspectors im Geringsten nicht beirren, sondern fuhr fort, die dürre und zappelnde Gestalt des Sportelschreibers hinter sich herzuziehen.

„Das ist bei Herrschaften," sprach er, „die das erste Mal baden, nicht anders."

„Donnerwetter, Badewärter!" schrie es wieder inwendig.

Jetzt war auch der Sportelschreiber ins Bereich der erstickenden Atmosphäre gekommen und begann gleichfalls zu zetern.

„Sind Sie's, Kappler?" frug der Inspector, „Nicht wahr, das wirft ein Vieh um?"

Der Sportelschreiber, mehr todt als lebendig, vermochte nicht zu antworten.

„Mein Untergang," jammerte der Inspector, „wird mir immer klarer, obschon ich nichts sehe. Wenn bei dieser Hitze kein Schlag kommt, weiß ich überhaupt nicht, wann er kommen soll. O, du All=

erbarmer! Strömt das an mir herunter. Kappler, leben Sie noch?"

Der Sportelschreiber, welcher jetzt ebenfalls horizontal auf die untere Stufe des Dampfbades placirt worden war, erklärte mit schwacher Stimme, daß er dem Erstickungstode ganz nahe sei, worauf ihm der Wärter einen Schwamm mit kaltem Wasser auf den Mund legte. Hierdurch wurde der Sportelschreiber auch noch der Sprache beraubt.

„Ich wünschte, Ihre Murgeln wäre als Kirchenmaus gestorben," fuhr in seinen Dampfbadbeängstigungen der Inspector fort. „Kappler, wo liegen Sie?"

Da der Sportelschreiber wegen des Schwammes keine Antwort zu geben vermochte, glaubte Sonnenschmidt allen Ernstes, die schwache Brust Kapplers sei bereits erlegen. Er raffte sich daher halben Leibes empor und rief: „Kappler! Kappler!"

„Hm!" erscholl es statt der Antwort.

„Leben Sie noch?"

„Hm! Hm!"

„Ach, Du lieber Gott!" lamentirte der Inspector, „den hat bereits der Schlag auf die Sprache getroffen!"

Er erkundigte sich weiter: „Können Sie gar nicht mehr reden?"

Kappler lüftete den Schwamm ein wenig und stöhnte: „Der Schwamm!"

„Sie haben den Schwamm? Was ist denn das?"

Der Sportelschreiber vermochte wegen des von Neuem aufgedrückten Schwamms abermals nur mit einem Hm! zu antworten. Sonnenschmidt, in der Meinung, der Schwamm sei eine dem Dampfbade eigenthümliche Maladie und in der Besorgniß, eben=

Fünftes Kapitel.

Das Dampfbad. Der unheimliche Gast.

Kaum hatte Riesemeuschel von Strichelius, dessen Bekanntschaft er früher gemacht, erfahren, daß der Inspector ein Dampfbad nehmen wolle, als auch sein Entschluß feststand, Sonnenschmidten für die schnöde Abfertigung und zwar im Dampfbade selbst zu bestrafen.

Da weder der Inspector, noch Kappler in der Kultur des Badelebens bis zum Dampfbade vorgedrungen war, denn in Neukirchen war ein solches noch etwas ganz Unbekanntes, kam den Beiden, als sie in das mit vielem Comfort ausgestattete und mit weichen Teppichen belegte Vorzimmer traten, Alles ganz neu und fremdartig vor. Kappler hatte sich unter einem Dampfbade weiter nichts gedacht, als daß der Kopf des Menschen in warme Dunst gehüllt werde. Er erschrak daher nicht wenig, und seine Schamhaftigkeit gerieth in gerechte Bestürzung, als er vernahm, wie es über den ganzen fingerfasennackten Leib hergehen solle.

„Gegen welche Uebel," erkundigte sich der wissenschaftlich gebildete Badedirector, „wünschen Sie das Dampfbad zu gebrauchen?"

„Eine Erkältung steckt im Leibe," antwortete Sonnenschmidt.

„Schön!" versetzte der Director. „Da zeigt sich das Bad von besonders heilsamer Wirkung."

Der Sportelschreiber, dessen Aversion gegen das Dampfbad, nachdem er nähere Erkundigung eingezogen, den höchsten Grad erreicht hatte, gab seiner Courage ordentlich einen Fußtritt und sagte: „Da bei meiner Wenigkeit die Erkältung einen so hohen Grad nicht erreicht hat, wie bei dem geehrten Herrn Inspector, dürfte sich die Entgegennahme eines Dampfbades wohl weniger als fühlbares Bedürfniß herausstellen."

„Nichts da!" protestirte Sonnenschmidt. „Verstellen Sie sich nicht, Ihnen ist auch nicht recht; man sieht's Ihnen an. Nicht wahr, Herr Director, da kann ihm ein Bad auch nicht schaden."

„O, im Gegentheil! Im Gegentheil!" erwiderte der Gefragte. „Eine vermehrte Hautthätigkeit, wie sie das Dampfbad hervorbringt, ist stets nur von den wohlthätigsten Folgen begleitet."

„Da hören Sie es, Kappler!" sagte Sonnenschmidt. „Die Vermehrung Ihrer Hautthätigkeit ist von großem Nutzen. Also machen Sie keine Landstände!"

Kappler war abermals das Opferlamm und mußte wohl oder übel, obschon mit schwerem Herzen sich in sein Schicksal ergeben.

„Wollen mir die Herren jetzt gefälligst folgen!" sagte der Director und ging voran. Eine Thür that sich auf und man trat in ein zweites Zimmer, ebenfalls mit Teppichen belegt.

„Na, hier kann man nicht erfrieren!" sagte der Inspector, welchen die ungewohnte Hitze etwas überraschte.

„Das soll man auch nicht," lächelte der Director

und machte die Ankömmlinge mit der näheren Einrichtung des erwärmten Gemachs bekannt. Eine Anzahl mit Vorhängen versehene Closets befanden sich hier nebeneinander, zum Entkleiden und mit Lagerstätten, zum nachträglichen Transpiriren.

„Sie haben heute die Auswahl," sprach der Badedirector, „die Zellen sind noch sämmtlich unbesetzt. In's Bad selbst wird Sie der Badewärter führen." Mit dem Wunsche, daß das Bad wohl bekommen möge, empfahl sich der Director, die Thüre schnappte zu und die beiden Erbfahrer hatten Muse über das ihnen vollkommen unbekannte Etablissement ihre Betrachtungen anzustellen.

„Donnerwetter!" sagte der Inspector, „das ist hier anständig warm. Nein, Kappler, was wir erleben müssen! Auch noch ein Dampfbad! Wer hätte das gedacht! Doch gehen wir ans Werk. Lepperdinger hat mir versichert, daß es gar nichts Gesünderes geben könne. Nehmen Sie die Zelle Nr. 7, ich werde Nr. 8 besetzen und ziehen Sie sich aus."

Als Kappler die ominöse Sieben erschaute, erschrak er und wurde nachdenklich.

„Numero 7," sagte er zagend, „ist eine so verhängnißvolle Zahl, daß mir ein unbekanntes Etwas räthet, von dieser Zelle Umgang zu nehmen, zumal ich das erste Mal Dampf bade."

„Sein Sie kein Weib, mit Ihrem unbekannten Etwas. Zelle ist Zelle."

„Ich dürfte da wohl Numero 9 vorziehen, welche gleichfalls an Numero 8 grenzt.

„Meinetwegen Numero 99!" brummte der Inspector, der bereits von seiner Zelle Besitz genommen und sich zu entkleiden begann.

Dem Sportelschreiber blieb jetzt ebenfalls nichts übrig, als in Numero 9 sich häuslich niederzulassen. Er war soeben mit Stiefelausziehen beschäftigt, als ihm ein glücklicher Gedanke durch den Kopf fuhr. „Geehrtester Herr Inspector!“ frug er.

„Was giebt's?“

„Da bei mir die Erkältung bei Weitem nicht den hohen Grad erreicht hat, wie das bei Ihnen, verehrtester Herr Inspector, der Fall ist, und sich fast nur infolge des feuchten Grases der italienischen Nacht auf die Füße beschränkt, würde es da nicht hinreichend sein, die Wohlthat des Dampfbades blos den genannten Gliedmaßen zu Theil werden zu lassen?“

„Sie sind nicht gescheidt!“ erwiderte die Stimme des Inspectors. Der gesammte Corporembumbus muß in den Dampf, wenn's etwas helfen soll.“

So mußte der Sportelschreiber auch diesen Kelch trinken, der ihm bei seiner überaus großen Schamhaftigkeit ungemein schwer wurde. Er begann sich zagend mit wahrhaft jungfräulicher Schüchternheit zu entkleiden. Plötzlich prallte er erschrocken zurück. Durch eine schmale Spalte des Vorhangs erblickte er einen splitterfasennackten Menschen, blos in Badehosen im Gemach auf- und niedergehen. Als die für den Sportelschreiber höchst unheimliche Gestalt wieder unsichtbar geworden, frug er leise durch den Vorhang: „Haben Sie ihn gesehen?“

„Wen?“

„Den völlig entblösten Menschen?“

„Es war der Badewärter.“

„Aber in so enthülltem Zustande?“

„Denken Sie denn,“ gegenredete der Inspector, „daß der Badewärter in Eskarpins ins Bad steigen

waren nur zu vernehmbar zu ihm gedrungen. Er lebte daher der festen Ueberzeugung, solche Marter nicht zu überleben, und machte sich resignirend auf sein Ende gefaßt. Glücklicherweise kamen aber für Kappler die Dinge ganz anders. Niesemeuschel, wie rücksichtslos er aus wohlbekannten Gründen mit dem Inspector verfahren, behandelte den Sportelschreiber um so zarter. Die leise Berührung der Birkenreiser fächelte mehr Kühlung, als daß sie Schmerz verursacht hätte und die Bürste kam nur auf das Allerschonendste zur Anwendung.

Der Inspector, der, da Kappler bei der Operation sich so ruhig verhielt, anstatt aufzuschreien, als ob er am Spieße stäcke, wie Sonnenschmidt sicher vermuthet hatte, vermochte sich diese Ruhe gar nicht zu erklären.

„Er ist am Ende schon todt," dachte Sonnenschmidt und der gräßliche Gedanke, was dann mit der Erbschaft werden soll, durchschauerte ihn. Er mußte Gewißheit haben und frug: „Kappler, sind Sie denn wirklich dran?"

„Ja!" tönte es zur Antwort.

Dies war Sonnenschmidten in der Hauptsache sehr angenehm zu hören. Gleichwohl fuhr er verwundert fort:

„Und halten so still?"

„Warum nicht, geehrter Herr Inspector?"

„Thut's denn nicht weh?"

„O nein, geehrter Herr Inspector!"

„Kratzt er Sie denn nicht, daß Sie Zetermordio schreien möchten?"

„Kann durchaus mich nicht beklagen, geehrter Herr Inspector."

Dann hat dieser Racker von Badewärter, dachte

Sonnenschmidt, es lediglich auf mich abgesehen gehabt. Er stellte Niesemeuschein deshalb zur Rede.

„Jede Constitution verlangt ihre eigne Behandlung,“ meinte dieser. „Auch steckt in diesem Gerechten kein alter Adam.“

Der Inspector, den es ärgerte, daß Kappler gar so gnädig wegkam, während er wie ein Hiob gelitten, sagt: „Was da, alter Adam! Der steckt in jedem Menschen. Was will der Sportelschreiber voraus haben. Geniren Sie sich also nicht und sprechen Sie ihm etwas herzhafter zu, wenn's auch etwas weh thut.“

„Das muß ich besser wissen, wie weit ich zu gehen habe!“ erwiderte Niesemeuschel mit beleidigter Amtswürde.

„Nun wird der Kerl auch noch grob,“ murmelte der Inspector für sich. „Es ist wirklich zum Verrücktwerden. Mich hat der Hallunke behandelt wie ein Vieh und mit dem Sportelschreiber geht er um, wie mit einem neugebornen Kinde.“

„So, mein gnädiger Herr,“ sagte Niesemeuschel zu Kappler ungemein wohlwollend. „Jetzt wären wir fertig.“ Und sich wieder zum Inspector wendend fuhr er fort: „Erheben Sie sich, mein Herr, jetzt kommt die Douche.“

Sonnenschmidt, der diesen Ausdruck in der Bedeutung der sächsischen Schuljugend, wo sie bekanntlich Keile bedeutet, auffaßte und der ob der schonenden Behandlung Kapplers ordentlich wüthig war, schrie: „Ich erwürge Ihn, wenn er mich anrührt!“

„Das fällt mir ja auch gar nicht ein,“ beruhigte Niesemeuschel. „Sie sollen sich nur hier auf diese Steinplatte stellen, von wegen der Abkühlung, wie es die Vorschrift mit sich bringt.“

Als der Inspector von Abkühlung hörte, und daß es die Kur also vorschreibe, erhob er sich und tappte nach der bezeichneten Stelle. Er kam bei dieser Gelegenheit der Gestalt Riesemeuschels so nahe, daß er trotz des dicken Dampfes die äußern Umrisse derselben zu erkennen vermochte. Da fiel ihm auf, daß der Baderwärter, mit dem er sich im Ankleidezimmer unterhalten, um einen halben Kopf kleiner war. „Sagen Sie mir um Gotteswillen," frug er, „sind Sie denn im Bade so gewachsen? Sie kommen mir mit einem Male so groß vor!"

„Es wird Ihnen aus der Naturlehre bekannt sein," belehrte Riesemeuschel, „daß Wärme ausdehnt und Kälte zusammenzieht."

„Aber doch nicht so ungeheuer! Sie müssen um einen halben Kopf größer geworden sein."

„Das liegt in meiner Kautschuknatur, die dehnt sich bei Weitem mehr, als bei andern Menschen."

„Aber von einer Kautschuknatur habe ich in meinem Leben nichts gehört."

„Wohl möglich; die Exemplare sind selten."

„Und Sie wären so ein Kautschukmann?"

„Wie Figura zeigt. Aber jetzt wundern Sie sich nicht mehr über mein Wachsthum, sondern stellen Sie sich gefälligst auf diese Steinplatte."

Sonnenschmidt, dessen Verwunderung über das plötzliche Wachsthum des Badewärters sich gar nicht beruhigen wollte, folgte der Anweisung und stellte sich nichts ahnend unter die Douche. Riesemeuschel zog die Schnur und ein eiskalter Wolkenbruch rauschte auf den dampfenden Inspector nieder.

„Mord! Mord!" schrie entsetzt der Inspector und tanzte wie ein Gehängter unter dem Gußbache. Er wollte echapiren, ward aber von der kräftigen Hand

Riesemeuschels immer von Neuem in den kalten Wolkenbruch gestoßen. Nach einer halben Minute ließ der Wasserfall nach und Riesemeuschel trieb den Inspector wieder nach der frühern Lagerstätte, nur eine Staffel höher, wo die Hitze noch erstickender war.

„Das mich diesmal der Schlag nicht getroffen," keuchte Sonnenschmidt, „ist unbestritten das achte Wunderwerk der Welt."

Kappler kam auch hinsichtlich der Douche weit gnädiger weg als der Inspector, da ihm Riesemeuschel, um den Schweiß abzuspülen, nur mit ein Paar Maaßkannen lauwarmen Wassers übergoß. Nachdem der Interimistikus auch den Sportelschreiber wieder an seinen Platz geleitet. ward er plötzlich unsichtbar und kehrte zu seinem Freunde und Collegen zurück.

„Ich habe dem Dicken," sagte er, „Etwas zugesetzt, der Kerl verdient's nicht besser, er hat mich zu schnöde behandelt."

„Verrathe nur nicht," bat der Badewärter, „daß Du mich für einige Zeit abgelöst hast. Es ist gegen die Instruction."

„Ohne Sorge, Rammsch!" tröstete Riesemeuschel. „Es liegt auch in meinem Interesse, daß der Dicke nicht erfährt, ich sei's gewesen. Leb' jetzt recht wohl!. Ich mache mich davon."

„Nochmals den besten Dank!" rief Rammsch nach.

Der legitime Badewärter stieg jetzt wieder in's Dampfgewölbe und erklärte, daß die gnädigen Herren genug gebadet hätten, worauf er erst den Inspector und alsdann Kapplern nach dem Ankleidezimmer zurück geleitete.

„Das ist eine Saukur!" erklärte Sonnenschmidt, nachdem er sich wieder im Trocknen befand. „An

die will ich denken, mein Lebenlang. Eine Drachen-
höhle ist ein Lustschloß dagegen."

Nachdem Ramnsch auch den Sportelschreiber zu
Tage gefördert und dem Inspector Muse ward sich
den Wärter von Neuem zu betrachten, erreichte sein
Erstaunen wieder den höchsten Grad. „Badewärter!"

„Was beliebt, gnädiger Herr?"

„Stelle man sich einmal neben mich!"

Rammsch that's.

„Es ist wirklich zum Verrücktwerden!" sagte der
Inspector. „Jetzt ist dieser Mensch wieder um einen
halben Kopf kleiner geworden."

Der Wärter hütete sich wohl, hinsichtlich dieser
curiosen Größenverhältnisse reinen Wein einzuschenken,
und that, als wenn er Sonnenschmidts Verwunderung
gar nicht bemerke. Voller Diensteifer trieb er viel-
mehr die beiden Erbfahrer in die Badeclosets, wo
er sie wie Mumien in wollne Decken hüllte und wo
ihnen hinreichend Muse ward über die Eigenthümlich-
keiten eines Dampfbades nachzudenken.

Sechstes Kapitel.

Niesemeuschel im Pfarrhause zu Lindenruh. Ein merkwürdiges Wendendum.

Niesemeuschel, der, wie wir aus dem ersten Bande dieser launigen Geschichte wissen, mit aller Welt bekannt und überall zu Hause war, hatte seine Anwesenheit in der Residenz benutzt, auch dem Pfarrer Frommhold und dessen Familie einen Besuch abzustatten. Er kannte den Pfarrer bereits seit einer Reihe von Jahren, wo dieser noch als Candidat und Hauslehrer in einer adeligen Familie Unterricht ertheilte. Frommhold, wie wenig er auch dem vagabondirenden Lebenslauf Niesemeuschels zugethan war, hatte den humoristischen Kauz doch nicht ungern; auch verdankte er der ungemeinen Dienstbeflissenheit des Letztern manche Gefälligkeit.

Zu den anerkennenswerthen Eigenschaften dieses wandernden Genies gehörten vornehmlich für Personen, die er lieb hatte, eine seltene Aufopferung, und zwar mit der edelsten Uneigennützigkeit. Niesemeuschel war daher im Pfarrhause zu Lindenruh nie ungern gesehen, zumal seine stets rosige Laune mehr Leben in das sonst ziemlich einförmige Dasein der Pfarrersfamilie brachte. Auch aß er daselbst sein Brod keineswegs als Tagedieb, sondern machte sich nützlich in allerlei Dingen. Dem Pfarrer half er im Garten

und Weinberg gleich dem geschicktesten Gärtner und Winzer; die Frau Pastorin unterstützte er in der Wirthschaft. Hauptsächlich verstand er meisterlich Gurken einzulegen und ertheilte guten Rath für einzumachende Obstfrüchte. Den Fräuleins zeichnete er Stickmuster und begleitete sie am Piano; wie er denn auch dem Alfred, als dieser noch studirte, manches Collegienheft abgeritten hatte.

Wohl ein Jahr lang war Riesemeuschel nicht im Pfarrhause eingekehrt, er hatte daher trotz seiner sonstigen Allwissenheit keine Ahnung von dem zärtlichen Verhältnisse zwischen Marie und dem jungen Britten. Da es nun Letzterem trotz seiner unausgesetzten Nachforschungen noch immer nicht hatte gelingen wollen, das Menschenkind, das den Bedingungen seines Vaters entspräche, ausfindig zu machen, so vermißte Riesemeuschel nur zu bald die einstige Heiterkeit und Harmlosigkeit im Pfarrhause.

Er forschte schonend, aber die Sache war zu zarter Natur, als daß man ihn sofort hätte in's Geheimniß ziehen sollen. Auch seine heitere Laune fand nicht den frühern Anklang, obschon man es an Gastfreundschaft nicht fehlen ließ.

Mein Gott! dachte Riesemeuschel, was muß nur mit diesen Leuten vorgegangen sein. Wenn ich nur wüßte, ob man da nicht helfen könnte?

Er zerarbeitete sich das Gehirn nach dem Grunde der gedrückten Stimmung, aber vergeblich. So beschloß er denn, seinen diesmaligen Besuch so viel wie möglich abzukürzen und kündigte seine Abreise bereits für den folgenden Tag an. Da, als er am Abend bei einem Fläschchen Muskateller mit dem Pfarrer allein in der Laube saß, konnte es letzterer nicht über's Herz bringen, einem langjährigen Hausfreunde,

der es stets so gut mit der Familie gemeint, das Geheimniß vorzuenthalten.

„Ihr werdet, alter Freund," begann Frommhold, „uns diesmal nicht so heiter gefunden haben, wie wohl früher der Fall war."

„Es hat mir das Herz abgedrückt," gestand Niesemeuschel, „die Ursache zu erfahren, denn ich brauche wohl nicht zu versichern, wie mich diese gedrückte Stimmung tief betrübt hat."

Der Pfarrer kam jetzt auf das Verhältniß seiner Tochter Marie mit dem jungen Britten. Niesemeuschel war ganz Ohr und nickte wiederholt mit dem Kopfe; als aber Frommhold die sonderbaren Bedingungen mittheilte, die der alte Engländer gestellt, ward der bisher sehr aufmerksame Zuhörer sehr ernst, fast traurig.

„Dieses Programm," sagte er, „ist zwar originell und verräth den spleenigen Britten, aber," fügte er seufzend hinzu, „wie ich leider die Menschen kennen zu lernen Gelegenheit gehabt, möchte es sehr schwer sein dasselbe zu erfüllen; indessen wollen wir die Hoffnung auch nicht ganz aufgeben."

Er überflog den zahlreichen Kreis der ihm bekannten Familien und Persönlichkeiten. Da plötzlich fuhr es wie ein leuchtend Meteor durch seinen Kopf; er sprang auf und rief: „Das war ein himmlischer Gedanke!"

Verwundert blickte der Pfarrer zu ihm auf.

„Wenn mich nicht Alles trügt," sagte Niesemeuschel, „kenne ich Jemanden, der im Stande wäre, die Bedingungen des alten Britten zu erfüllen." Der Pfarrer lächelte trübe und ungläubig.

„Wenigstens, was die Lüge und die üble Nachrede anlangt, fuhr Riesemeuschel fort, „stehe ich für meinen Mann, und was die edle That anbelangt, muß sich das binnen wenigen Tagen entscheiden. Sollte denn," frug er, „in dem zwar eintönigen Leben dieses menschen- und thierfreundlichsten und wahrheitsliebensten Gemüths, das mir je vorgekommen, nicht auch die gewünschte edle That aufzutreiben sein? Ich habe jetzt keine Ruhe mehr," fügte er bei, „ich möchte schon diesen Abend fort."

Der Pfarrer, noch immer ungläubig, frug: „Und dieser rarissima avis, wer ist er und wo lebt er?"

„Dermalen in der Residenz. Seine Heimath ist das Städtchen Neukirchen und sein Name Sportelschreiber Kappler. Mit dem frühesten Morgen," erklärte Riesemeuschel, „mache ich mich auf den Weg nach Neukirchen. Ich kenne dort den Hofcommissär Ecarius. Wie ich mir habe sagen lassen, ist das gleichsam der gute Genius des Sportelschreibers, der kennt das gute Gemüth durch und durch und muß mir Auskunft geben von wegen der uneigennützigen Liebesthat."

„Wenn es Gottes Wille noch sein sollte," sagte Frommhold, dem Heldenspieler die Hand reichend, „bedarf's wohl keiner Betheuerung, alter treuer Hausfreund, daß unser Dank unverlöschlich sein würde."

„Vom Danke später!" versetzte Riesemeuschel; „aber mich packt's ordentlich, die Sache in die Hand zu nehmen, erstens Euch zu Liebe, und dann, weil das aufgestellte Programm zu originell ist."

Die Frau Pfarrerin kam jetzt den Gang daher; der Heldenspieler eilte auf sie zu, ihre beiden Hände

freudig erfassend, rief er: „Mutterchen, ich glaube wir haben ihn!“

Verwundert und fragend schaute die Pfarrerin erst den Heldenspieler und dann ihren Gatten an. Dieser war gleichfalls aufgestanden und sagte: „Ich habe unserm langjährigen Freunde unser Herzeleid nicht länger verheimlichen wollen und glaubt er wirklich einen seltenen Menschen zu kennen, der im Stande wäre, das englische Programm zu erfüllen. Doch wollen wir,“ fügte er hinzu, „uns ja nicht zu früh großer Hoffnung hingeben, da das Herz stets gern glaubt, was das Herz wünscht.“

„Riesemeuschel, alter Freund, wär's möglich?“ frug freudig überrascht die Pfarrerin.

„Vor allen Dingen aber,“ rieth Frommhold, „wollen wir über unseres Freundes Entdeckung vor der Hand schweigen, um nicht auch bei den Kindern Hoffnungen zu erwecken, deren Erfüllung nur zu sehr in Frage steht.“

Die Frau Pfarrerin erklärte sich damit einverstanden, und bereits am Morgen des nächsten Tages sah man den Heldenspieler rüstig auf dem Wege nach Neukirchen dahinwandern.

Seine Mission war auch von recht glücklichem Erfolge begleitet. Der Hofcommissär Ecarius, dessen sich der geneigte Leser noch aus dem lustigen Buche: „Deutsche Pickwickier“ erinnern wird, hatte sich lebhaft für den originellen Fall interessirt und Riesemeuscheln nicht nur eine Anzahl edelmüthiger Züge aus dem Leben des Sportelschreibers mitgetheilt, sondern auch hauptsächlich die schöne Liebesthat hervorgehoben, wo Kappler auf ebenso edelmüthige wie bescheidene Weise seine paar sauer erworbenen Thaler

durch einen Knaben durch Langschädels Fenster hatte werfen lassen. Niesemeuschel verhehlte im Laufe des Gesprächs mit Ecarius auch nicht, wie er den dicken Inspector im Dampfbade ob dessen gröblichen Benehmens tüchtig gezüchtigt, wie er denn auch der unterschiedlichen Neckereien während der Uebernachtung in Grasdorf gedachte, so daß der Hofcommissär sich wiederholt den Bauch hatte halten müssen vor Lachen. Zugleich warnte er aber auch den Heldenspieler, den Inspector ja nicht in die originelle englisch-pfarrhäusliche Angelegenheit, in der Kappler bestimmt schien eine so wichtige Rolle zu spielen, einzuweihen, weil von der Habsucht des Inspectors, der sich Kapplern vollkommen unterthänig gemacht, Alles zu besorgen war. Niesemeuschel kehrte glücklich nach Lindenruh zurück und brachte selbstverständlich große Freude in's Haus; denn auch den beiden Mädchen konnte jetzt der glückliche Fund, welchen der Heldenspieler an dem Sportelschreiber gethan, nicht länger verschwiegen bleiben. Alfred, den man natürlich ebenfalls in Kenntniß gesetzt, erhielt den Auftrag, den Stand der Angelegenheit an seinen Freund William nach England zu berichten. Kapplers Opferfreudigkeit hinsichtlich der Demoiselle Langschädel wurde in aller Ausführlichkeit Williams Papa vor Augen geführt und an's Herz gelegt.

So gab man sich denn allerseits im Pfarrhause der frohen Hoffnung hin, den alten Britten zu besiegen und ihn für eine Verbindung seines Sohnes mit Marie günstig zu stimmen. Der Sportelschreiber selber, obschon man seine persönliche Bekanntschaft noch nicht gemacht hatte, leuchtete von jetzt ab als strahlendes Gestirn in der Pfarrersfamilie, wie denn selbstverständlich auch Niesemeuschel in der Liebe Aller

hoch gestiegen war. Letzterer hatte sich zugleich die Aufgabe vorbehalten, den Sportelschreiber in diese merkwürdige Angelegenheit einzuweihen und ihn dahin zu vermögen, daß er die im Programm aufgestellten Punkte erfülle und diese Erfüllung an Eidesstatt angelobe. Riesemeuschel kehrte daher sofort nach der Residenz zurück.

---

durch einen Knaben durch Langschädels Fenster hatte werfen lassen. Riesemeuschel verhehlte im Laufe des Gesprächs mit Ecarius auch nicht, wie er den dicken Inspector im Dampfbade ob dessen gröblichen Benehmens tüchtig gezüchtigt, wie er denn auch der unterschiedlichen Neckereien während der Uebernachtung in Grasdorf gedachte, so daß der Hofcommissär sich wiederholt den Bauch hatte halten müssen vor Lachen. Zugleich warnte er aber auch den Heldenspieler, den Inspector ja nicht in die originelle englisch-pfarrhäusliche Angelegenheit, in der Kappler bestimmt schien eine so wichtige Rolle zu spielen, einzuweihen, weil von der Habsucht des Inspectors, der sich Kapplern vollkommen unterthänig gemacht, Alles zu besorgen war. Riesemeuschel kehrte glücklich nach Lindenruh zurück und brachte selbstverständlich große Freude in's Haus; denn auch den beiden Mädchen konnte jetzt der glückliche Fund, welchen der Heldenspieler an dem Sportelschreiber gethan, nicht länger verschwiegen bleiben. Alfred, den man natürlich ebenfalls in Kenntniß gesetzt, erhielt den Auftrag, den Stand der Angelegenheit an seinen Freund William nach England zu berichten. Kapplers Opferfreudigkeit hinsichtlich der Demoiselle Langschädel wurde in aller Ausführlichkeit Williams Papa vor Augen geführt und an's Herz gelegt.

So gab man sich denn allerseits im Pfarrhause der frohen Hoffnung hin, den alten Britten zu besiegen und ihn für eine Verbindung seines Sohnes mit Marie günstig zu stimmen. Der Sportelschreiber selber, obschon man seine persönliche Bekanntschaft noch nicht gemacht hatte, leuchtete von jetzt ab als strahlendes Gestirn in der Pfarrersfamilie, wie denn selbstverständlich auch Riesemeuschel in der Liebe Aller

hoch gestiegen war. Letzterer hatte sich zugleich die Aufgabe vorbehalten, den Sportelschreiber in diese merkwürdige Angelegenheit einzuweihen und ihn dahin zu vermögen, daß er die im Programm aufgestellten Punkte erfülle und diese Erfüllung an Eidesstatt angelobe. Riesemeuschel kehrte daher sofort nach der Residenz zurück.

---

angehört. Dann sagte er: „Sollte nicht durch eine versöhnende Vermittelung des Herrn Assecuranzrathes die stürmische Gemüthsstimmung Sr. Herrlichkeit zu besänftigen sein?“

„Das hoffe ich auch,“ versetzte der Inspector, „denn es wäre mir höchst fatal, mit so einem großbrittannischen Engländer zusammen zu gerathen, zumal er, wie Lepperdinger behauptet, auf der Börse von großem Einfluß ist.“ — Nach einer Pause fuhr er fort: „Da sehen Sie wieder, Kappler, was Sie für ein Glückskind sind.“

„Wie so Glückskind, geehrter Herr Inspector?“

„Daß Sie durch Ihre Hühneraugenoperation zu mehrtägigem Stubenarrest verurtheilt wurden. Wären Sie bei der Partie gewesen, wer weiß, ob nicht auch Sie der interessanten Miß widerstanden hätten und mit dem Lord in Krawall gekommen wären. Da lob' ich mir doch den Assecuranzrath, der ist hinsichtlich seiner Demoiselle Aurelie lange nicht so scrupulös.“

Der tugendhafte Sportelschreiber schauderte ob der Präsumtion, welche der Inspector hinsichtlich seiner in Aussicht gestellt und schüttelte schamroth mit dem Kopfe.

„Kappler!“ dehnte der Inspector, „stecken Sie den Tugendspiegel nicht zu weit heraus! Es giebt Constellationen im menschlichen Leben, namentlich dem Weibsvolke gegenüber, wo die eisenfestesten Grundsätze wie Strohhalme knicken.“

Doch darf jetzt nicht unerwähnt bleiben, durch welche Fatalität Kappler zu mehrtägigem Stubenarrest verurtheilt wurde.

Seine Hühneraugen, bei deren Operation er in Grasdorf auf so überstürzende Weise war gestört worden, wie wir in dem ersten Bande dieses Buchs

schalkhaft. Ich denke mir, je nun, die Partie wäre so übel nicht; fünftausend Thaler Rente, und die Miß im besten Alter, über die Jugendthorheiten hinaus, das ließe sich hören. Nach Tisch, bei einem Spaziergange im Park, setze ich meine Zärtlichkeiten fort, und als wir uns zufällig einmal allein in einem Baumgange befinden, hielt ich's für nicht unzeitgemäß, der Miß einen augenscheinlichen Beweis meiner Anhänglichkeit zu geben und treffe Anstalt, sie zu embrassiren, als plötzlich das Weib, als ob es am Spieße stäke, zu schreien und nach Hülfe zu rufen anfängt. Ich lasse es natürlich erschrocken fahren, aber da ist auch schon der Lord Plumfield da und erhebt einen derartigen Scandal, daß mir angst und bange wird. Ich hätte mir, tobte der Lord, eine Unanständigkeit gegen eine freie Brittin zu Schulden kommen lassen, und er, als freier Britte und Cousin, fühle sich auf's Tiefste beleidigt und verlange Genugthuung. Ich schaue mich überall nach Assecuranzraths um, aber diese sind nirgend zu finden, und da der Lord immer toller wird und gar nicht zu beruhigen ist, halte ich's für das Beste, mich auf und davon zu machen. Ohne mit Lepperdingers weiter zusammen zu kommen, eilte ich direct nach der Stadt zurück. Ein Mordweg! Ich war wie gerädert, als ich gestern spät Abends anlangte. Sie, Kappler, schnarchten bereits wie ein Pommer, ich wollte Sie nicht stören. Aber gestehen Sie selbst, ist das nicht eine ganz verfluchte Geschichte? So ein Lord nimmt gar keine Raison an, zumal wenn die Eifersucht mit ins Spiel kommt. Ich glaube freilich, daß er den Goldfisch lieber selber angeln möchte."

Der Sportelschreiber hatte nicht ohne Erröthen das verunglückte Liebesabentheuer des Inspectors mit

Kappler sagte gern nichts, daß er selber der Pfuscher gewesen.

„Menschheit! Menschheit!“ fuhr die Hofkünstlerin in strafendem Tone fort. „Wie kann man einen so wichtigen Theil des menschlichen Körpers, als die Füße sind, einem Pfuscher anvertrauen!“

Der Sportelschreiber dankte seinem lieben Gott, trotz seiner Pfuscherei bisher gnädig mit seinen Füßen davon gekommen und endlich in die geprüfte Hand einer Hofkünstlerin gerathen zu sein. Die Operation nahm ihren Anfang, aber kaum hatte die Operatrice ein Weilchen desoculirt, als der Sportelschreiber trotz aller Ehrfurcht vor dem Wörtlein „Hof“ schmerzgepeinigt aufzuckte. Die Operatrice hatte in ihrem schätzbaren Eifer, den Beißern so gründlich wie möglich beizukommen, den Sportelschreiber in die kleine Zehe geschnitten.

„Eine solche kleine Aberration der feinen Klinge,“ sagte sie, „kommt bei uns nicht selten vor,“ worauf sie mit großer Ruhe die verwundete Stelle bepflasterte und auch noch eine Bandage darum legte. Kappler, dem der Fall, daß bei ihm das Messer abgeirrt, nie vorgekommen und dem jetzt vor einer Fortsetzung der Operation zu grauen begann, wollte den Fuß zurückziehen, indem er schonend zu verstehen gab, daß er den Feldzug für beendet anzusehen wünschte.

„Wo denken Sie hin!“ rief die Hühneraugenmadam, die sich in ihrer künstlerischen Würde ordentlich beleidigt fühlte. „Wir stehen ja beim Anfange.“

Sie bemächtigte sich mit Gewalt wieder des einen Fußes und die Operation nahm ihren Fortgang. Wie der zu köpfende Verbrecher mit klopfendem Herzen den verhängnißvollen Streich erwartet, so befand

sich der Sportelschreiber in fortwährender Angst hinsichtlich einer abermaligen Aberration des operirenden Messers.

Die Hofkünstlerin, welche Kapplers Besorgniß zu errathen schien, tröstete: „Das Messer gleitet nicht bei jedem Auge ab."

So geschah es denn auch und die Operation erreichte ohne weitere Aberration ihr Ende.

„Nun?" frug triumphirend die Hofkünstlerin. „Was habe ich gesagt! Deliciös gearbeitet. Jetzt sind Sie der Bösewichter für lange Zeit enthoben, zumal wenn Sie sich meines probaten Hühneraugenpflasters bedienen, das auf der Pariser Ausstellung den Preis davongetragen." Damit legte sie einen Ballen Pflaster auf den Tisch, womit man ein Bataillon hätte bepflastern können. „Engroseinkauf," erklärte die Operatrice, „ist dem Detail stets vorzuziehen, Sie bekommen es ein Dritttheil billiger. Das Gros kostet drei Thaler, ein Spottpreis."

Kappler erschrak und wagte die bescheidene Anfrage, ob dieses heilsame und wohlthätige Pflaster nicht auch in kleinen Partien abgelassen werden könne

„Ich verkaufe nur Engros," versetzte kurz die Künstlerin.

Kappler schloß aus dieser Kürze, daß in seiner Anfrage wahrscheinlich etwas Verletzendes gelegen, und um die Hofkünstlerin nicht noch mehr zu reizen, beschloß er, den Ballen Pflaster zu kaufen, obschon ihm angst und bange war, wie er diesen Masseneinkauf vor dem ökonomischen Inspector, der gerade in Börsengeschäften abwesend war, verantworten wolle.

Er erhob sich jetzt, um aus der Casse für kleine Ausgaben Zahlung zu leisten, als er mit einem

Au Au auf den Sessel zurücksank. Sowie er auftreten wollte, schmerzte die kleine Zehe so vehement, daß an ein Aufstehen nicht zu denken war.

„Eine kleine Laision," beruhigte nonchalant die Künstlerin, „die mit zwei Tagen Stubenarrest abgemacht ist. Mein Pflaster verrichtet Wunder."

Der gelähmte Sportelschreiber erkundigte sich jetzt nach der Rechnung für die Operation.

„Der cor au pied," versetzte die Hofkünstlerin, ihre Instrumente zusammenpackend, „einen Species; vier Stück waren es, macht fünf Thaler zehn Silbergroschen, ohne der Generösität Grenzen zu setzen."

Kappler entsetzte sich von Neuem, eine so hohe Summe war er gar nicht im Stande aufzubringen, und wenn er die ganze Kasse für kleine Ausgaben umgestürzt hätte. Zum Glück erschien Strichelius, welcher die Sache leicht dahin erledigte, daß der Betrag auf die Hotelrechnung gestellt werden sollte.

Der Inspector, der bald darauf ziemlich verdrießlich von der Börse heimkehrte, da er nicht eben glänzende Geschäfte gemacht hatte, wollte aus der Haut fahren, als er von der kostspieligen Operation vernahm. Selbst die Verwundung konnte ihn nicht milder stimmen. Im Gegentheil fand er sie ganz in der Ordnung wegen der Hoffart des Sportelschreibers.

„Daß Ihnen die Hühneraugenfrau die halbe Zehe weggeschnitten," sagte er, „ist nur die gerechte Strafe für Ihren Hochmuth. Ja ich glaube, 's kitzelt, „Hofhühneraugenoperatrice", daß man später in Neukirchen damit sich brüsten kann. Wollen Sie nicht auch noch den Hofstiefelputzer kommen lassen?"

Der Sportelschreiber entschuldigte sich mit den

abschreckenden Beispielen, die Strichelius ihm mitgetheilt.

„Und was ist denn das für ein Packet hier?“ erkundigte sich der Inspector, als er den Hühneraugenpflasterberg erschaute.

Kappler setzte ihn über den Zweck desselben in Kenntniß; aber kaum hatte der Inspector den Preis erfahren, als er schon wieder aus der Haut fahren wollte.

„Sie wirthschaften in der That, Kappler,“ war die eifervolle Rede, „als wäre die Murgeln eine geborene Rothschild in jene Welt abmarschirt. Das ist ja eine Verschwendung, wie sie seit dem babilonischen Thurmbau nicht dagewesen ist. Ein Hühnerauge einen Species! Dafür schneide ich einem ganzen Bataillon Arm' und Beine ab.“

Der Inspector polterte noch geraume Zeit, während der angeschnittene Kappler nächst dem Schmerze auch noch die Vorwürfe zu tragen hatte.

Doch kehren wir zu der Fatalität zurück, welche Sonnenschmidt mit dem Lord gehabt, und die er, wie wir oben gesehen, Kapplern mitgetheilt hatte.

Letzterer, als frommer und tugendhafter Mann, dankte bei des Inspectors Relation im Stillen dem Himmel, daß ihn die Hofkünstlerin geschnitten, weil er außerdem bei dem fatalen Handel leicht hätte in die Gefahr laufen können, als Zeuge auftreten zu müssen, was ihn bei seiner Aengstlichkeit und in seiner amtlichen Stellung das Allerentsetzlichste gewesen.

Während sich der Sportelschreiber abmühte, in dem Inspector hinsichtlich des enragirten Lords die Hoffnung auf einen friedlichen Austrag der Sache mehr und mehr anzufachen, trat der Assecuranz-

rath in's Zimmer, und zwar mit einem sehr ernsten Gesicht.

„Gut, daß Sie kommen, Lepperdinger," sagte der Inspector. „Hören Sie 'mal, das ist eine verfluchte Geschichte mit diesem Lord Plumfield. Hätte ich eine Ahnung gehabt, daß seine Jungfer Miß von so sensibler Complexion, würde ich kein Narr gewesen sein, ihr die Cour zu machen. Aber Sie selbst hatten sie mir als delicate Partie anempfohlen, und da mußte doch meinerseits Etwas geschehen, ihr meine Affection und Adoration erkennbar zu machen."

Der Assecuranzrath, der sich indeß gesetzt hatte, erwiderte: „Eine höchst, höchst fatale Geschichte! Ich wüßte nicht, was mir hätte Unangenehmeres passiren können."

„Der Lord wird doch wohl zu beruhigen sein," meinte der Inspector.

„Stellen Sie sich das nicht so leicht vor," versetzte Lepperdinger; „Sie haben den Mann gerade an demjenigen Punkte verletzt, wo der freie Britte am empfindlichsten ist. Nichts geht dem Engländer über rücksichtsvolle Behandlung des weiblichen Geschlechts, zumal bei naher Verwandtschaft."

„Ich denke aber," frug der Inspector, „die Engländer betragen sich zuweilen als Runkse, selbst gegen das schöne Geschlecht?"

„Ja, Deutschen gegenüber; eine Engländerin aber rangirt bei dem echten Britten gleich nach seiner Königin."

„Ist's denn auch ein rechter Britte? Er sieht mir eigentlich gar nicht darnach aus."

„Da kommen Sie schön an," erwiderte der Assecuranzrath, „die Plumfield's reichen bis zu

Richard Löwenherz, bis zu den Picten und Scoten. Kurz, es ist eine verzweifelte Geschichte."

„Ja, was ist aber zu thun?" frug der Inspector. „Ich werde dem Lord schriftlich erklären, daß es mir leid thue, seine Jungfer Miß habe umarmen zu wollen, die Weinlaune habe mich unzurechnungsfähig gemacht."

„Wie ich den Lord Plumfield kenne," meinte kopfschüttelnd der Assecuranzrath „wird er sich kaum damit zufrieden geben."

„Was kann der Mann weiter verlangen?"

„Persönliche Genugthuung."

„Wie so, persönliche Genugthuung?"

„Es wird Ihnen bekannt sein, was Ehrenmänner darunter verstehen."

„Wahrscheinlich Abbitte und Ehrenerklärung?"

„Dürfte im vorliegenden Falle nicht ausreichen."

„Da will er mich wohl gar verklagen?"

„Wo denken Sie hin? Ein Lord, und in Ehrensachen klagen!"

„Je nun, was verlangt er denn da?"

„Daß Sie sich stellen."

„Wie so, stellen?"

„Zum Duell."

„Der Herr Lord Plumfield sind wohl nicht recht gescheidt!"

Der Assecuranzrath zuckte mit den Achseln. Nach einer Pause fuhr er fort: „Ich habe mir die Lunge lahm geredet, eine Versöhnung herbeizuführen; aber Lord Plumfield ist Engländer und im Punkte der Ehre unerbittlich. Dennoch ist mir's gelungen, daß er, als der beleidigte Theil, Ihnen die Wahl der Waffen freistellt; ein unschätzbarer Vortheil für Sie. Ja, Lord Plumfield ist selbst auf Ihr Blut nicht

versessen, die Sache kann in aller Stille abgemacht werden. Es werden zwei Pillen fabricirt, wovon die eine vergiftet ist. Sie haben die Wahl. Verschlucken Sie die unschuldige, geschieht Ihnen nichts, wählen Sie jedoch die vergiftete, so sind Sie auf der Stelle ein Mann des Todes, ein ebenso leichter als schmerzloser Heimgang."

„Ich danke recht schön!" schauderte der Inspector.

„Lord Plumfield hat auch nichts dawider," fuhr der Assecuranzrath fort, „so Sie die amerikanische Methode vorziehen. Es werden zwei Loose gemacht, worunter ein Todesloos. Wer das Todesloos zieht, hat als Ehrenmann die Verpflichtung, sich selbst zu erschießen."

„Sich selbst umbringen? Das ist ja ein gräßlicher Gedanke," schauderte von Neuem der Inspector.

Der Assecuranzrath war unerschöpflich in der Proposition von allen nur möglichen Duellarten; aber der Inspector mochte weder von Schuß, Hieb, Stoß etwas wissen, so daß Lepperdinger endlich ungeduldig und ordentlich gereizt ausrief: „Je nun, da bleibt nichts übrig, da müssen Sie sich mit Lord Plumfield boxen."

„Boxen?"

„Boxen steht nach englischer Sitte dem nobeln Duell ganz gleich."

„Ich erkläre aber ein für allemal, daß ich mich auf keinen Fall duellire, das Duell mag einen Namen haben, welchen es will."

„Das steht allerdings bei Ihnen," versetzte Lepperdinger, „aber dann riskiren Sie" — — —

„Was riskire ich da?

„Daß der Lord Sie bei erster Gelegenheit mit

der Hetzpeitsche von der Börse haut, auf welcher Sie sich alsdann nie wieder blicken lassen dürfen, da Niemand mit einem Geprügelten Etwas zu schaffen haben, oder gar Geschäfte machen will."

Der Inspector befand sich nach dieser Perspective in einer sehr verzweifelten Stimmung.

„Aber, mein Himmel!" erkundigte er sich endlich, „muß es denn gerade duellirt sein? Kann die Sache nicht auf mildere Weise abgemacht werden? Der Lord ist doch Mensch und Christ."

Der Assecuranzrath sann eine Weile nach, dann sprach er: „Es gilt den Versuch, aber das sage ich Ihnen gleich, bluten müssen Sie da tüchtig."

„Schon wieder bluten?"

„Was den Geldbeutel anlangt," erklärte Lepperdinger. „Mit Geld ist bei den Engländern viel zu machen, das pecuniäre Interesse wiegt bei diesem Volke schwer. Ich denke mir, gegen eine Entschädigung von etwa hundert Ducaten" —

„Hundert Ducaten?!" rief Sonnenschmidt voller Entsetzen.

„Darunter wird's der Lord kaum thun."

„Nein," erklärte der Inspector, „ehe ich hundert Ducaten zahle, da will ich mich doch lieber boxen. Uebrigens," fuhr er nach einigem Ueberlegen fort, „da, wie ich mir habe sagen lassen, das englische Boxen nichts weiter ist, als eine Prügelei mit den Armen, so ist's die große Frage, wer als Sieger hervorgeht. Ich bin kräftig und fürchte den Lord nicht; ich bin sogar einen Kopf größer."

„Das halten Sie, wie Sie wollen," sagte aufstehend der Assecuranzrath. „Aber jetzt gestatten Sie mir, daß ich den Lord Plumfield von Ihrer Entschlußnahme in Kenntniß setze."

Nachdem sich der Assecuranzrath entfernt, kam Kappler, der, als vom Duell die Rede war, sich angstvoll in eine Ecke geflüchtet hatte, wieder zum Vorschein.

„Nein!“ rief der Inspector, „in welche Teufelsküche geräth man noch wegen Ihrer Erbschaft! Nun soll ich mich gar noch boxiren; hat man so was erlebt?“

„Die Wege des Schicksals,“ gestand Kappler zagend, „sind oft höchst wunderbar und verschlungen.“

„Ich bin nur froh,“ fuhr der Inspector fort, „daß die alberne Geschichte mit dem Boxen ihr Bewenden hat. Ich will diesen eifersüchtigen Kerl schon zusammenrammeln, daß er an mich denken soll. Aber jetzt, Kappler, machen Sie sich fertig, im zoologischen Garten sind zwei Löwen und ein Tiger angekommen, die müssen wir sehen. Das Entrée ist nicht zu theuer: zwei Silbergroschen der Mann; man muß auch mit Nutzen reisen, da wir solche Beester in Neukirchen, wo höchstens Jahrmarktszeiten ein Tanzbär mit einem verhungerten Pavian auf dem Buckel herumgeführt wird, nicht zu sehen bekommen.“

Da der Sportelschreiber von Löwen und Tigern hörte, ward ihm nicht ganz angenehm zu Muthe. Er erkundigte sich daher: „Sind diese Thierarten lebendig?“

„Nun, Ausgestopfte wird man nicht in zoologische Garten stellen.“

Nicht ohne Bangen Seiten Kapplers, dem schon der Name Löwe Schrecken einjagte, trat man die Wanderung nach dem zoologischen Garten an.

Achtes Kapitel.

Ein Besuch im zoologischen Garten.

Der zoologische Garten der Residenz, welcher in einiger Entfernung von der Stadt in einem anmuthigen, von Wiesen, Flüßchen und Teichen durchzogenen Parke gelegen war, umfaßte in seinen Blockhäusern, Zwingern, Bassins und Volieren so ziemlich die gesammte brüllende, brummende, grunzende, schreiende, heulende, bellende, singende, schnatternde, gackernde, gluckſende, kollernde, kloppernde, trommelnde, zwitschernde, lachende, pipende, pfeifende, blökende, meckernde, wiehernde, miauende und zischende Naturgeschichte, vom König der Wüste, bis zum Eisbären der Polarmeere.

Der Inspector, wenn er mit Kapplern die Merkwürdigkeiten der Residenz in Augenschein nahm, liebte es, den belehrenden Mentor zu machen. So auch diesmal.

Gleich beim Eintritt in den Garten ragten in dem Zwinger rechter Hand ein Paar hochbeinige Kameele empor. Kappler, der in seinem Leben noch kein so großes Thier gesehen — denn nach Neukirchen war noch nie ein vierbeiniges Kameel gekommen —, erschrak nicht wenig und getraute sich nicht näher zu treten.

„Kommen Sie nur," munterte der Inspector

auf, „diese Langhälse thun Ihnen nichts; die fressen kein Fleisch."

„Aber mein Himmel, so große Höcker auf dem Rücken!" sagte der Sportelschreiber mit bewundernder Scheu.

„Dafür sind's eben Kameele," belehrte der Inspector. „Ein Kameel ohne Buckel wäre ein Unding."

„Diese Höcker müssen sehr schwer zu tragen sein," bemerkte Kappler.

„Das ist noch gar nichts," fuhr der Inspector belehrend fort; „da kommen noch ganz andere Sachen darauf: Kisten und Kasten, im Kriege Kanonen."

„Die armen Thiere!" bedauerte aufrichtig der Sportelschreiber in seiner bekannten Thierfreundlichkeit.

Das der Umzäunung zunächststehende Kameel schien in dem gutmüthigen Gesicht des Sportelschreibers sofort den Thierfreund zu erkennen und beugte sich mit seinem hochsitzenden Kopfe nach ihm herüber. Kappler sprang entsetzt drei Schritte zurück.

„Sind Sie kein Hase!" lachte der Inspector. „Das Thier hat Hunger und will Etwas zu fressen haben. Geben Sie Acht, ich werde ihm ein Stück Semmel hinhalten."

Mit gutmüthiger Behäbigkeit nahm das Kameel den Brocken und verzehrte ihn käuend.

Man gelangte zum Gitterbassin der Fischotter, woselbst eine Warnungstafel angebracht war, auf der die Worte standen: „Die Fischotter beißt!"

„Hier nehmen Sie sich in Acht, Kappler," sagte der Inspector, „und reizen Sie das Thier nicht."

Beim Sportelschreiber war diese Warnung voll-

kommen überflüssig. Kappler wäre der Mann gewesen, ein Thier zu reizen. Die deutlich zu erkennende Ueberschrift hielt ihn sogar in der respectvollsten Entfernung. Mit großer Verwunderung betrachtete er das sehr lebendige Thierchen, das bald unter das Wasser fuhr, bald an der inneren Seite des Gitters eiligst auf- und ablief.

„Die Fischotter hat ja vier Beine!“ sagte verwundert der Sportelschreiber.

„Na freilich!“ antwortete der Inspector. „Warum soll sie denn nicht vier Beine haben?“

„Ich glaubte, die Fischotter wäre eine Schlange; der Ausdruck: Otter, hat doch so etwas schlangenhaftes.“

„Wieder ein Mangel Ihrer fehlerhaften Erziehung,“ rügte Sonnenschmidt.

Man kam zum Seehunde, der seinem Bassin entstiegen war und sich am Rande sonnte. Der Sportelschreiber betrachtete mit vieler Aufmerksamkeit das unbehülfliche Thier.

„Wie ist es aber,“ frug Kappler mit höchlichem Erstaunen, „dem Seehunde in Ermangelung der dazu gehörigen Füße nur menschenmöglich, aus dem Wasser, das sein eigenthümliches Element zu sein scheint — daher wohl auch der Name — auf das trockene Land zu gelangen?“

„Wie er das anfängt,“ sagte der Inspector, „weiß ich auch nicht. Da müssen Sie ihn selber fragen, das ist dem Seehund seine Sache.“

Plötzlich rief leise der Sportelschreiber im höchsten Erstaunen: „Herr Inspector! Herr Inspector!“

„Was giebt's?“

„Sehen Sie 'mal dort auf der Wiese den ungeheueren Gänserich!“

„Selbst Gänserich!“ erwiderte der Inspector ärgerlich. „Das ist ja der Vogel Strauß aus Afrika, der trotz seiner Größe doch so bornirt ist, daß, wenn er verfolgt wird, den Kopf in ein Loch steckt, weil er glaubt, daß ihn der Feind nicht sähe.“

Man hatte jetzt den Mittelpunkt des Parkes erreicht, wo das große Affenhaus dem schaulustigen Publikum und namentlich der Kinderwelt einen Hauptversammlungsplatz darbot. Wohl an zwanzig kleine und große geschwänzte Gestalten trieben hier ihr ungenirtes Wesen und gefielen sich in den groteskesten Capriolen. Der Inspector konnte sich an den Fratzen und Faxen, Sprüngen und Grimassen der geschwänzten Welt nicht satt sehen, während der sittsame Sportelschreiber an gewissen Positionen und Geberden gerechten Anstoß nahm, z. B. wenn ein Pavian sich nicht entblödete, einem verehrungswürdigen Publikum sein vollkommen unverhülltes, blaues Hintertheil zuzukehren oder einem Collegen dadurch einen Liebesdienst erzeugte, daß er dessen Fell von gewissen Schmarotzerthierchen befreite, die er sich mit grinsender Freundlichkeit sofort wohlschmecken ließ. Der Sportelschreiber wendete bei derartigen unästhetischen Scenen sein Antlitz schamhaft ab. Der Inspector trat jetzt dem Gitter ganz nahe, zog einige Eckchen Semmel aus der Tasche und fütterte die Affen, ein Schauspiel, das ihm viel Unterhaltung gewährte, weil es nicht selten Streit unter dem geschwänzten Volke hervorrief, indem Einer dem Andern die erhaltene Gabe abzujagen bemüht war. Da der Inspector bei seiner Fütterung sehr parteiisch zu Werke ging, indem er nur die kleineren Affen bedachte, die größeren aber fast ganz unberücksichtigt ließ, sie sogar neckte und die hingehaltene Semmel, so einer zulangen wollte,

schnell wieder zurückzog, so ärgerte das einen der letzteren in hohem Grade. Er hatte schon unterschiedliche Male nach dem Semmelbissen gehascht, aber immer vergeblich, weil der Inspector jedesmal, sobald das Thier zufuhr, die Hand rasch zurückzog. Der Langschwanz sann auf Rache. Das Erste, wodurch er dem Inspector seine gründliche Verachtung zu erkennen gab, war, daß er Sonnenschmidten eine Zeit lang expreß und ausdrucksvoll sein gefärbtes Hintertheil hinhielt. Dann fuhr er pfeilschnell das Gitter empor, langte mit seiner langen Kralle hinaus, und ehe sich's der Inspector versah, war er um seine Mütze, mit welcher der Affe in die höchste Region des Affenhauses emporflüchtete. Es war das Werk von zwei Secunden.

„Donnerwetter! Meine Mütze!" rief der Inspector, und ein Wärter eilte auf diesen Ruf herbei.

„Der Spitzbube," fuhr Sonnenschmidt fort, „hat mir meine Mütze gestohlen und sitzt ganz dort oben, er wird sie mir verunreinigen."

„Da ist freilich schwer beizukommen," erwiderte der Wärter; „wer heißt Sie auch so nahe an das Gitter treten. Ich will versuchen, der Mütze habhaft zu werden, aber ich bezweifle. Joko ist einer der malitiösesten."

„Ach du mein Himmel!" lamentirte plötzlich der Inspector, der seine Kopfbedeckung nicht aus den Augen verlor. „Jetzt fängt der Racker an, sie rücksichtslos zu zerfleischen. O, Du Heidenhund!"

Da sich bei der Mißhandlung der Mütze noch andere Affen betheiligten, war es für den Wärter keine Möglichkeit, der Kopfbedeckung des Inspectors wieder ganzbeinig Herr zu werden. Es währte auch gar nicht lange, als sich die Affen in den Gegen=

stand ihrer Rache getheilt hatten und mit den Fragmenten allerlei Kurzweil trieben. Der Inspector wollte verzweifeln.

„Meine schöne Mütze!" jammerte er einmal über das andere. „Sie kostet baare fünfundzwanzig Silbergroschen. Wo soll ich jetzt gleich eine andere herbekommen?"

Der Wärter wußte Rath, er ließ Sonnenschmidten einstweilen seine Dienstmütze, über deren Schirm eine große messingene 3, die Dienstnummer des Wärters, angebracht war.

„Schöne Geschichten!" murrte Sonnenschmidt, die Mütze aufprobirend, „mit dieser Nummer 3 hält man mich wahrscheinlich für einen Bärenführer."

Kappler, dessen Gesicht nicht das schärfste war, erkundigte sich jetzt eines Näheren nach dem Mützenräuber.

„Dort oben sitzt der Racker und grinst mich an," sagte der Inspector. Damit zeigte er nach dem obern Raume des Affenhauses.

„Der mit dem blauen Antlitze?" erkundigte sich Kappler.

„Nicht doch," erwiderte der Inspector, „dort die schwarze Canaille ist's."

Er kam hierbei mit der Hand, die nach dem Affen zeigte, dem Gitter wieder ganz nahe. Da fuhr ein zweiter Affe, der ebenfalls bei dem Semmeltractement nicht berücksichtigt worden war, rasch herbei und biß den Inspector in den Zeigefinger.

„Schinderknecht!" schrie Sonnenschmidt und fuhr wie besessen mit der Hand, deren Zeigefinger stark blutete, zurück. „Das hat noch gefehlt; erst die Mütze und jetzt angebissen. Wärter," fuhr er diesen

grimmig an, „warum steht hier nicht, wie bei der Fischotter, angeschrieben, daß die Rackers beißen?"

„An Warnung fehlt es nicht," erwiderte der Gefragte. „Dort, die Tafel, sehen Sie, ersucht das Publikum, die Thiere nicht zu necken."

„Ich habe sie aber nicht geneckt, sondern im Gegentheil gefüttert."

„Der geehrte Herr sind gleichwohl dem Gitter vorschriftswidrig zu nahe getreten."

„Das thut teufelmäßig weh," fuhr der Inspector fort, seinen Finger betrachtend und um denselben das Taschentuch wickelnd. „Kommen Sie, Kappler, diese Affenluders können mir gestohlen werden."

Man setzte die Wanderung fort. Während der Inspector immerfort über seinen Finger lamentirte und vom Sportelschreiber angelegentlich bedauert wurde, kam man bei den lichtscheuen Eulen, den gefräßigen Wölfen, den zierlichen Gazellen und zahlreichen andern Thiergeschlechtern vorüber. Bei einer Gazelle sagte der Inspector: „Die hat Beinchen wie Schaumbrezeln; zerbrechliche Waare!"

Endlich begann es zu brummen; man näherte sich dem Bärenzwinger. Dem Sportelschreiber wurde wieder höchst unbehaglich zu Muthe, zumal, als er eines der zottigen Gesellen ansichtig wurde.

„Diese wilden Thiere," frug er ängstlich, „sind doch auch hinreichend gefesselt?"

„Gefesselt gerade nicht," meinte der Inspector, „aber betrachten Sie diese durabeln eisernen Stäbe, da soll es dem Bären wohl vergehen, durchzubrechen."

Kappler traute trotzdem dem Landfrieden nicht und hielt sich in möglichst bescheidener Entfernung.

„Im Walde," sprach der Inspector, „möchte ich einem solchen schwarzen Kerl freilich nicht begegnen."

Plötzlich bäumte sich einer der grösseren Bären an dem Gitter hoch auf und zeigte seinen gräßlichen Rachen. Kappler retirirte noch weiter und ward vom Inspector zurecht gewiesen.

„Er kann Ihnen ja gar nichts-thun," sagte er.

„Dieser Rachen," entschuldigte sich der Sportelschreiber, „gewährt aber einen wahrhaft erschütternden Anblick."

„Ja," meinte Sonnenschmidt, „den Kopf mag ich auch nicht hineinstecken."

„Darauf erkundigte er sich bei einem der Umstehenden, wo der Weg nach den Löwen führe?

„Gehen Sie immer geradaus," war die Antwort, „bis wo sich der Park lichtet, ganz im Hintergrunde der baumlosen Abtheilung befindet sich die Löwen- und Tigerburg."

Bei den Worten „Löwen- und Tigerburg" ward dem Sportelschreiber ganz eigenthümlich zu Muthe. Man passirte die Raubvogelvolière, wo die hohe Aristokratie der befiederten Welt, die Adler, Hauben- und Steppengeier, die gern zu den Wolken gestiegen wären, ihr einsames Dasein vertrauerten. Unmittelbar daran grenzte die Känghuruwiese. Zufällig machte in der Nähe ein Känghuru sein Männchen.

„O grausames Schicksal!" rief pl.tzlich der Sportelschreiber von seiner thierfreundlichen Gesinnung übermannt. „Hat man die Rücksichtslosigkeit so weit getrieben, dieses arme Thier eines Theiles seiner Vorderpfoten zu berauben!"

„Wie schlabbern Sie wieder," zankte der Inspector, „und blamiren sich vor den Leuten. Die Vorderpfoten sind beim Känghuru von Natur nicht länger, darum geniren sie auch das Thier bei der Fortbewegung im Geringsten nicht. Sehen Sie, wie

es flink und fidel über die Wiese setzt! Sein mächtiger Schwanz ersetzt ihm die Vorderfüße hinreichend."

Endlich hatte man das Ende des Parks erreicht, und war in der zweiten Abtheilung des Gartens eine Strecke dahingewandert, als aus dem Hintergrunde ein dumpfes Gebrüll vernehmbar ward.

„Das scheint mir der Löwe in höchsteigener Person zu sein," sprach der Inspector, während der Sportelschreiber mit höchst bedenklichem Gesicht stehen blieb.

„Allons! Vorwärts!" commandirte Sonnenschmidt. „Seien Sie kein Kind! Sehen Sie die vielen Menschen dort, Frauenzimmer und zarte Kinder, die sich alle nicht fürchten."

Plötzlich entstand unter dem vor der Löwenburg versammelten Publikum ein panischer Schrecken und fürchterliches Geschrei. Alles ergriff, fast übereinander stürzend, die rasendste Flucht. Es hieß: der Tiger suche durchzubrechen! — In der That wirthschaftete auch die wilde Bestie mit aller Gewalt an den eisernen Stäben. Der Erste, der in gestreckter Carrière am Inspector und Sportelschreiber vorübersauste, gab auf die hastige Anfrage des Ersteren gar keine Antwort. Ein zweiter Vorübersausender rief: „Zurück! Der Tiger ist los!" Kaum waren diese Schreckensworte an des Sportelschreibers Ohr geklungen, als er, ohne sich mit dem Inspector in irgend welche Discussion einzulassen, mit emporgesträubtem Haar in beispiellosen Sätzen nach dem Park zurückfloh, so daß der beleibte Inspector, der natürlich auch nicht stehen blieb, kaum zu folgen vermochte

„Kappler! Kappler!" keuchte der Letztere, „nehmen Sie mich mit!" Aber bei dem voranspringenden

Sportelschreiber fand diese Mahnung nicht den geringsten Anklang. Plötzlich verschwand er im Gebüsche. Der Inspector schweißgebadet nach. Er folgte instinktmäßig dem Geprassel der Zweige, wo der Sportelschreiber sich durchbrach. Er folgte und fiel, wie es bereits bei Kappler der Fall gewesen, in eine zwei Ellen tiefe Cisterne, deren Boden mit dickem Schlamm überzogen war.

In dieser allerdings höchst uncomfortablen Lage glaubte man wenigstens vor der ersten Wuth des Tigers gesichert zu sein, da das dichte Gebüsch die Beiden dem blutdürstigen Blicke entzog. Man vernahm zähnklappend die Fußtritte des flüchtenden Publikums, das Wehegeschrei der Frauen und Kinder.

„Wahrscheinlich frißt er schon,“ schauderte der Inspector. „Es waren Viele vor uns; sobald er ein paar Personen im Leibe hat, ist er weniger gefährlich und soll als sattes Vieh von den Wärtern leicht zu bewältigen und in den Gewahrsam zurückzubringen sein.“

Kappler, mehr todt als lebendig, fand wenig Trost in dieser Mittheilung des Inspectors. Er klapperte am ganzen Leibe und nahm sich als sonst sehr reinlicher und sauberer Mann nicht einmal Zeit, seiner Fußtoilette, die durch den Schlammboden des Bassins nicht wenig gelitten, die erforderliche Aufmerksamkeit zu schenken. Kappler wie der Inspector staken beide bis über die Knöchel im Schlamme.

„Wenn der Tiger,“ fuhr der Inspector fort, „trotz unseres Verstecks uns nachspüren sollte, bleibt nichts übrig, als daß wir uns todt stellten, das ist nach allen afrikanischen Reisebeschreibungen das Allerbeste, was man in solchem Falle thun kann. Er beschnobert und beriecht uns und wendet uns höch-

stens ein paarmal um. Selbst wenn er an uns sein Wasser abschlagen sollte, was zuweilen vorkommt, dürfen wir nicht mucksen."

Das Gelaufe und Geschrei in der nächsten Umgebung hatte endlich aufgehört. Alles war geflüchtet. Eine unheimliche Stille folgte. Plötzlich rief die Stimme eines Oberaufsehers des Gartens laut und vernehmlich: „Fürchten Sie nichts, meine Herrschaften, es ist blinder Lärm,. der Tiger kann nicht heraus. Seien Sie ganz unbesorgt, kehren Sie zurück."

Die Stimme eines Engels konnte für den Inspector und Kapplern nicht wohlklingender tönen.

„Kehren Sie zurück," wiederholte die Stimme des Beamten, „es ist durchaus keine Gefahr."

„Der Teufel auch," sagte der Inspector, „ob wir es jetzt schon wagen?"

Das Publikum schien diese Besorgniß gleichfalls zu theilen und wollte sich nicht sofort wieder einfinden.

„Aber in diesem Moraste können wir auch nicht bleiben," fuhr Sonnenschmidt fort, „das ist ja ein niederträchtiger Aufenthalt! Ich habe keinen trockenen Faden an meinen Strümpfen."

Plötzlich fühlte sich der Inspector an dem einen Stiefel ziemlich unsanft gepackt, er drehte sich um, der Ursache dieses ungewohnten Gefühles nachzuspüren, als er in das entsetzlichste Zetermordio ausbrach, das man wohl je in seinem Leben von ihm vernommen, wobei er zugleich verzweiflungsvoll und aus Leibeskräften an seinem rechten Beine zog. Es war nämlich ein großer Krokodilkopf aus dem Sumpfe zum Vorschein gekommen, der nach dem Leichnam des Inspectors Verlangen trug. Die beiden Erbfahrer hatten bei ihrer verzweifelten Flucht vor dem Tiger

das Malheur gehabt, in das Alligatorbassin zu gerathen. Da der Inspector keine Waffe bei sich hatte, griff er in Verzweiflung nach der Interimsmütze Nummero 3 und keilte mit Todesverachtung auf den Alligatorkopf, der auch, da ihm unter dem nördlichen Breitegrade die ägyptische Energie mangelte, Sonnenschmidts Bein endlich losließ und sich mit der Dienstmütze Numero 3 begnügte, die in dem gräßlichen Rachen auch bald verschwand, während der Inspector mit einer Behendigkeit, die man seiner Corpulenz gar nicht zugetraut hätte, die steinerne Umfassung des Bassins emporzuklimmen bemüht war, wobei er, wie ein von Wölfen angegriffenes Pferd mit beiden Beinen ununterbrochen hintenausschlug.

Während aber der Inspector wie ein Ertrinkender arbeitete, um aus dem schauderhaften Behälter empor und an das Land zu kommen, hatte ein kleiner Krokodilkopf den Sportelschreiber am Rockschoße erfaßt. Kappler, sowie er seines Feindes ansichtig geworden, zeterte womöglich noch gellender als der Inspector. Er schrie in der That entsetzlich, als sei er bereits halb aufgefressen und strebte gleichfalls aus Leibeskräften emporzuklettern. Das hatte aber seine weit größeren Schwierigkeiten als bei dem Inspector, weil sich das kleine Krokodil in seinen Rockschoß verbissen hatte, so daß der Sportelschreiber den Aegypter wie er leibte und lebte hinter sich herzog.

Auf das wahrhaft penetrante Geschrei Kapplers eilten endlich ein paar Aufseher des Gartens herbei. Doch kaum hatten sie sich von der verzweifelten Lage der beiden Kleinstädter überzeugt, als es ihnen schwer wurde, ein lautes Auflachen zu unterdrücken. Sie wußten nur zu gut, daß ihren schachmatten Krokodilen nicht nach Menschenfleisch gelüstete und keineswegs

gefährlich waren. Zuerst arbeitete man den Inspector empor, was bei dessen Wohlbeleibtheit nicht ohne Schwierigkeit zu bewerkstelligen war. Alsdann befreite man den Sportelschreiber von seinem ägyptischen Anhängsel und förderte ihn gleichfalls zu Tage. Ein Stück Rockschooß blieb freilich im Besitze des kleinen Krokodil's, wie auch sein größerer Vetter die Dienstmütze Numero 3 nicht wieder herausgab.

Der Inspector war so schachmatt vom gehabten Schrecken, daß er kraftlos auf eine Bank sank. Mit dem Sportelschreiber war dasselbe der Fall.

Als der Inspector die Sprache wieder bekam, sagte er: „An diesen Tag will ich denken, so lange mir zu denken möglich ist."

„Ich auch!" seufzte der Sportelschreiber.

„Wie steht's mit dem Tiger?" war die zweite Frage des Inspectors.

„Blinder Lärm," beruhigten die Gartenbeamten.

In der Wohnung eines derselben wurden die Erbfahrer nun gereinigt, und da ihre Toilette sich in einem sehr „morösen" Zustande — wie sich der Sportelschreiber ausdrückte — befand, brachte man die Beiden vermittels einer Droschke nach ihrem Hotel.

Der Inspector hatte außer der Droschke auch noch das Vergnügen die Dienstmütze Numero 3 zu bezahlen.

Neuntes Kapitel.

Neue Betrübniß im Pfarrhause Lindenruh.

Die freudige und hoffnungsreiche Stimmung, die in Folge der Riesemeuschel'schen Entdeckung eine Zeit lang im Pfarrhause zu Lindenruh eingekehrt, war einer gegentheiligen gewichen und Pfarrer Frommhold, wie schwer es ihm ankam, hielt es jetzt für seine unabweisbare Vaterpflicht, das Verhältniß seiner Tochter zu dem jungen Britten entschieden aufzuheben. Er hatte erkannt, daß Williams Vater fest entschlossen war, die Einwilligung zu einer Verbindung seines Sohnes mit einem deutschen und überdieß unbegüterten Mädchen nicht zu ertheilen.

Nachdem William in freudigster Erregtheit sich beeilt hatte, seinem Vater eine Persönlichkeit namhaft zu machen, die allen Erfordernissen des Programms entspräche, hatte der Alte gleichwohl hinsichtlich des dritten Punktes, wo es sich um des Sportelschreibers Opferfreudigkeit gegen die Nichte des Brückenzollgeldeinnehmers Langschädel handelte, sehr nachdenklich mit dem Kopfe geschüttelt. Er erkannte das gute Gemüth und die edle Handlungsweise Kapplers zwar an, meinte aber, das gebrachte Opfer sei deshalb nicht so hoch anzuschlagen, weil es sich um ein liebenswürdiges junges Mädchen gehandelt, das der Sportelschreiber verehrt und im Herzen getragen. Bei einer

hülfsbedürftigen alten Frau würde sich Herr Kappler wohl kaum veranlaßt gefunden haben, das romantische Opfer zu bringen; und darin bestehe eben eine wahrhaft edle That, daß sie, aller Leidenschaft bar, ein Product der reinsten und uneigennützigsten Menschenliebe sei. Schon der deutsche Dichter Goethe ließe den Mephistopheles in seinem unsterblichen „Faust“ sagen:

„So ein verliebter Thor verpufft
Euch Sonne, Mond und alle Sterne,
Zum Zeitvertreib, dem Liebchen in die Luft.“ —

Und so sei es auch im vorliegenden Falle. Was ein begeisterter Liebhaber, der sich der Geliebten gegenüber selten in zurechnungsfähigem Zustande befinde, der Angebeteten zu Liebe thue, könne unter die völlig uneigennützigen Opfer nicht gerechnet werden. Uebrigens freue sich John Harley, wenigstens von einem Menschen vernommen zu haben, der die ersten zwei Bedingungen zu erfüllen im Stande sei.

Im Pfarrhause zu Lindenruh ließ man also gar sehr den Kopf hängen; nur Riesemeuschel nicht, der gerade wieder zum Besuche da war, als die englische Hiobspost einlief.

„Die alte Seemöve,“ sagte er, nachdem er die englische Abfertigung gelesen, „hat im Grunde so Unrecht nicht. Was opfert man nicht für ein angebetetes Wesen! Aber sollte denn,“ fuhr er nachdenklich fort, „in dem Dasein unseres tugendhaften Sportelschreibers nicht noch eine anderweite That aufzutreiben sein, die seine Uneigennützigkeit, auf welche der alte Britte hauptsächlich Werth zu legen scheint, auf das Unzweifelhafteste nachwiese? Freilich, von heroischen Thaten muß in dem umfriedeten Leben dieses Biedermannes abgesehen werden. Aber

dem kleinen Veilchen gleich, das im Verborgenen blüht, ließe sich doch vielleicht noch ein Moment ausfindig machen, der den alten Britten zufrieden 'stellte. Wenn ich nur dem Sportelschreiber einmal recht ungestört beikommen könnte und nicht Gefahr liefe, dem Inspector in die Hände zu gerathen, welcher Kapplern wie der Geier die Taube umklammert hält."

Der Pfarrer reichte dem Heldenspieler dankbar die Hand, rieth aber von weitern Schritten in dieser Angelegenheit ab, da er sie für vergeblich hielt.

„Wir wissen, alter Freund," sagte er, „wie wahrhaft gut und aufrichtig Ihr es mit uns meint und sind Euch dafür zu innigstem Danke verpflichtet; aber geht jetzt nicht weiter, es hieße Zeit und Mühe verschwenden. Wenn die angeführte edle That Williams Vater nicht zufriedengestellt hat, glaube ich nicht, daß eine noch uneigennützigere des edeln Sportelschreibers aufzufinden ist. Es soll nicht sein. Da ist das Beste, daß wir uns demuthvoll in den Willen des Himmels fügen und zu vergessen suchen, was einmal nicht zu ändern ist."

Die in ihrem Jugendmuthe zuweilen etwas vorlaute Hedwig theilte diese resignirende Anschauung ihres Vaters nicht. Sie gab im Gegentheil dem Heldenspieler durch aufmunternde Pantomimen zu erkennen, daß er die Flinte noch nicht in's Korn werfen sollte, während die schöne Marie, ohne aufzublicken, mit ihrer weiblichen Arbeit beschäftigt war. Niesemeuschel, der die Letztere beobachtete, konnte sich an deren entzückender Anmuth nicht satt sehen. Er fuhr daher fort: „Wenn der alte Meergeuse mein gutes Marielein nur einmal von Angesicht zu Angesicht schauen könnte, ich bin fest überzeugt, daß der

alte Eisbär da bald auf mildere Gedanken kommen würde. Wie liebenswürdig William sein Mädchen immerhin dem Alten geschildert haben mag, was ist alle Beschreibung gegen die reizende Wirklichkeit."

Marie verwies erröthend solche Reden und beugte sich noch tiefer auf ihre Arbeit. Niesemeuschel aber sagte: „Ein Versuch muß noch gemacht werden und das gleich morgen." Darauf sang er aus Marschners Templer:

„Die Schönheit ist des Kampfes werth!"

und schloß mit Marquis Posa:

„Ich gebe nichts verloren als die Todten."

Hedwig aber nickte ihm freundlich und beistimmend zu. Der Heldenspieler, um in die gedrückte Stimmung etwas Heiterkeit zu bringen, theilte jetzt aus seinem reichen Anecdotenschatze so drollige Sächelchen mit, daß er seinen wohlwollenden Zweck in der That auch erreichte.

Zehntes Kapitel.

Hochmuth kommt vor den Fall.

„Kappler," sagte der Inspector einige Tage nach dem Besuche des zoologischen Gartens, „wenn Ihre Erbschaft nun nicht ehebaldigst ausgezahlt wird, glaube ich kaum, daß wir ganzbeinig nach Neukirchen zurückkommen."

„Wie so, mein verehrter Herr Inspector?"

„Haben wir nicht bereits Beide unser Blut gelassen? — Ich sogar doppelt, und wer weiß, was noch über uns hereinbricht, bevor dieser Assecuranzrath unsere Sache vor Gericht in Ordnung bringt und wir zu unserm Gelde kommen."

„Allerdings," gestand der Sportelschreiber, „der in Aussicht gestellte Boxkampf — — doch hoffe ich noch immer, daß in der Brust des Herrn Lords mildere Gesinnungen die Oberhand gewinnen dürften."

„O," lachte der Inspector, „vor dieser Boxerei ist mir ganz und gar nicht bange; die ist für mich Kinderspiel. Ich bin stärker als der Lord und auch größer. Ich werde den Kerl durchwalken, daß er sein Lebtag an diese deutschen Keile denken soll. Mir wäre es nicht einmal lieb, wenn er jetzt zurückträte, ich büßte da eine Gelegenheit ein, Mosje Plumfield für den unverschämten Scandal, den er in Rosenau

verübt, zu züchtigen. Da war der Affenbiß zehnmal schlimmer, die Wunde schmerzt mich noch."

Während dieser Unterhaltung trat der Assecuranzrath in's Zimmer. Der Inspector trat demselben mit der höchst unmuthigen Frage entgegen: „Aber ich bitte Sie um Gotteswillen, Lepperdinger, wie lange sollen wir in diesem theuern Neste noch unser Geld todt schlagen? — Sie haben nun von Woche zu Woche vertröstet und ich weiß zur Stunde nicht einmal, wie hoch sich die Erbschaft beläuft."

Der Assecuranzrath schien diese Frage ganz zu überhören und erwiderte: „Vor allen Dingen muß der Ehrenhandel in's Reine gebracht werden, das ist jetzt die Hauptsache."

„Die Hauptsache?" murrte der Inspector, „die Erhebung der Erbschaft ist die Hauptsache, ihretwegen sind wir ja hier."

Auch diese Aeußerung schien der Assecuranzrath keiner Erwiderung für werth zu halten und antwortete: „Ich komme soeben von Lord Plumfield."

„Und?" fragte der Inspector.

„Meiner ausdauernden Beredsamkeit und überzeugenden Dialectik ist es nach zweistündiger Verhandlung gelungen, den Lord dahin zu bestimmen, daß er gegen eine Entschädigung von hundert Dukaten auf weitere Genugthuung verzichtet."

„Hundert Dukaten?" rief empört der Inspector, „hundert — — —" (der Ausdruck, dessen sich hier Sonnenschmidt bediente, ist anstandshalber nicht wieder zu geben) „Sagen Sie ihm das."

„Sie scheinen diese Ehrensache sehr auf die leichte Achsel zu nehmen."

„Ich nehme den ganzen Lord auf die Achsel und spiele Fangeball mit ihm."

„Ich würde an Ihrer Stelle doch die Entschädigung vorziehen," rieth Lepperdinger, „Plumfield ist erprobter Boxer und in England stets als Sieger aus solchen Kämpfen hervorgegangen."

„Genirt nicht," versetzte, seiner Kraft vertrauend, hoffärtig der Inspector.

„Wohlan!" sprach der Assecuranzrath, „so will ich gehen und die Secundanten besorgen."

„Wozu Secundanten, wegen einer so einfachen Prügelei?"

„Damit der Lord," meinte Lepperdinger, „sobald die Rabia über ihn kommt, was beim Boxkampf nicht selten der Fall ist, Sie nicht tödtet."

„Hoho!" lachte der Inspector.

„Auch bringt es die Form so mit sich," sagte Lepperdinger.

„Da bestellen Sie meinetwegen Secundanten. Aber könnte es bei mir nicht der Sportelschreiber verrichten?"

Kappler erschrak, als er vernahm, daß er persönlich in diesen bösen Handel verwickelt werden sollte.

Der Assecuranzrath erwiderte: „Der Herr Sportelschreiber wären jedenfalls ein Kind des blassen Todes. Seine Brust könnte den wiederholten Boxerstößen nicht widerstehen." Dann fügte er hinzu: „Oft kommt es nämlich bei solchen Kämpfen vor, daß der Secundant für den Duellanten selbst eintreten muß. Ich werde daher für robuste Persönlichkeiten Sorge tragen."

Der Sportelschreiber, der, wie wir wissen, es fast für Beleidigung erachtete, wenn man die Durabilität seiner Brust in Zweifel zog, hielt es im vorliegenden Falle doch für gerathener, nicht den Advokaten seiner

Brust zu machen und widersprach dem Assecuranzrath hinsichtlich der Secundantur nicht.

„Wenn soll denn die Geschichte eigentlich losgehen?“ erkundigte sich der Inspector.

„Gleich morgen Vormittag neun Uhr,“ sagte Lepperdinger, „damit wir noch für das Frühstück Zeit behalten.“

„Was für ein Frühstück?“

Lepperdinger erklärte: „Es bringt es die englische Boxersitte so mit sich, daß der Besiegte ein opulentes Frühstück zum Besten giebt.“

„Schon wieder fressen?“ sagte der Inspector. „Nun meinetwegen. Da es der edle Lord bezahlen wird, habe ich nichts dawider. Lassen Sie nur was recht Feines auftragen.“

„Unbesorgt!“ erwiderte der Assecuranzrath. „Wir frühstücken bei Feronelli, dahin haben wir nicht weit vom Kampfplatze.“

„Wo soll denn überhaupt geboxt werden?“ frug Sonnenschmidt.

„Im Birkenwäldchen, vor dem Wasserthore,“ versetzte der Assecuranzrath. „Da ist auch gleich das Lazareth in der Nähe.“

„Bon!“ sagte, noch immer hoffärtig, der Inspector. „Da kann sich der Lord gleich seine Knochen ausbessern lassen, falls ich ihm einige zerschlagen sollte.“

Kappler bewunderte im Stillen den Muth des Inspectors. Bevor der Assecuranzrath sich verabschiedete, ward er nochmals von Sonnenschmidt bestürmt, die Erbschaftsangelegenheit vor Gericht nicht länger auf die lange Bank zu schieben, was auch Lepperdinger hoch und theuer gelobte, und zwar für die nächsten Tage, da er einsah, daß sich die Ungeduld des Inspectors nicht länger bezähmen ließ.

Elftes Kapitel.

Der Boxkampf.

Der verhängnißvolle Morgen, wo Deutschland das erhabene Beispiel erleben sollte, einen Deutschen und einen Britten im Boxkampfe einander gegenüber stehen zu sehen, war angebrochen.

Kappler hatte die Nacht vorher sehr schwer geträumt, was er auch nicht verfehlte, dem Inspector beim Frühkaffee mitzutheilen.

„Papperlapapp!“ sagte Sonnenschmidt. „Sie sind den starken Kaffee nicht gewöhnt, der verdickt das Blut. Sie essen zu fett, das steigt in der Nacht alles in den Kopf.“

Als der Sportelschreiber die Besorgniß wegen des bevorstehenden Boxkampfes gleichwohl nicht zu unterdrücken vermochte, fuhr der Inspector fort: „Sie müssen sich eine solche Boxerei gar nicht so schlimm vorstellen, zumal wo, wie es hier der Fall ist, die Ueberlegenheit an Kraft auf meiner Seite ist. Noch vor'm Jahre habe ich in Zippeltitz den ganzen Tanzboden abgeräumt, weil eine Schlägerei entstand, und die Zippeltitzer sind ganz andere Kerle, als dieser schwammige, großbrittannische Engländer. Sie werden sehen, Kappler, wie bald ich mit ihm fertig werde.“

Diese letzte Aeußerung war dem Sportelschreiber

nichts weniger als angenehm zu hören; seinem sanften und friedfertigen Gemüth zufolge wäre es ihm weit wünschenswerther gewesen, hundert Meilen von dem Kampfplatze entfernt bleiben zu dürfen. Er sagte daher: „Da selbst, wenn zwei Hähne mit einander kämpfen, oder zwei Hämmel rücksichtslos mit den Köpfen gegen einander rennen, oder zwei Köter sich beißen, der Anblick stets etwas Erschütterndes für mich hat, so würde ich mich dem geehrten Herrn Inspector zu wahrhaftem Danke verpflichtet fühlen, wenn er die hohe Güte haben wollte, mich von der Zuschauerschaft geneigtest zu entbinden. Weit erquickender würde es für mich sein, wenn ich, während der Herr Inspector mit dem Herrn Lord kämpfen, in irgend einer Kirche mein heißes Flehen zum Himmel senden dürfte, damit der Sieg auf das Haupt des geehrten Herrn Inspectors gnädig herabsinke."

„Wegen meines Sieges," versetzte der Inspector, „brauchen Sie nicht in die Kirche zu laufen, den habe ich so gut wie im Sacke, da wäre es Luxus, den lieben Gott noch zu incommodiren. Auch brauche ich Ihre Gegenwart als Publikum, das sich an meinem Triumphe weidet. Wollen Sie mir später eine kleine Ovation bereiten, vielleicht in der Form eines Lorbeerkranzes, kann ich nichts dawider haben."

Obschon der Sportelschreiber vom Siege des Inspectors vollkommen überzeugt war, graute es ihm doch, Zeuge eines feindlichen Zusammentreffens zweier Ebenbilder Gottes zu sein, wo es nach seinem Dafürhalten ohne einige inhumane Püffe und Handgreiflichkeiten nicht gut abgehen konnte. Auch machte es ihm Skrupel, ob er als Städtisch-Angestellter nicht gegen seine Dienstpflicht verstoße, so er einem

jedenfalls polizeiwidrigen und der öffentlichen Ordnung zuwiderlaufenden Handgemenge als Zeuge beiwohne. Er konnte daher nicht umhin, wiederholt ein paar schwer zu unterdrückende Seufzer auszustoßen.

Der Assecuranzrath stellte sich pünktlich halb neun Uhr zum Abholen ein. Er sprach zugleich die Beruhigung aus, daß er für ein Paar robuste Secundanten Sorge getragen, auch alle Vorkehrungen getroffen habe, um nicht mit der Polizei in störende Berührung zu kommen, und was das Frühstück bei Feronelli anlange, werde man sein geschmackvolles Arrangement bewundern. Lepperdinger, nachdem der Inspector von den hundert Dukaten schlechterdings nichts wissen wollte, war jetzt bemüht, die Boxerei auf andere Art in seinem Interesse auszubeuten. Als Kappler von polizeilicher Berührung hörte, kam seine Aversion wegen der Zeugenschaft nochmals zum Ausbruch. Er schob wiederholt seine Stellung als städtischer Angestellter dazwischen, und ward nur dadurch etwas beruhigt, daß ihm der Assecuranzrath versicherte, daß sich selbst Minister und hohe Staatsräthe duellirten.

Der Inspector erkundigte sich jetzt eines Näheren über die Regeln, Sitten und Gebräuche beim englischen Boxkampfe. „Also ohne alle Waffen?" frug er.

„Ohne alle Waffen!" bejahte der Assecuranzrath.

„Selbst ohne Stock und Prügel?"

„Mit den beiden Fäusten allein wird gearbeitet."

Dem Inspector war das sehr angenehm zu hören. Er wußte, daß wer unter seine Fäuste gerieth, nicht auf Rosen gebettet sei. Er bestieg daher mit großer Zuversicht den Wagen, den der Assecuranzrath hatte

vorfahren lassen, während dem Sportelschreiber auf dem Rücksitze schon wieder zu Muthe war, als solle er zu seiner eigenen Hinrichtung abgeholt werden.

Lord Plumfield hatte sich in Begleitung zweier breitschulterigen, todtschlaglaunig aussehenden Persönlichkeiten, die als Secundanten figurirten, aber nicht gerade der gewählteren Gesellschaft anzugehören schienen, bereits auf dem Kampfplatze im einsam-gelegenen Birkenwäldchen vor dem Wasserthore eingefunden.

Der Lord war fast einen Kopf kleiner als der Inspector, aber untersetzt und stämmig; er hatte bereits den Rock abgelegt und die Hemdärmel bis an den Oberarm aufgestreift. Die Secundanten zeigten sich in demselben Boxercostüme, und Lepperdinger veranlaßte den Inspector, ebenfalls den Rock auszuziehen und die Hemdärmel aufzustreifen.

„Es erleichtert den Kampf ungemein," sagte er, und legte selbst mit Hand an des Inspectors Boxertoilette. „Auch um den Hals können Sie sich etwas leichter machen," fuhr er fort, „indem Sie das Halstuch lüften."

Der friedlich gesinnte Sportelschreiber schaute mit einem Armsündergesicht aus einiger Entfernung — denn ihn näher heranzubringen, war keine Möglichkeit gewesen — und halb von einem Baumstamme bedeckt, diesen unheimlichen Vorbereitungen zu. Zugleich recognoscirte er ängstlich die nächste Umgebung für den Fall eines Fluchtversuches, wenn die Sache zu ernst werden oder gar die Polizei sich einmengen sollte.

Lepperdinger, welcher gleichsam das Amt eines Unparteiischen übernommen, stellte jetzt nicht ohne gewisse Ceremonie die beiden Kämpfer auf die vorher

bezeichneten Plätze, drei Schritte einander gegenüber. Dem Inspector bedeutete er, daß auf das von ihm gegebene Commando: Eins! Zwei! Drei! jeder Kämpfer das Recht habe, den Gegner anzugreifen; zugleich erkundigte er sich bei Lord Plumfield, ob Se. Herrlichkeit mit drei einfachen Gängen zufrieden gestellt sei oder auf den altenglischen sieben bestehe.

Der Lord erwiderte in gebrochenem Deutsch, daß er mit drei einfachen Gängen satisfacirt sei. Der Inspector, welcher nicht recht wußte, was es mit diesen drei Gängen für eine Bewandtniß habe, erkundigte sich darnach beim Assecuranzrath.

„Das werden Sie gleich selber sehen," erwiderte der Gefragte und trat einige Schritte zurück. Die Secundanten hatten gleichfalls die ihnen angewiesenen Plätze eingenommen, während von Kappler hinter dem Baumstamme so gut wie nichts zu sehen war und nur die Quaste seiner Sackmütze etwas hervorlauschte.

„Attention!" commandirte jetzt Lepperdinger. Auf dieses Wort warf sich der Britte in die Boxerstellung, beide Arme gebogen nach vorwärts gehalten, während der athletische Inspector sich kampfmuthig emporreckte. Eine verhängnißvolle Pause erfolgte, während welcher der Assecuranzrath die beiderseitigen Stellungen nochmals untersuchte, ob Alles in der Ordnung und nach der Regel sei. Dann trat er auf seinen vorigen Platz zurück und zählte langsam und angemessen: Eins! Zwei! Drei!

Der Inspector, welcher trotz der eingezogenen Erkundigungen über das Wesen des englischen Boxkampfes fort und fort in dem bedauerlichen Irrthum schwebte, daß solche Boxerei schließlich doch nur auf eine einfache germanische Keilerei hinauslaufe, wo

nur die physische Stärke entscheide, stürzte beim Rufe „Drei!“ wie ein losgelassener Stier rücksichtslos auf seinen Gegner, um ihn durch solchen Choque um so leichter zum Falle zu bringen und zu bewältigen. Dem im Boxkampfe wohlerfahrenen Britten kam aber diese, aller künstlerischen Anschauung entbehrende Angriffsweise gerade recht.

Geschickt unterlief er den Inspector, und ehe sich's dieser versah, war seine Nase durch den ersten Boxerstoß breitgequetscht, so daß sofort das Blut hervordrang.

Die Wuth des auf diese Weise überraschten und außerdem vom Schmerz gepeinigten Inspectors war unbeschreiblich und stieg umsomehr, je weniger es ihm gelingen wollte, seines Peinigers habhaft zu werden, welcher nach glücklich vollbrachtem Stoße sofort das Weite suchte und nach wiederholtem Hackenschlagen die frühere Boxerstellung einnahm, wo er lauernd seinen Feind erwartete.

„Hund!“ schrie, kirschbraun im Gesicht und mit geschwollener, blutender Nase der Inspector und stürzte von Neuem auf seinen Gegner; aber auch diesmal unterlief ihn dieser geschickt, und der zweite Stoß beraubte den Inspector dreier Vorderzähne.

Jetzt begann Sonnenschmidt wie ein Stier zu brüllen und setzte, wie von der Tarantel gestochen, in fabelhaften Sätzen dem Lord Plumfield nach, der, von Neuem Hacken schlagend, retirirte und dadurch sein Ergriffenwerden unmöglich machte.

Dem Inspector war es jetzt vollkommen gleich, ob er den Lord todtschlage oder nicht. Sein ganzes Streben war darauf gerichtet, Rache zu nehmen und seine Wuth an dem Lord auszulassen.

Endlich faßte der Britte wieder Posto.

Sonnenschmidt, durch die zwei ersten Stöße, die seine Nase und Zähne so ungemein benachtheiligt hatten, außerordentlich gewitzigt, suchte vor Allem diese beiden hart mitgenommenen Partieen zu schützen. Er deckte sie mit beiden Armen und griff diesmal auch nicht im Sprunge an, sondern nahte langsam, aber furchtbar wie ein entschlossener Krieger, der alle seine Kräfte für den Hauptschlag aufspart. Aber auch der Lord schien mit einem Hauptcoup schwanger zu gehen. Grinsend lag er wieder auf der Lauer und es schien ihm diesmal vor Allem Sonnenschmidts umfangreicher Bauch, der durch die aufgehobenen Arme vollkommen blosgestellt, ein wünschenswerthes Angriffsobject abzugeben.

Daß der Boxer diesmal etwas Außerordentliches im Schilde führe, schien auch daraus hervorzugehen, daß er die beiden vorgestreckten Arme um einander wirbeln ließ, gleichsam, als könne er den Augenblick nicht erwarten, den Coup auszuführen. Der Inspector kam als verderbenschwangere Wolke näher und näher; wuthfunkelnd mordeten seine Blicke den Gegner schon im Voraus. Jetzt glaubte er den richtigen Augenblick erfaßt zu haben, den Britten mit Erfolg zu packen. Wie die Brillenschlange, nachdem sie ihr Opfer eine Zeit lang belorgnettirt, plötzlich auf dasselbe einstürzt, so der Inspector. Aber Lord Plumfield war doch noch resoluter, und ehe es dem Angreifer gelang, ihn zu fassen, hatten die beiden sich umwirbelnden Fäuste einen so concentrirten, urkräftigen Boxerstoß auf des Inspectors Bauch vollführt, daß die Athletengestalt wie ein Taschenmesser zusammenklappte und mit nach dem Himmel gekehrten Beinen im Grase lag.

Nicht ohne schadenfrohe Triumphatormiene sagte

der Lord, sich selbst lobend, in gebrochenem Deutsch: „Diese Stoß waren serr, serr gut."

Während aber auf die beschriebene Art der Inspector zum Falle gebracht war, was eine dumpfe Erderschütterung zur Folge hatte, vernahm man plötzlich ein entsetzliches Geprassel in dem benachbarten Strauchwerke. Kappler, welcher mit gesträubten Haaren dem Kampfe und der Katastrophe zugeschaut, glaubte nicht anders, als daß es jetzt über ihn hergehen werde und zog die schleunigste Flucht allem Andern vor. Rücksichtslos brach er durch Dick und Dünn. Seine Schnellfüßigkeit kam ihm dabei trefflich zu Statten.

Der Assecuranzrath aber trat zu dem noch immer auf dem Rücken liegenden und nach Luft schnappenden Inspector und erkundigte sich, ob er sich jetzt für den zweiten Gang aufgelegt fühle. „Das war nämlich der Erste," setzte er erläuternd hinzu, „und Se. Herrlichkeit wollen sich mit Dreien begnügen."

Statt aller Antwort ächzte der am Boden Liegende ganz erbärmlich. Als die Secundanten ihm aufhalfen, stellte sich auch noch heraus, daß das eine Bein verrenkt sei, so daß der Inspector weder zu gehen noch zu stehen vermochte. So blieb denn nichts übrig, um möglichst Aufsehen im Hotel zu vermeiden, als den Verwundeten zu Wagen nach dem in der Nähe befindlichen Lazareth zu schaffen.

„Unter acht Tagen," raunte der Lord dem Assecuranzrath in's Ohr, „ist an ein Aufkommen nicht zu denken."

Diese Worte klangen dem Letzteren nur zu angenehm.

Zwölftes Kapitel.

Der Inspector im Lazareth.

Der Inspector lag also im Lazareth, und da es sich um das ausgefallene linke Bein handelte, mußte dasselbe in schwebender Lage gehalten werden. Man hatte deshalb eine Bandage angebracht, die vermittelst einer Schnur durch die Stubendecke gezogen war und im obern unbewohnten Gemach durch einen Knebel gehalten wurde.

Dieser obere Raum diente aber den beiden Knaben des Lazarethinspectors zugleich als Spieltummelplatz. Eines schönen Tages erschienen Paul und Karl ebenfalls daselbst, und als sie in der Diele den Knebel bemerkten, nahm derselbe ihre ungetheilte Aufmerksamkeit in Anspruch. Sie vermochten sich schlechterdings über den Zweck dieses Holzes keine Auskunft zu geben, und wie hoffnungsvolle Jugend stets einem edlen Wissensdrange nicht widerstehen kann, begann man unterschiedliche Versuche mit dem Knebel anzustellen. Man drehte das kleine Holz bald rechts, bald links. Endlich gelangte Paul auf die schöpferische Idee, ob man das Ding wohl in die Höhe ziehen könne. Er strengte seine ganze Jugendkraft an, der Karl half wacker mit, und so gelang es auch diesen vereinten Bestrebungen, den Knebel sammt der Schnur ein ziemliches Stück in die Höhe zu ziehen. Die unter=

nehmenden Jünglinge ahnten dabei freilich nicht, daß sie dadurch dem linken Bein und dem daran befindlichen Inspector eine unfreiwillige Himmelfahrt bereiteten.

Der mit der allerscheußlichsten Laune behaftete Sonnenschmidt hatte soeben sein zweites Frühstück zu sich genommen, als er zu seiner nicht geringen Verwunderung bemerkte, wie mit einem Male sein linkes Bein, und zwar ganz ohne seine Genehmigung, höchst eigenthümliche Bewegungen bald nach rechts, bald nach links anstellte. Er begriff schlechterdings nicht, welches die Ursache dieses neumodischen Perpendikels sei, und sah der merkwürdigen Baumelei eine Zeit lang zu, da sie von weiter keiner Unannehmlichkeit begleitet war.

Plötzlich aber trat das Bein, jemehr Paul und Karl im oberen Stocke arbeiteten, die Reise nach der Decke an, so daß der Podex des Inspectors in die unabweisbare Nothwendigkeit versetzt wurde, sich der allgemeinen Bewegung anzuschließen und nachzurutschen. Jetzt wurde die Sache, zumal da die unfreiwillige Himmelfahrt nicht eben von den angenehmsten Gefühlen begleitet war, dem Inspector außerm Spaße. Er wollte soeben in ein vernehmbares Zetermordio ausbrechen, als die beiden Bomätschen oben ermüdet nachließen, wodurch das Bein zwar in seine frühere Lage zurückkehrte, aber mit dem indeß nachgerückten Gefäß nicht recht in Einklang zu bringen war. Erst nach wiederholten Anstrengungen gelang es dem Inspector, sein Hintertheil mit dem balancirenden Bein wieder in Harmonie zu bringen. Er arbeitete für diesen Zweck mit einem Eifer, wie ein auf den Rücken gelegter Krebs.

Unterdessen hatten Paul und Karl etwas ausge-

ruht und neue Kräfte gesammelt. Sie begannen ihr Hebewerk von Neuem, diesmal mit mehr Geschick und Ausdauer. So schwebte denn das unglückliche Bein abermals dem Himmel zu und abermals marschirte der betreffende Podex als getreuer Hintersasse gewissenhaft hinterdrein, so daß dem Besitzer des Letztern schließlich ebenfalls nichts übrig blieb, als sich der allgemeinen Himmelfahrt anzuschließen.

Der Inspector begann diesmal auf das Determinirteste zu zetern, da das Bein jetzt höher stieg, als das Erstemal und eine immer kerzengeradere Stellung gegen die Decke annahm. In dem Inspector tauchte endlich der schaudererregende Gedanke auf, man wolle ihn an den Beinen aufhängen, eine Todesart, die ihm allzeit als die abschreckendste erschienen. Er begann daher sowohl mit dem gesunden Fuße, wie auch mit beiden Armen so rasend zu strampeln und zu fechten und schrie dabei so verzweifelt, daß der im dritten Zimmer befindliche Krankenwärter den Hülferuf vernahm und herbeieilte. Als er in das Zimmer trat, wo Sonnenschmidt wie ein verrückter Kapellmeister mit Hand und Fuß arbeitete, hatte dessen Bein bereits den Winkel von 90 Grad erreicht und starrte kerzengerade in die Höhe, während des Inspectors Hintertheil ebenfalls schon in der Schwebe hing. Das Gesicht, womit Sonnenschmidt seinem treulosen Beine nachschaute, war unbeschreiblich.

Der Wärter erkannte sofort die Ursache der seltsamen Luftfahrt. Er sprang auf das Bett, schnitt die Schnur durch und stellte seinem Eigenthümer den Ausreißer mit möglichster Behutsamkeit wieder zurück, worauf er zugleich die zweckdienliche Lage des Kranken wiederherstellte. Hierauf entfernte er sich ebenso schnell

wie er gekommen und ehe sich Sonnenschmidt auf alles das einen Vers machen konnte, vernahm er durch das offenstehende Fenster von Oben herab ein Geräusch, das wie Ohrfeigen und Keile klang, mit obligatem Schmerzgeschrei. Der Wärter zahlte nämlich an Paul und Karl die Tagegelder für die gehabte Bemühung aus. Nach abgehaltener Execution kehrte er zurück und theilte dem Inspector die Ursache seiner Himmelfahrt mit, indem er zugleich versicherte, daß die gottlose Brut ihr Fett bekommen habe.

Nachdem sich der Wärter entfernt, erhielt Sonnenschmidt Gelegenheit, über dieses eben so neue wie außerordentliche Abenteuer die geeigneten Betrachtungen anzustellen.

„Das muß wahr sein," sagte er, „miserabler wie mir ist's wohl noch Niemandem als Erbfahrer ergangen, so lange die Menschheit überhaupt erbschaftet. Wie viele Beine haben in der Schwebe gehangen, ehe sich ein paar Rackers von Jungen fanden, dieselben in die Höhe zu ziehen. Jetzt wüßte ich in der That nicht mehr," fuhr er in seiner Selbstbetrachtung fort, „was noch für ein Mißgeschick über mich hereinbrechen könnte. Mit der scheußlichen Boxerei und der soeben überstandenen gräßlichen Himmelfahrt scheint sich mein Malefikus total verausgabt zu haben, hoffentlich, daß es nun wieder einmal bergan geht und ich recht bald mit gefülltem Säckel auf und davonziehen kann. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird der Asseeuranzrath meine Niederlage benutzt haben, die Erbschaftsangelegenheit endlich in Ordnung zu bringen."

In der That schien auch die Glückssonne dem Inspector wieder aufgehen zu wollen. Fräulein Aurelie trat in's Gemach und brachte eingemachte Früchte

zur Erquickung. Zugleich überreichte sie dem Inspector eine notariell abgefaßte Erklärung Kapplers, worin dieser gegen eine höchst mäßige Leibrente die gesammte Erbschaft in Bausch und Bogen an den Inspector abtrat.

Der verschmitzten Person war es nämlich durch Ueberredungskünste aller Art gelungen, den schwachen und nicht nach großen irdischen Gütern gelüstenden Sportelschreiber für diese schriftliche Erklärung zu gewinnen.

Sonnenschmidts Angesicht leuchtete wie das des vom brennenden Busche zurückkehrenden Moses, als er das für ihn unschätzbare Document überflog. Er weigerte sich darum auch nicht, einen Wechsel zu unterschreiben, welcher dem Fräulein Aurelie für die mit so glücklichem Erfolge gekrönten Bemühungen eine nicht unbedeutende Summe sicherte.

Doch was ist unterdessen aus unserem guten Sportelschreiber selbst geworden, der, als er den Inspector zu Boden fallen sah, die schleunigste Flucht ergriff, und der uns seitdem ganz aus den Augen gekommen ist? Das nächste Kapitel wird uns darüber die erwünschte Auskunft ertheilen.

Dreizehntes Kapitel.

Des Sportelschreibers Abenteuer in der Seiltänzerbude.

Nachdem der Sportelschreiber, wie er den Inspector hatte hinfallen sehen, aus Furcht, daß es jetzt über ihn hergehen werde, eine Zeit lang ohne zu wissen wohin, über Stock und Stein gesetzt war, siegte doch endlich die angeborene Menschenfreundlichkeit in ihm, daß er keuchend stehen blieb und sich selber den Text las.

Bist Du nicht der gewissenloseste Mensch auf der ganzen Erdenrunde, frug er sich, den Freund in der Noth schändlich zu verlassen? Wenn der rasende Lord den Inspector vollends kalt macht, trägst Du dann nicht mit Schuld an dem Untergange des Freundes und kannst als Mitmörder zur Verantwortung gezogen werden? Was kann Dir denn geschehen, so Du umkehrst? Du hast die Lady nicht umarmt und den Lord nicht beleidigt; leicht möglich auch, daß mit dem Falle des Inspectors des Lords Rachedurst gestillt ist. Dem besiegten Feind gegenüber ist dies beim Sieger in der Regel der Fall.

Ja, fuhr er nach einiger Ueberlegung fort, es erheischt es sowohl Menschen- als Freundschaftspflicht, daß ich Nachforschungen anstelle, was aus dem Inspector geworden ist? Falls er sich bei dem Falle

beschädigt haben sollte, bedarf er selbst meiner sorgsamsten Pflege.

Kappler faßte sich also Courage und trat den Rückweg nach dem Kampfplatze an, selbst auf die Gefahr hin, daß der Inspector todt geboxt am Boden liege. Als er sich zögernd dem verhängnißvollen Wäldchen näherte, blieb er wiederholt stehen und guckte lauschend durch die Zweige. Da war aber Alles todt und still. Der Sportelschreiber wagte sich näher und als er die Stelle des Boxkampfes endlich erreicht, war weder von dem Inspector, noch Lord, Assecuranzrath noch Secundanten eine Spur zu erblicken.

Kappler athmete bei dieser Entdeckung hoch auf. Wahrscheinlich, sprach er zu sich, sitzen die geehrten Herrschaften bereits beim leckerbereiteten Frühstück. Nach der gehabten Motion muß es namentlich Sr. Herrlichkeit und dem Herrn Inspector vortrefflich schmecken. Ich wäre nicht im Stande einen Bissen hinunterzubringen, so liegt mir der Schreck noch in den Gliedern. Ich werde daher die hohen Herrschaften nicht stören, sondern mich so unbemerkt wie möglich in das Hotel zurückziehen.

Gesagt, gethan, und bereits nach einem Stündchen saß der Sportelschreiber in der ungestörten Einsamkeit seines Zimmers, die ihm sehr wohl that und wo er sich von der gehabten Alteration allmählich erholte.

Da der Inspector, fuhr der Sportelschreiber in seinem Selbstgespräche fort, wenigstens nach den Wahrnehmungen so mir zu Theil geworden, wohl kaum als der Sieger in dem Boxkampfe zu betrachten sein dürfte, wird er auch das Frühstück zu be-

richtigen haben. Auch weiß ich nicht, fuhr er nach einigem Nachdenken fort, wie ich es jetzt mit dem Lorbeerkranze halte und ob dieses Symbolum des Sieges hinsichtlich des Herrn Inspectors sich nicht als entbehrlich herausstellen dürfte? Jedenfalls muß ich zuvor nähere Erkundigungen einziehen, welchen Verlauf der Boxkampf schließlich genommen. Ich mache mir darum jetzt wahrhaft Vorwürfe, nicht die völlige Beendigung des Kampfes abgewartet zu haben.

Dieses Kappler'sche Selbstgespräch wurde durch den Assecuranzrath unterbrochen, der mit den Worten: „Sieh' da, da sind Sie ja," in's Zimmer trat. Kappler erfuhr jetzt zu seinem nicht geringen Schrecken die entschiedene Niederlage des Inspectors und daß sich derselbe sogar im Hospitale befinde. Der Sportelschreiber in seiner Menschenfreundlichkeit wollte sofort zu ihm eilen zur Pflege, ward aber von Lepperdinger zurückgehalten.

„Der Inspector," sagte dieser, „bedarf der ungestörtesten Ruhe, in körperlicher, wie geistiger Beziehung. Darum ist von dem Arzte für die erste Zeit jeder Besuch auf das Strengste verboten. Benutzen Sie lieber die Zeit," rieth er, „zu kleinen Ausflügen in unsere malerische Umgebung. Heute z. B. ist Schützenfest in dem anderthalb Stündchen entfernten, reizend gelegenen Dorfe Podelwitz. Da geht es lustig her. Auch befindet sich eine Seiltänzergesellschaft daselbst, die ihre Sache recht gut machen soll. Ein solcher Ausflug wird zu Ihrer Zerstreuung und Erheiterung dienen nach der gehabten Alteration."

Obwohl es dem christlichen Sinne des Sportelschreibers nicht recht entsprechen wollte, seinem Vergnügen nachzugehen, während sein Freund an das Schmerzenslager gefesselt, glaubte er doch dem Rathe

des erfahrungsreichen Assecuranzrathes, der ihm wie Befehl klang, nachkommen zu müssen und so trat er bald nach seinem bescheidenen Mittagsbrode den Weg nach Podelwitz an.

Wie doch das Schicksal zuweilen merkwürdig spielt, sagte er unterwegs zu sich. Während des Herrn Inspectors beschädigtes Bein — der Assecuranzrath hatte ihm davon erzählt — in der Schwebe hängt, darf ich mich, Gott sei Dank, der meinigen bestens erfreuen. Selbst meine kleine durch die Hühneraugen verletzte Zehe ist wieder hergestellt und incommodirt beim Gehen so gut wie gar nicht.

Je näher der Sportelschreiber dem von schönen Wiesen umgebenen Dorfe kam, desto lebhafter schlug der Lärm des Volksfestes an sein Ohr. Es wurde nach dem Vogel geschossen, in den Würfelbuden klapperten die Würfel, Bratwürste prägelten, Biertöpfchen klirrten und in den unterschiedlichen Zelten gab's ein lustig Leben.

Der Sportelschreiber, welcher schüchtern die Bierzelte, in welchen tapfer gezecht wurde, durchwanderte, mußte sich gestehen, daß dieses Schützenfest in vielen Beziehungen auffallende Aehnlichkeit mit dem Neukirchner Königschießen habe, nur daß letzteres etwas später im Jahre fiel. Da es Kapplern in den Zelten etwas zu gedrängt und geräuschvoll herging, er auch kein großer Biertrinker war, so sehnte er sich nach einem höhern Kunstgenusse, auf welchen ihn der Assecuranzrath ganz besonders aufmerksam gemacht hatte. Es waren die Seiltänzer, welche ihren Kunsttempel einige hundert Schritte im Felde von Brettern aufgeschlagen hatten. Da auf Stangen lustige Fähnlein flatterten und die von einem Mohren geschlagene

Trommel das kunstsinnige Publikum beständig einlud, so war diese Kunsthalle nicht schwer aufzufinden.

„Hier, meine Herrschaften," schrie am Eingange ein phantastisch aufgeputzter Ausschreier, „werden Sie sehen Signor Basilico, ersten Equilibristen von Europa! — Treten Sie ein, meine Herrschaften — Signor Basilico, erster Equilibrist von Europa! — Die Production wird sogleich beginnen! Erster Platz zwei Silbergroschen, zweiter Platz einen Silbergroschen, dritter Platz einen Sechser.

Als der Sportelschreiber vom „ersten Equilibristen Europa's" hörte, pries er sein merkwürdiges Glück. Das nenne ich einen Dusel, sagte er zu sich, wieviel giebt es nicht Seiltänzer in Europa, muß ich gerade auf dem Schützenfeste von Podelwitz den Ersten auffinden.

„Treten Sie ein, meine Herrschaften," wiederholte der Ausrufer, „die Production wird sogleich beginnen!"

Auf diese Einladung glaubte Kappler keine Zeit verlieren zu dürfen und machte zwei Silbergroschen flüssig.

Ich darf dem Inspector, sagte er, keine Schande machen. Derselbe, wenn er nicht mit dem Beine in der Schwebe hinge und er mein Glück, den ersten Equilibristen Europa's zu bewundern, theilen dürfte, würde als Honoratiore jedenfalls den Zweisilbergroschenplatz vorziehen.

Kappler faßte sich also Muth und drang durch ein Heer ihn umgebender schul- und nichtschulpflichtiger Barfüßler bis zur Kasse vor. Als er sein Billet löste, verübte der bereits vollgepfropfte Groschenplatz, hauptsächlich aber der höher gelegene Sechserplatz viel Gedränge und Lärm. Die Aristokratie ließ,

wie überall so auch hier, vornehm auf sich warten, so daß Kappler, als er als Honoratiore eingetreten war, die für diesen Niederschlag des gesellschaftlichen Prozesses bestimmten und reservirten Plätze fast noch ganz unbesetzt fand. Obschon er in Folge seiner erlegten zwei Groschen vollkommen berechtigt gewesen, auf der noch unbesetzten Mitte der ersten und zweiten Bankreihe Platz zu nehmen, setzte er sich bei seiner großen Bescheidenheit gleichwohl ganz in die eine Ecke der dritten Reihe, und zwar unmittelbar an die Bretterwand, an deren äußerer Seite die zahlungsunfähige aber nicht minder schaulustige Dorfjugend einen ziemlich polizeiwidrigen Lärm und Spektakel verübte, indem ihr Bestreben dahin gerichtet war, zu den unterschiedlichen Astlöchern emporzuklettern, um ebenfalls ihren, wenn auch unbezahlten Antheil an dem inwendigen Kunstgenusse zu haben. Um jedoch die ziemlich hochgelegenen Astöffnungen zu erreichen, bedurfte es mehrerer der barfüßelnden Kunstenthusiasten, und zwar so, daß zwei behülflich waren um den Einen in den Himmel und zu dem Astloche zu heben, indem ihre Achseln als Fußschemel und Postamente dienten. Lange dauerte indeß das Plaisir des Obenstehenden nicht, weil die Ungeduld der beiden Andern, ebenfalls des Genusses theilhaftig zu werden, mit jeder Secunde wuchs, so daß rasche Abwechselung erfolgte. Zuweilen mengte sich auch Neid und Muthwillen in die Sache. Andere Buben zerrten an den Stützpfeilern, so daß der Oberste sich nicht halten konnte und herabfiel, worauf eine perpetuirlich sich wiederholende, aber kurze Keilerei erfolgte. Oft auch, wenn der Tumult an der Außenwand zu toll ward, fuhr der Künstlermohr entweder mit dem Besen oder mit einer Feuerspritze unter die Rotte und fegte und

spritzte sie eine Strecke weit feldeinwärts, welche Razzia von Seiten der Jugend stets von lautem Jubel und Zetermordio begleitet war.

„Kappler, an die inwendige Wand gelehnt, vernahm mit Mißbilligung den Lärm an der Außenseite.

Der Mohr, sprach er, kann es allein nicht machen. Es fehlt hier die nöthige polizeiliche Betheiligung. In Neukirchen dürften es die Jungen zur Königschießzeit nicht in dieser grellen Weise treiben, unser Bettelvogt ist da hart.

Indeß füllte sich der Kunsttempel sichtbar. Auch die Aristokratie stellte sich ein und nahm auf den Honoratiorenbänken Platz. Ja bald wurde es sogar gedrängt voll. Bereits saß Kappler ziemlich eng zwischen einem jungen Landmann und der Bretterwand, so daß kaum eine Hand breit Raum zwischen Beiden blieb, als ein oberbaierischer Viehhändler sich, die vollgepfropften Bankreihen durchackernd, bis zu Kapplern hindurchpreßte.

„Wollen Sie gefälligst dem Herrn Platz machen," rief die Stimme des Cassirers, „immer zugerückt, meine Herrschaften, es geht schon!"

„Der Henker auch," brummte der junge Landmann neben Kappler, „das wird schwer halten." Gleichwohl that er sein Möglichstes und preßte aus Leibeskräften zur Linken, um dem Oberbaier einigermaßen Platz zu machen, während Kappler aus Höflichkeit sich so dünn wie immer möglich zusammenpreßte. Aber trotz dieser vereinten Bestrebungen und trotz des wiederholten Zurufes aus dem Vordergrunde: „Immer zurücken, meine Herrschaften, immer zurücken!" wollte für die Leibesstatur des oberbaierischen Viehhändlers, gegen welchen selbst die stattliche Figur des Inspectors Sonnenschmidt nicht aufzukommen vermochte und

die Figur des Sportelschreibers zu einem wahren Schemen zusammenschwand, nicht der erforderliche Raum werden. Der Sportelschreiber, der ordentlich mit Grausen an dieser colossalen Fleischmasse und diesem Knochengebäude emporschäute und die Unmöglichkeit einer Niederlassung einsah, sagte in seiner gewohnten Höflichkeit, die ihn selbst in peinlicher Lage nie verließ: „Es dürfte sich wohl kaum ermöglichen lassen, sehr geehrter Herr, daß Hochdieselben hier noch Platz finden. Wollen Sie die werthe Geneigtheit haben, sich selbst von der nur allzubeschränkten Räumlichkeit —"

Der Oberbaier ließ sich jedoch durch diese gewählte Ansprache ganz und gar nicht beirren und erwiderte: „Lieb Herrle, g'duld'ge Oechsle gehen viel in den Stall." Hiermit begann er, seiner eigenen Schwerkraft vertrauend, und indem er mit seinem gewaltigen Hintern rücksichtslos niederdrückte, die Bresche gewaltsam zu erweitern. Kappler glaubte nicht anders, als daß ihm die Seele aus dem Leibe gepreßt würde. Er schnappte wie ein Karpfen nach Luft.

„Schauen's, 's geht Alles," sprach der Oberbaier, immer mehr Grund und Boden zu gewinnen suchend; „wenn man nur holt den gute Will' hot."

„Heiliger Himmel!" hauchte der halbzerquetschte Sportelschreiber, der nicht anders fürchtete, als dem Erstickungstode jetzt nicht mehr entrinnen zu können, „das ist ja rein, um rasend zu werden, das halte ich nicht fünf Minuten aus. Luft! Luft!"

„Das giebt sich Alles," beruhigte mit großer Ruhe der Viehhändler, indem er aus der Seitentasche seine Pfeife hervorlangte, „der Mensch gewöhnt sich an Alles."

„Ohne Luft ist das aber schlechterdings nicht möglich," replicirte der Sportelschreiber, dem immer unwohler wurde. „Um Gotteswillen, ich beschwöre Sie, rücken Sie zu. Ich verkomme."

Zum Glück hatten die oft wiederholten Worte des Cassirers: „Nur zugerückt, meine Herrschaften, nur zugerückt!" für den gequälten Kappler wenigstens das Gute, daß er, obschon noch immer sehr gepreßt, die Brust, um deren Kasten es ihm hauptsächlich zu thun war, etwas freier bekam. Er erhielt wenigstens soviel Raum, daß er wieder Dispositionsfreiheit über die eine Hand bekam, welche er sofort verwendete, um am Leibe nachzuspüren, ob ihm der Oberbaier nicht etwa einen Bruch gedrückt oder einen Brustknochen verschoben.

„Mein Gott," seufzte er, „das heißt auch Vergnügen. Ich will Gott danken, wenn ich nach beendigter Production nicht Blut spucke, wie eine auszehrende Jungfrau."

Die Conservirung seiner Gesundheit ging bekanntlich dem Sportelschreiber über Alles.

In dieser gepreßten Lage, fuhr er in seiner Gedankenaudienz fort, ist übrigens an einen reinen, ungetrübten Kunstgenuß nicht zu denken, und wären es die ersten Künstler Europa's. Ich kann ja nicht einmal applaudiren, falls ich ermunternden Beifall zollen will, weil dazu zwei Hände gehören. Und dieses Vergnügen, halb zu Tode gepreßt zu werden, muß man auch noch bezahlen. Es ist das viel verlangt.

Der Viehhändler hatte inzwischen seine Pfeife in Brand gesteckt und dampfte ungenirt seinen „dreimal um den Leib für drei Kreuzer", daß der empfindsame Sportelschreiber und abgesagte Rauchtabaksfeind

sich wiederholt mit dem Gesicht zurückbeugen mußte, sobald eine oberbaierische Dampfwolke ihn in Rauch und Aversion hüllte.

Nichts, sagte er, ist doch geselligkeitstörender, als ein allzubilligem Kraute entnommener Tabak. Der gesittetste Mensch riecht acht Tage darnach.

Endlich tönte die Klingel und die halsbrechenden Kunstleistungen nahmen ihren Anfang. Zu gleicher Zeit vernahm der Sportelschreiber an der Außenwand ein allgemeines Emporklimmen, sodaß in Kürze jedes Astloch besetzt war. Der Viehhändler war bald so vertieft in die Production, daß er seine Pfeife ausgehen ließ, was Kapplern äußerst erwünscht war. Auch ihm ward jetzt, obschon noch in ziemlich preßhaftem Zustande, Muse, den außerordentlichen Kunstleistungen die verdiente Bewunderung angedeihen zu lassen.

Ich liebe, sprach er zu sich, dergleichen allzugefährlich erscheinende Productionen nicht. Ein Fehltritt, und das Malheur ist fertig. Auf der anderen Seite jedoch ersieht man wieder, wie weit es anhaltender Fleiß und menschliche Kunstfertigkeit zu bringen im Stande sind. Es vereinigen sich demnach hier Augenlust und Belehrung. Das Angenehme, Gefällige geht mit dem Nützlichen Hand in Hand.

Die Production der Seiltänzer erfreute sich immer mehr der Aufmerksamkeit des Publikums. Bald saß namentlich der Sechser- und Groschenplatz verwundert, steif und starr da und sperrte regungslos das Maul auf. Es herrschte eine Stille, daß man ein Sandkorn konnte fallen hören. Eben gab der Amoroso der Künstlergesellschaft seine anmuthigen Stellungen und Balancements auf dem Seile zum Besten; auch Kappler war ganz hingerissen und schaute un-

verwandt und bewundernd nach der Bühne. Sein für Aesthetik sehr empfängliches Gemüth fand höchst angenehme Befriedigung in der Grazie des Amoroso, als sich mit einem Male seine Gesichtsmuskeln auf das Schmerzlichste verzerrten und ein rücksichtslos weithin schallendes desperates Zetermordio seiner Luftröhre entströmte. Zugleich preßte er mit solcher Verzweifelung gegen den Baier, daß dieser fast aus dem Gleichgewicht kam und bald umgeworfen worden wäre. Das ganze Publikum gerieth, ob dieses höchst aufregenden Geschrei's in Allarm; der Amoroso selbst erschrak dermaßen, daß er die Balance verlor, vom Seile fiel und sich das Bein verrenkte. Die ganze Vorstellung ward unterbrochen, der Tumult stieg; Kappler, der grimmig arbeitete, um aus der Presse zu kommen, zeterte fort, unbekümmert um Publikum und Alles. Bereits erwachte auf der obersten Gallerie ob dieser außerordentlichen Störung der Zorn. Der von oben herabschallende Ruf: „Schmeißt ihn 'naus! — Graurock, 'naus, 'naus!" theilte sich auch dem Parterre und Cercle mit. Nur der Oberbaier blieb ruhig und suchte mit praktischem Blicke nach dem Grunde von Kapplers Zetermordio. Letzterer hatte sich inzwischen mit Todesverzweiflung von der gefährlichen Brettwand losgemacht und visitirte mit noch immer schmerzverzerrtem Gesicht die rechte Seite seines Körpers. Dem Viehhändler war es indessen gelungen, die Ursache zu Kapplers Desperation ausfindig zu machen, und theilte sie mit Stentorstimme dem bereits sehr krawalllustigen Publikum in den Worten mit: „Der Malefizbua hot a Gukalocherle durch's Wandel g'bohrt, um's Seiltanz zu schauen, und hot halt's Herrle ach mit ang'bohrt."

In der That hatte eine Range, der Sohn eines Zimmermanns, wie später an den Tag kam, nachdem er alle Astlöcher bereits besetzt fand, zu einer eigenen Industrie seine Zuflucht genommen und vermittelst seines Vaters großen Nagelbohrs sich selber ein Perspectiv in das Innere eröffnen wollen. Der kunstliebende Knabe war aber bei seiner etwas kleinen Statur zu tief gerathen und hatte in der Person des angepreßt sitzenden Sportelschreibers ein hochzuverehrendes Publikum selber angebohrt.

Der Zorn des letztern ging in Folge der Enthüllungen des Viehhändlers in Theilnahme und Zuneigung für Kappler über. Man machte Platz, damit der Angebohrte Luft bekam. Der Dorfbader war zur Hand und prakticirte ihn in's Freie, wo er das Bohrloch untersuchte und zum Glück unbedeutend fand. Kappler hätte schwören können, der Bohrer müsse weit tiefer eingedrungen sein. Der Mohr war indeß hinausgesprungen, um des Attentäters habhaft zu werden. Bei seinem Erscheinen fiel das Astlochpublikum wie reife Pflaumen ab und ergriff die Flucht, an welche sich natürlich auch der Attentäter anschloß, so daß die Jagd des Mohren ohne den gewünschten Erfolg blieb. Erst etwas später ward der Bohrer entdeckt und zwar von seinen eigenen verscheuchten Commilitonen, die in ihm den Störer ihrer Freuden erkannten und ihn dafür tüchtig durchbläneten.

Kappler selbst war nach solchen außerordentlichen Erlebnissen um keinen Preis zu bewegen, wieder in den Kunsttempel zurückzukehren, obschon ihm der Director einen comfortablen Platz in unmittelbarer Nähe der Bühne anbot. Er dankte dem Himmel, daß der Bohrer keinen der edleren Theile verletzt

hatte; aber das Loch im Rocke, Weste und Hemde war nicht hinwegzuleugnen, was ihm keineswegs rosenlaunig stimmte.

Der gehabte Kunstgenuß, philosophirte er auf dem Heimwege nach der Stadt, steht in gar keinem Verhältnisse zu dem erlittenen Schaden und dem erlittenen niederträchtigen Schmerze. Es war wie der Biß einer giftigen Schlange, als das Eisen in meinem Leibe wühlte. Ich könnte eigentlich den Director auf Schmerzensgeld gerichtlich belangen und auf Reparatur der Garderobe. Der Mann scheint es aber auch nicht zum Wegwerfen zu haben, obschon es heute sehr voll war. Ich will christlich denken und die Sache auf sich beruhen lassen. Mag er das Pflaster bezahlen, das mir der Bader aufgelegt.

Der Sportelschreiber, was seine Gesundheit anlangte ein ungemein gewissenhafter Diätetiker, entsann sich jetzt, daß er eine gesundheitdienliche Vorsicht in der Zerstreuung unterlassen, die Jedem nach plötzlichem Schreck und gehabter Alteration als wohlthätig und gesundheitlich anzurathen ist, und welcher er in seinem Leben stets gewissenhaft nachgekommen war. Er sah sich daher bei seiner Schamhaftigkeit nach irgend einer geeigneten Localität um. Diese schien er denn auch nach längerem ängstlichem Suchen an einer tiefer im Felde einsam gelegenen Mauer gefunden zu haben. Er eilte dahin und erfüllte im Bewußtsein tiefer Einsamkeit und Unbelauschtheit die diätetische Vorschrift, als ein Kopf über der Mauer sichtbar wurde, welcher den für seine Gesundheit Besorgten die Worte zudonnerte: „Was treibt Er hier, wird Er gleich machen, daß Er fortkommt, oder ihn soll das Kreuzdonnerwetter —“ wodurch sich der von

Neuem aufgeschreckte Sportelschreiber sofort zur schleunigsten Flucht veranlaßt fand. Aengstlich enteilte er einem Grund und Boden, wo das Unschuldigste auf so undelicate Hindernisse stieß, und dankte seinem Himmel, als er die ungastliche Mauer bald weit hinter sich hatte.

Vierzehntes Kapitel.

Die Katastrophe.

Wie in der Welt auch das Schlimme oft sein Gutes hat, so war das mit der Niederlage des Inspectors der Fall. Niemandem konnte diese erwünschter kommen, als dem Heldenspieler Niesemeuschel, der diese freie Zeit benutzte, bei Kapplern nähere Nachforschungen über dessen Lebenslauf anzustellen. Er durchfuhr wie eine Feldmaus alle Schichten dieses umfriedeten Daseins; aber wie manch schmackhaft Körnlein er auch fand, die Zauberperle, die den alten John Harley hätte zufrieden stellen können, vermochte er nicht aufzutreiben. Nichtsdestoweniger hatten aber diese Nachforschungen auf der anderen Seite ihr Gutes. Der schlaue Niesemeuschel durchschaute nur zu bald, daß sich die Sache mit der ganzen Erbschaft aller Wahrscheinlichkeit nach um einen großen Schwindel Seitens des nicht zum Besten renommirten Lepperdinger handle. Als aber Niesemeuschel auch noch von Kapplern erfuhr, daß der Assecuranzrath sich mühe, den Inspector, den er, um ihn zu kirren, durch seine Helfershelfer ein paar Hundert Thaler auf der Börse hatte gewinnen lassen, für ein Compagniegeschäft bearbeitete, wo es sich Seitens Sonnenschmidts um die Unterzeichnung eines Wechsels von zweitausend Thaler handle, hielt es

Riesemeuschel für seine Pflicht, den Inspector schriftlich, aber anonym zu warnen. In der That hatte auch diese Warnung zur Folge, daß Sonnenschmidt, der schon einmal zur Unterschrift die Feder angesetzt hatte, sich trotz alles Drängens Lepperdingers noch einige Tage Bedenkzeit ausbat.

Endlich war der wichtige Moment erschienen, wo der Inspector so weit hergestellt war, daß er wieder auf eigenen Füßen zu stehen vermochte und aus dem Krankenhause nach dem Hotel Royal übersiedeln sollte. Auch die breitgedrückte Nase war wieder regelrecht hergestellt, während er freilich auf die drei Vorderzähne, die ihm der Lord Plumfield eingeschlagen, auf immer verzichten mußte.

Auf Riesemeuschels Veranlassung hatte Kappler für passende Empfangsfeierlichkeiten Sorge getragen. Die Pforten waren mit Blumen umwunden, und prächtige Blumensträuße dufteten in unterschiedlichen Vasen. Der Sportelschreiber selber hatte sich in seinen Sonntagsstaat geworfen. Auch fehlte es nicht an einer passenden Ansprache, die ihm Riesemeuschel aufgesetzt.

In hochgehobener Stimmung ging der Sportelschreiber auf und nieder, von Zeit zu Zeit durch das Fenster schauend, ob kein Wagen mit dem ersehnten Inspector anrolle. Riesemeuschel benutzte selbst diese letzte Stunde noch, um auf Eroberungen in Kapplers Leben auszugehen, aber auch diesmal vergebens.

Der Sportelschreiber stand wieder lauschend am Fenster und Riesemeuschel sah sich bereits nach seinem Hute um, um bei der Ankunft des Inspectors sich sofort davon zu machen. Seine Seele war tief betrübt. Er gedachte mit Schmerz der Pfarrerfamilie, sowie des guten Williams — als ein Ereigniß ein=

trat, welches der ganzen Erschaftsgeschichte sammt Allem, was d'rum und d'ran hing, eine total andere Wendung gab. Strichelius trat nämlich in's Zimmer und sprach die verhängnißvollen Worte: „Die verwittwete Stabstrompeter Murgel wünscht ihren theuern Neffen an's Herz zu pressen."

Ein Blitz aus heiterem Himmel hätte nicht unerwarteter herabfahren können, als diese Worte.

„Wer?!" stammelte der Sportelschreiber und rieb sich beide Ohren, weil er gar nicht recht gehört zu haben glaubte. Auch Riesemeuschel, welchen Kappler vertrauensvoll in die Erbschaftsgeschichte eingeweiht hatte, spitzte gewaltig die Ohren.

Strichelius, welcher sich Kapplers auffälliges „Wer?!" nicht zu erklären vermochte, rapportirte wiederholt: „Die verwittwete Stabstrompeter Murgel wünscht ihren theuern Neffen an's Herz zu pressen."

Dem Sportelschreiber begann es zu wirbeln. Er wußte nicht, ob er wache oder träume — da that sich die Thüre auf und herein trippelte ein altes, aber noch rüstiges Mütterchen in ärmlicher Kleidung und eilte mit den Worten: „An mein Herz, Du theures Kind!" auf Kappler zu.

Da feierte der Himmel einen seiner schönsten Triumphe in der Brust eines Sterblichen. Der Sportelschreiber vergaß Erbschaft und Alles. Der Gedanke, die Todtgeglaubte wieder am Leben zu haben, erfüllte sein Herz mit ungeahnter Seligkeit. Mit Freudenthränen schloß er die alte Frau wie eine wiedergefundene Geliebte an sein Herz und drehte sie wiederholt jubelnd im Kreise herum.

In diesem verhängnißvollen Augenblick trat der Inspector, auf einen Stock gestützt, in's Zimmer.

Riesemeuschel aber, dem diese herzinnige Freude Kapplers selbst eine Thräne in's Auge lockte, rief, in die Hände klatschend: „Roller, jetzt sind wir Alle im Trocknen; denn wenn eine solche Engelsthat den alten Meergeusen nicht mürbe macht, muß er als Eisbär geboren sein.“ Freudevoll eilte er durch eine Seitenthür ab.

Indeß stand der Inspector noch immer, ein steinern Bild, am Eingange und schaute voller Verwunderung, wie Kappler eine arme alte Frau mit Liebkosungen überhäufte und sie wiederholt im Kreise herumdrehte. Als Kappler den Eingetretenen bemerkte, eilte er in der Freude seines Herzens, alle sonstigen, respectvollen Rücksichten vergessend, auf denselben zu, umarmte ihn gleichfalls herzlich unter dem fortwährenden Freudenrufe: „Sie ist nicht gestorben. Sie lebt!“

„Wer ist nicht gestorben? Wer lebt?“ frug barsch der Inspector, der von dem eigentlichen Hergange der Sache noch keine Ahnung hatte.

„Meine theure Muhme,“ jubelte der Sportelschreiber. „Die verwittwete Stabstrompetern. Hier steht sie.“

„Was?“ rief der Inspector und begann, sich an die Stuhllehne anzuhalten, um nicht umzusinken: „Die Murgeln nicht todt?“

„Ne, wenn Sie gütigst erlauben, gutes Herrchen,“ erwiderte resolut das Mütterchen, das sich ordentlich choquirt fühlte, daß es partu todt sein sollte.

„Die — Murgeln nicht todt?“ wiederholte wie geistesabwesend und stammelnd der Inspector. „Das ist ja gar nicht möglich.“

„I, warum soll denn das nicht möglich sein?“

fuhr die Alte fort. „Wenn man auch blutarm ist, stirbt man nicht sogleich."

„Auch noch blutarm," lallte der Inspector, — „da sterb' ich."

Damit sank Sonnenschmidt in einen Sessel und eine Ohnmacht umhüllte wohlthätig seine Sinne.

Ob dieser Alteration des Inspectors fuhr wie ein zündender Blitz auch durch Kapplers Gehirn ein schrecklicher Gedanke. Er gedachte der Ausgaben und Auslagen von wegen der Erbschaft. Doch sowie sein Blick wieder auf die lebende Muhme fiel, siegte abermals der Himmel in ihm und aller irdischer Eigennutz und sonstige Bedenklichkeiten zerflossen wie Nebel vor der Sonne.

„Mag es werden, wie es will," rief er, die Todtgeglaubte von Neuem umarmend. „Hab ich Sie doch lebend wieder."

Der Inspector, aus seiner Ohnmacht etwas erwachend, lallte von Neuem: „Die Murgeln nicht todt?!"

„Nein doch," versetzte diese, „ich hab's Ihnen ja schon gesagt," und zu Vetter Kappler gewendet, sprach sie: „Das ist ein curioser Mann, der will mich partu todt haben."

„Das hat seine eigene Bewandtniß, gute Muhme," entschuldigte Kappler den Inspector, „davon später. Doch jetzt vor Allem erzählt mir, theuerste Muhme, wie ihr mich in dieser großen Stadt ausfindig gemacht habt?"

„I," erklärte die Murgeln, „da ich zu arm bin, um das Anzeigeblatt zu halten, worin die Fremden stehen, leiht mir's eine Nachbarin, aber immer drei Wochen später."

„Aber eine verwittwete Murgel war doch gestorben?“ erkundigte sich Kappler.

„Freilich,“ bejahte die Alte, „aber das war die reiche Murcheln mit dem Ch, die geizige Lachshändlerin, ich aber, die arme Murgeln mit dem einfachen G lebe, Gott sei Dank, noch.“

Jetzt ging dem Sportelschreiber ein wahrhaft unermeßlicher Seifensieder auf; aber auch dieser vermochte nicht die Freude über seine lebendige Muhme im Geringsten zu beeinträchtigen; während der Inspector abermals lallte: „Die Murgeln nicht todt?!“ —

---

fuhr die Alte fort. „Wenn man auch blutarm ist, stirbt man nicht sogleich."

„Auch noch blutarm," lallte der Inspector, — „da sterb' ich."

Damit sank Sonnenschmidt in einen Sessel und eine Ohnmacht umhüllte wohlthätig seine Sinne.

Ob dieser Alteration des Inspectors fuhr wie ein zündender Blitz auch durch Kapplers Gehirn ein schrecklicher Gedanke. Er gedachte der Ausgaben und Auslagen von wegen der Erbschaft. Doch sowie sein Blick wieder auf die lebende Muhme fiel, siegte abermals der Himmel in ihm und aller irdischer Eigennutz und sonstige Bedenklichkeiten zerflossen wie Nebel vor der Sonne.

„Mag es werden, wie es will," rief er, die Todtgeglaubte von Neuem umarmend. „Hab ich Sie doch lebend wieder."

Der Inspector, aus seiner Ohnmacht etwas erwachend, lallte von Neuem: „Die Murgeln nicht todt?!"

„Nein doch," versetzte diese, „ich hab's Ihnen ja schon gesagt," und zu Vetter Kappler gewendet, sprach sie: „Das ist ein curioser Mann, der will mich partu todt haben."

„Das hat seine eigene Bewandtniß, gute Muhme," entschuldigte Kappler den Inspector, „davon später. Doch jetzt vor Allem erzählt mir, theuerste Muhme, wie ihr mich in dieser großen Stadt ausfindig gemacht habt?"

„I," erklärte die Murgeln, „da ich zu arm bin, um das Anzeigeblatt zu halten, worin die Fremden stehen, leiht mir's eine Nachbarin, aber immer drei Wochen später."

er beneidete ordentlich die Bewußtlosigkeit des Inspectors.

Welch' ein Erwachen, dachte er, wenn der Inspector wieder zur Klarheit gelangt und keine Erbschaft vorfindet, wohl aber eine grausame Schuldenlast. Ich darf gar nicht daran denken, so pechschwarz liegt die Zukunft vor mir und ich bin doch so unschuldig. Habe ich nicht fort und fort von dem übertriebenen Luxus abgemahnt? — Eigentlich, fuhr er in seinem Selbstgespräche fort, könnte der Assecuranzrath Lepperdinger für die aufgelaufene Summe verantwortlich gemacht werden, denn kein Anderer als er und seine Demoiselle Tochter haben uns fort und fort in dem Glauben erhalten daß eine große Erbmasse vorhanden, und uns zu den luxuriösesten Ausgaben verleitet. — Aber weder der Herr Assecuranzrath noch Fräulein Tochter lassen sich blicken, nachdem mit der Erbschaft nichts ist. Nicht einmal nach dem Befinden des kranken Herrn Inspectors haben sie sich erkundigt, was ich bei den freundschaftlichen Beziehungen, in welchen sie zu dem Herrn Inspector stehen, gar nicht recht finde. Auch Se. Herrlichkeit, Lord Plumfield, haben nichts wieder von sich hören lassen. Da lob' ich mir doch den Herrn von Niesemeuschel, der fragt von Zeit zu Zeit theilnehmend nach, wie unfreundlich er auch früher von dem Herrn Inspector behandelt worden.

„Sie wäre meine Murgeln, Sie graue Maus, Sie!“ phantasirte der Inspector im Bett, „die Murgeln ist todt, weiß Sie das!“

Er kann meine Muhme gar nicht aus dem Sinn bringen, sprach Kappler, dem die Phantasieen des Fieberkranken nichts Neues waren; mein Gott, wie soll das werden, wenn endlich das Be-

wußtsein zurückkehrt! Auch phantasirend geboxt hat er gestern.

So waren mehrere Wochen in's Land gegangen und der Sportelschreiber saß wieder in recht trüber Stimmung am Bette des Kranken, dessen Bewußtsein noch immer nicht erwachen wollte, als Riesemenschel eilfertig in's Zimmer trat.

„Sportelschreiber," begann er, ohne erst nach dem Befinden des Inspectors zu fragen (auch sagte er, nachdem er Kapplern näher kennen gelernt, nicht mehr „Sportulschreiber wie früher in Grasdorf), „jetzt kleiden Sie sich rasch an und folgen Sie mir, ein fremder Herr wünscht Sie zu sprechen."

Kappler erschrak und blickte ängstlich fragend auf. Der arme Mann war durch das unterschiedliche Mißgeschick, das in letzterer Zeit über ihn hereingebrochen, so eingeschüchtert, daß er in jedem ungewohnten Ereigniß ein neues Unglück befürchtete. Zugleich gab er als treuer Pfleger zu bedenken, daß er den Fieberkranken nicht gut allein lassen dürfe.

„Für einen Wärter," beruhigte Riesemenschel, „der einstweilen Ihre Stelle vertritt, ist gesorgt, er steht bereits vor der Thür. Kleiden Sie sich also getrost an und folgen Sie mir."

Da Kappler immer noch etwas zaghaft zögerte, fuhr Riesemenschel fort: „Seien Sie ganz unbesorgt, es erwartet Sie nichts Unangenehmes, im Gegentheil, Sie gehen aller Wahrscheinlichkeit nach Ihrem Glücke entgegen."

Bei diesen Worten athmete der Sportelschreiber etwas auf, obschon er nicht begriff, wo das Glück herkommen sollte, und machte in Eile seine Toilette.

„Ist Sie schon wieder da, graue Maus?" phan=

tasirte der Inspector von Neuem, „Sie wäre meine Murgeln!“

„Aha!“ sagte Riesemeuschel, „dem steckt noch die Erbschaft im Leibe. Ja, guter Inspector, die liegt freilich im Meere, wo es am Tiefsten.“ Nachdem sich der Sportelschreiber in Glanz geworfen, folgte er dem Heldenspieler und ein Wärter nahm seine Stelle beim Inspector ein.

Man stieg aus dem Dachstübchen drei Treppen herab zur Bel=Etage, wandelte durch prachtvolle Zimmer und gelangte an eine Flügelthür, welche ein Livreebedienter öffnete. Zagend schritt der Sportelschreiber über die verhängnißvolle Schwelle, Riesemeuschel folgte. An einem Tische des Zimmers saß auf einem Lehnstuhle ein schon bejahrter, ernst, ja finster blickender Herr, welcher den sich tief verneigenden Kappler mit großer Aufmerksamkeit betrachtete. Daneben stand ein schöner junger Mann. An einem Tische am Fenster war ein Notar beschäftigt, seine Schreibmaterialien in Ordnung zu bringen. Aber wer beschreibt Kapplers Erstaunen, als er auf einem Stuhle zur Rechten seine Muhme, die Murgeln, erschaute, die ihm freundlich zunickte.

Doch bevor wir die nun beginnende Scene eines Weitern beschreiben, ist es nöthig, den geneigten Leser in Kenntniß zu setzen, wie das so Alles gekommen.

Riesemeuschel, in der schriftlichen Darstellung ebenso bewandert, wie in der dramatischen, hatte die Scene des Wiederfindens Kapplers und seiner todtgeglaubten Muhme in seinem Briefe an William so ergreifend zu schildern gewußt und die Uneigennützigkeit und reinste Liebe des Sportelschreibers in so glänzende und liebenswürdige Beleuchtung gestellt, daß, als William dies seinem Vater vorgelesen, diesem

eine Thräne in's Auge getreten, ein Fall, dessen sich William an Sir John Harley nie zu erinnern vermochte. Lange nach Vorlesung des Riesemenschel'schen Briefes hatte der alte Britte wie im Traume dagesessen. Dann ist er mit seltener Erregtheit aufgesprungen und hat gerufen: „Und ein solcher Mensch lebt wirklich auf Erden? Aber ist's nicht Lüge und eitler Roman, den man mit mir spielt?“ Auf Williams heilige Betheuerung, daß dem nicht so, ist ein plötzlicher Entschluß dem alten Mann durch den Kopf gefahren. „Diesen Mann,“ hat er wiederholt gerufen, „muß ich persönlich kennen lernen. Ich muß mit eigenen Augen und Ohren mich überzeugen, ob solch ein Engel in Menschengestalt wirklich existirt und finde ich ihn,“ hat er mit sichtlicher Bewegung hinzugefügt, „ja, dann will ich getröstet zur Grube fahren.“

„Wie sprecht Ihr, mein guter Vater!“ hat William in mildstrafendem Tone gerufen, „von Letzterem soll ja noch lange, lange nicht die Rede sein. Aber auch ich theile Euere Freude von ganzem Herzen, eine so edle und uneigennützige Seele gefunden zu haben.“

Da bei dem alten Britten einem Entschlusse die Ausführung stets auf dem Fuße folgte, so finden wir Vater und Sohn bereits nach Verlauf von noch keiner Woche im Hotel Royal, wo Beide von Riesemenschel, welchen William von dem glücklichen Erfolge seines Schreibens bereits in Kenntniß gesetzt, auf das Freudigste empfangen wurden, während hoch oben im Dachstübchen Kappler betrübten Herzens am Bette des fieberkranken Inspectors getreulich Wache hielt.

Da der alte Britte ferner zu den Ehrenmännern gehörte, die ein gegebenes Wort und dessen Erfüllung

tasirte der Inspector von Neuem, „Sie wäre meine Murgeln!“

„Aha!“ sagte Riesemeuschel, „dem steckt noch die Erbschaft im Leibe. Ja, guter Inspector, die liegt freilich im Meere, wo es am Tiefsten.“ Nachdem sich der Sportelschreiber in Glanz geworfen, folgte er dem Heldenspieler und ein Wärter nahm seine Stelle beim Inspector ein.

Man stieg aus dem Dachstübchen drei Treppen herab zur Bel=Etage, wandelte durch prachtvolle Zimmer und gelangte an eine Flügelthür, welche ein Livreebedienter öffnete. Zagend schritt der Sportelschreiber über die verhängnißvolle Schwelle, Riesemeuschel folgte. An einem Tische des Zimmers saß auf einem Lehnstuhle ein schon bejahrter, ernst, ja finster blickender Herr, welcher den sich tief verneigenden Kappler mit großer Aufmerksamkeit betrachtete. Daneben stand ein schöner junger Mann. An einem Tische am Fenster war ein Notar beschäftigt, seine Schreibmaterialien in Ordnung zu bringen. Aber wer beschreibt Kapplers Erstaunen, als er auf einem Stuhle zur Rechten seine Muhme, die Murgeln, erschaute, die ihm freundlich zunickte.

Doch bevor wir die nun beginnende Scene eines Weitern beschreiben, ist es nöthig, den geneigten Leser in Kenntniß zu setzen, wie das so Alles gekommen.

Riesemeuschel, in der schriftlichen Darstellung ebenso bewandert, wie in der dramatischen, hatte die Scene des Wiederfindens Kapplers und seiner todtgeglaubten Muhme in seinem Briefe an William so ergreifend zu schildern gewußt und die Uneigennützigkeit und reinste Liebe des Sportelschreibers in so glänzende und liebenswürdige Beleuchtung gestellt, daß, als William dies seinem Vater vorgelesen, diesem

eine Thräne in's Auge getreten, ein Fall, dessen sich William an Sir John Harley nie zu erinnern vermochte. Lange nach Vorlesung des Niesemeuschel'schen Briefes hatte der alte Britte wie im Traume dagesessen. Dann ist er mit seltener Erregtheit aufgesprungen und hat gerufen: „Und ein solcher Mensch lebt wirklich auf Erden? Aber ist's nicht Lüge und eitler Roman, den man mit mir spielt?“ Auf Williams heilige Betheuerung, daß dem nicht so, ist ein plötzlicher Entschluß dem alten Mann durch den Kopf gefahren. „Diesen Mann,“ hat er wiederholt gerufen, „muß ich persönlich kennen lernen. Ich muß mit eigenen Augen und Ohren mich überzeugen, ob solch ein Engel in Menschengestalt wirklich existirt und finde ich ihn,“ hat er mit sichtlicher Bewegung hinzugefügt, „ja, dann will ich getröstet zur Grube fahren.“

„Wie sprecht Ihr, mein guter Vater!“ hat William in mildstrafendem Tone gerufen, „von Letzterem soll ja noch lange, lange nicht die Rede sein. Aber auch ich theile Euere Freude von ganzem Herzen, eine so edle und uneigennützige Seele gefunden zu haben.“

Da bei dem alten Britten einem Entschlusse die Ausführung stets auf dem Fuße folgte, so finden wir Vater und Sohn bereits nach Verlauf von noch keiner Woche im Hotel Royal, wo Beide von Niesemeuschel, welchen William von dem glücklichen Erfolge seines Schreibens bereits in Kenntniß gesetzt, auf das Freudigste empfangen wurden, während hoch oben im Dachstübchen Kappler betrübten Herzens am Bette des fieberkranken Inspectors getreulich Wache hielt.

Da der alte Britte ferner zu den Ehrenmännern gehörte, die ein gegebenes Wort und dessen Erfüllung

für heilig halten, selbst wenn das Herz darüber brechen sollte, so hatte auch John Harley gegen die Verlobung seines Sohnes mit der deutschen Pfarrerstochter nichts mehr einzuwenden. Es handelte sich jetzt nur noch, ob der Sportelschreiber vor Notar und Zeugen an Eidesstatt geloben könne, die bekannten drei Bedingungen zu erfüllen. War dies der Fall, so betrachtete Sir Harley seine Einwilligung auch noch für ein Gebot vom Himmel, da er bei seinem Menschenhasse, dessen Grund wir seinerzeit haben kennen gelernt, es nicht für möglich gehalten, einen dergleichen Sterblichen ausfindig zu machen. Niesemeuschel hatte Sorge getragen, daß auch die Muhme Murgel als Zeugin requirirt würde.

Wir kehren jetzt zu der wichtigen Scene zurück, wo Kappler von Niesemeuschel in das kostbare Zimmer vor Sir John Harley — denn Niemand anderes war der alte, ernst und finster blickende Herr — geführt worden. Bereits beim Herabsteigen aus der Dachstube hatte der Heldenspieler seinem zagenden Begleiter die Worte zugeflüstert: Seien Sie ganz ruhig; es werden Ihnen in der bekannten Angelegenheit, die ich wiederholt mit Ihnen verhandelt, von einem Notar drei Fragen vorgelegt werden, die Sie nach Ihrem Gewissen einfach mit Ja oder Nein zu beantworten haben."

Sowie Kappler in's Zimmer getreten war, kam ihm der junge schöne Mann, welches William war, freundlich entgegen und bat ihn, auf dem Stuhle der Frau Muhme gegenüber Platz zu nehmen. Kappler that dies und der Notar erhob sich und sprach in officiellem Tone: „Als verpflichteter Notar richte ich an den Sportelschreiber Fürchtegott Amadeus Kappler aus Neukirchen die Frage: Kann derselbe an Eides-

statt geloben, nie in seinem Leben aus Eigennutz, also aus unlauterer Absicht eine Lüge gesagt zu haben und wenn er dies kann, so bekräftige er diese Frage mit einem vernehmlichen Ja."

„Ja!" antwortete Kappler.

„Ja, das kann er," fiel hier die Murgeln ein, „ich kenne ihn von Mutterleibe an, er war immer ein gutes und frommes Kind."

Riesemeuschel ging zu der alten Frau und bedeutete sie, durch Hineinreden die Verhandlung nicht zu stören.

Der Notar fuhr fort: „Fernerhin stelle ich an den Sportelschreiber Fürchtegott Amadeus Kappler aus Neukirchen die Anfrage: Kann derselbe an Eidesstatt geloben, aus Eigennutz und unlauterer Absicht nie in seinem Leben einem Mitmenschen Uebles nachgeredet zu haben? Und wenn er dies kann, so bekräftige er diese Frage mit einem vernehmlichen Ja."

„Ja!" antwortete wiederum Kappler.

Die Muhme nickte beistimmend mit dem Kopfe, wagte aber in Folge der Riesemeuschel'schen Verwarnung sich diesmal nicht laut zu expectoriren.

Der Notar kam jetzt zur dritten Frage, nachdem er die Scene, wo Kappler die todtgeglaubte Muhme wieder gefunden, ziemlich ausführlich beschrieben und schloß mit den Worten: „Kann der Sportelschreiber Fürchtegott Amadeus Kappler aus Neukirchen an Eidesstatt geloben, daß, da doch anzunehmen, dieses Wiederfinden müsse ihn wegen Verlust der Erbschaft ungemein unangenehm berührt haben, die an den Tag gelegte große Freude wirklich aus seinem Herzen kam?"

„Ja das kam sie," fiel trotz Riesemeuschels Warnung die Muhme wieder ein, „erwürgt hat er mich

fast vor Entzücken und getanzt hat er mit mir, Alles aus purer Freude. Aber," fügte sie hinzu, „der dicke Inspector wollte mich partu todt haben."

„Bst!" mahnte Riesemeuschel und der Notar verwies die redeselige Alte zur Ruhe, worauf er fortfuhr: „So bestätige er diese meine dritte Frage durch ein vernehmliches: Ja."

„Ja!" tönte es zum dritten Male aus Kapplers Munde.

Als aber das dritte Ja gesprochen, stand Sir John Harley auf und ging auf Kappler zu: „Hier meine Hand," sprach er, zu des Sportelschreibers nicht geringer Ueberraschung dessen Hand ergreifend, „sie ist zwar hart, aber fest. Edler Mensch, betrachte mich von jetzt an als Deinen besten Freund."

Der Sportelschreiber war zerknirscht ob solcher Herablassung des vornehmen Herrn, während William freudetrunken Riesemeuschel in die Arme fiel.

„Doch jetzt," fuhr der alte John Harley fort, der durch die Bejahung der notariellen Anfrage ein ganz anderer Mensch geworden zu sein schien, „auf, nach Lindenruh! Ich muß doch sehen, was sich mein Junge für ein Bräutchen ausgesucht hat."

Wer war glücklicher als William?! Ueberselig stürzte er seinem Vater in die Arme und Riesemeuschel rief jubelnd: „Wenn er nur erst unser Marielein von Angesicht zu Angesicht sehen wird, dann haben wir ihn erst recht." Damit eilte er aus dem Zimmer, um der Erste zu sein, die Himmelsbotschaft in Lindenruh zu verkünden.

Indessen bearbeitete die Muhme den Sportelschreiber angelegentlichst, daß er doch erzählen solle, was das Alles zu bedeuten habe.

„Ja, gute Frau Muhme," versetzte der Gefragte,

dem die ganze Angelegenheit selbst wie ein Traum vorkam, „das ist eine höchst verwickelte Geschichte, aus der ich selbst nicht klug werde.“

John Harley wandte sich wieder an Kappler: „Nun, mein Freund,“ rief er, „Ihr begleitet uns doch nach Lindenruh, damit Ihr Euch selbst überzeugt, wie ein edler Mensch, und sei er noch so arm, gar großes Glück unter seinen Mitmenschen verbreiten kann.“

Wie hochgeehrt sich auch der Sportelschreiber durch diese Einladung fühlte, gedachte er doch zugleich des kranken Inspectors, der seiner sorgsamen Pflege noch so sehr bedurfte. Er gestand dies auch offen ein und fügte die Worte bei: „Seien Sie fest überzeugt, mein hochzuverehrender gnädiger Herr“ — —

Der Britte unterbrach ihn hier mit den Worten: „Was da, gnädiger Herr! Ich liebe das nicht, nur Gott ist gnädig.“

Kappler erschrak. Er wollte dem fremden Herrn nur die gewissenhafte Versicherung geben, daß der Inspector nirgends besser aufgehoben sei, als unter seiner Pflege.

„Ein Miethling,“ fügte er hinzu, „vermag das nicht, was ein Freund vermag.“

Sir John Harley reichte dem Sportelschreiber nochmals die Hand und sagte: „Immer dieselbe treue Seele, das thut wohl! Wohlan, so kommt nur recht bald nach, wir haben uns heute nicht das letzte Mal gesehen. Ihr wißt gar nicht, zu wie großem Danke ich Euch verpflichtet bin.“

Nach diesen Worten stieg er mit dem überglücklichen William in den Wagen, um nach Lindenruh zu fahren, den Sportelschreiber aber in einer schwer zu beschreibenden Seelenstimmung zurücklassend.

fort, als er ruhig über die in den Brunnen gefallene Erbschaft nachdachte und sich mit Grausen der noch unbezahlten Hotelrechnung erinnerte, „es war ein schwerer, schwerer Schlag, den ich sobald nicht verwinden werde.“

Der Sportelschreiber mußte dies seufzend zugestehen.

„Und von diesen Lepperdingers, denen ich das ganze Elend verdanke, noch immer keine Spur?“

„Der Assecuranzrath nebst Demoiselle Tochter,“ erwiderte Kappler, „sollen sogleich, wie sie von dem Besuche meiner Frau Muhme erfahren haben, unsichtbar geworden sein.“

Sonnenschmidt versank von Neuem in dumpfes Brüten und der alte böse Geist der Habsucht regte sich wieder. „Kappler,“ frug er, „womit wollen Sie meine gehabten Auslagen decken? Ihr ganzes Besitzthum reicht nicht aus, mir auch nur das Drittheil zu ersetzen.“

Der Sportelschreiber ging, die Wahrheit des Gesagten nur zu sehr erkennend, verzweifelnd auf und nieder.

„Selbst,“ fuhr Sonnenschmidt fort, „wenn ich Sie als Sclave in die Baumwollenplantagen verkaufe oder Sie mir Ihren Leichnam für die Anatomie vermachen, reicht's nicht.“

Der Sportelschreiber gedachte mit Schaudern an diese beiden vom Inspector aufgestellten Eventualitäten.

„Auch an die Lebensversicherung habe ich gedacht,“ calculirte der Inspector weiter, „aber bei Ihrer schwachen Brust bezweifle ich, ob selbst die Gotha'sche Sie annimmt. Auch befürchte ich, in Folge meiner letzten Niederlage einen Knacks davon getragen zu

haben und da ist's die große Frage, ob Sie mich oder ich Sie überlebe."

Der Sportelschreiber, seiner Brust vertrauend, rieth in seiner beängstigenden Lage, mit der Gothaischen doch wenigstens einen Versuch zu machen.

Der Anblick des durch das beständige Anhören solcher Reden geängsteten Kapplers, vertrieb endlich den bösen Geist wieder aus dem Gehirn des Inspectors. „Wenn ich freilich," fuhr er fort, „die wochenlange, sorgsame Pflege in Betracht ziehe, die Sie mir zu Gute kommen ließen, wiegt das allerdings Etwas auf; die hiesigen Krankenwärter sind nicht die billigsten und wer weiß, ob ich unter der Pflege eines solchen bereits soweit gediehen wäre, als dies unter der Ihrigen der Fall war.

Der Sportelschreiber athmete bei diesen Worten etwas erleichtert auf.

„Außerdem," fuhr der Inspector fort, „wenn ich bedenke, von welchen Verlusten ich bedroht war, so mich mein anonymer Engel nicht warnte; ich war ein geschlagener Mann zeitlebens, um zweitausend Thaler ärmer. Gegen diese Summe kann die Hotelrechnung, wie hoch sie auch immer anläuft, nicht in Betracht kommen."

„Wahr, o wahr!" bekräftigte der Sportelschreiber, dem noch leichter um's Herz wurde.

„Wein haben wir so gut wie gar nicht getrunken," fuhr der Inspector berechnend fort, „freilich die vertrackten Auslagen, der Satan von Zahnarzt und Ihre Hühneraugenmadam nebst Pflasterballen."

Kapplern ging namentlich dieser letztere Posten ebenfalls durch den Kopf, um aber den Inspector milder zu stimmen, brachte er das Gespräch wieder

auf das Glück, das er durch Nichtunterzeichnung des Zweitausendthalerwechsels gehabt.

„Haben Sie denn gar keine Ahnung, Kappler, wer mir diesen wahrhaften Liebesdienst erzeugt hat? Ich könnte diesen meinem Retter um den Hals fallen.“

Der Sportelschreiber schien mit der Sprache nicht recht heraus zu wollen.

„Strengen Sie Ihr Gedächtniß an,“ munterte der Inspector auf. „Denken Sie nach, haben Sie gar keine Vermuthung?“

„Wenn mich nicht Alles trügt,“ begann endlich Kappler, „so — so dürfte es wohl Niemand anderes gewesen sein, als“ — —

„Nun, als?“

„Der Herr von Riesemeuschel.“

„Riesemeuschel?“ fuhr der Inspector unmuthig enttäuscht heraus. „Sie sind wohl nicht recht bei Sinnen. Riesemeuschel? Das wäre mir gerade der Rechte.“

Der Sportelschreiber theilte jetzt ausführlich die unterschiedlichen Besuche mit, die der Heldenspieler, während des Inspectors Bein in der Schwebe hing, ihm gemacht habe; daß dieser ferner mit sehr vornehmen Leuten in Verbindung stehe und daß Riesemeuschel auch unterschiedliche Male sein Mißtrauen hinsichtlich des Assecuranzrathes habe laut werden lassen. Als er jedoch von dem Zweitausendthalerwechsel vernommen, sei er sofort aufgesprungen und davongeeilt, wahrscheinlich in der wohlmeinenden Absicht, den Herrn Inspector brieflich zu warnen.“

„Mir nicht glaubbar,“ bezweifelte Sonnenschmidt, „doch ist der Sache vielleicht auf die Spur zu kommen. Kennen Sie die Handschrift Riesemeuschels?“

„Ja, mein verehrter Herr Inspector," erwiderte Kappler, „schon von Grasdorf her, wo Herr von Riesemeuschel die Güte hatte" — —

„Na, Grasdorf," unterbrach der Inspector, „bringen Sie mir hinsichtlich Riesemeuschels nicht in Erinnerung. Schließen Sie mir aber dort einmal den Koffer auf, da muß sich unter meinen Papieren auch der Warnungsbrief vorfinden."

Der Sportelschreiber that wie ihm geheißen. Er fand auch bald das Schreiben, und nachdem er die Schriftzüge überflogen, sagte er: „Es ist Herrn von Riesemeuschels Hand."

„Also wirklich?" rief verwundert und zugleich seltsam ergriffen der Inspector, „und diesen Mann hatte ich so schnöde behandelt und wollte ihn aus dem Hause werfen lassen!"

In demselben Augenblick wurde an der Thür geklopft und Riesemeuschel trat in's Zimmer.

„Ist es denn wirklich andem, Herr von Riesemeuschel?" rief sogleich der Inspector, „daß Sie so edelmüthig waren, diesen Brief zu schreiben und mich zu warnen?"

„Kann's nicht leugnen," versetzte der Heldenspieler. „Sie standen in Gefahr, um zweitausend Thaler zu kommen."

„An mein Herz, edler Menschenfreund!" rief der Inspector. „Aber warum warnten Sie mich nicht früher vor diesem Satan von Assecuranzrath?"

„Ich konnte ja nicht, da Sie mich für zwei Groschen aus dem Hause werfen lassen wollten!"

„Da haben Sie auch wieder Recht," seufzte der Inspector.

„Doch lassen wir das jetzt so," fuhr Riesemeu-

schel fort. „Ich komme diesmal im Auftrage meines englischen Freundes."

„Doch nicht des Lord Plumfield?" schauderte der Inspector.

„Nein," versetzte Riesemeuschel, „sondern im Auftrage von Sir John Harley, von dessen Sohn und der Pfarrersfamilie Frommhold, um den Herrn Sportelschreiber, sowie den Herrn Inspector zu einem Familienfeste auf den Pfarrhof zu Lindenruh einzuladen. Zugleich läßt Ihnen Sir John Harley vermelden, daß er für sämmtliche Spesen, Hotelrechnung und sonstigen Verläge, die in Folge der Erbschaftsreise aufgelaufen, einsteht, indem Sir John Harley den Herrn Sportelschreiber, sowie den Herrn Inspector in diesem Hotel als seine Gäste betrachtet. Also beziehen Sie getrost wieder Ihre frühere Wohnung in diesem Hause und bleiben Sie so lange wohnen, als es Ihnen gefällt. Je länger, desto angenehmer wird es Sir John Harley sein. Kosten thut es Ihnen keinen Heller."

„Herr von Riesemeuschel!" rief der Inspector, der nicht anders glaubte, als der Heldenspieler wolle, wie das seine Art war, sich ein Späßchen machen. „Treiben Sie doch keinen Spott mit uns armen geschlagenen Leuten."

„Kommt mir doch gar nicht in den Sinn, Spott mit Ihnen zu treiben," versetzte Riesemeuschel. „So hören Sie denn jetzt und vernehmen Sie."

Der Heldenspieler theilte nun den beiden, mit gespanntester Aufmerksamkeit zuhörenden Erbfahrern die seltsame Verkettung der Umstände von Anbeginn an mit, wobei er sich's hauptsächlich angelegen sein ließ, die beneidenswerthe Rolle hervorzuheben, welche der Sportelschreiber dabei gespielt, indem durch seine

Tugend allein zwei vom Mißgeschick verfolgte Familien zu den glücklichsten Menschen umgeschaffen worden waren.

Dem Inspector standen geradezu Maul und Nase offen, als Niesemeuschel geendet, während der Sportelschreiber wie betend die Hände gefaltet hielt.

Siebzehntes Kapitel.

Ende gut, Alles gut.

Der prachtvollste Frühlingsmorgen war auf die Erde herabgesunken. Die Rosen blickten golden durch Laubgrün und die Lindenbäume dufteten. Das Dorf Lindenruh lag wie eine heitere Idylle im Thale. Im Pfarrhause aber selbst gab es ein heiteres, fröhliches Leben, wie noch nie daselbst war gesehen worden. Alle Pforten waren festlich mit Blumen und frischem Laube umwunden. Das halbe Dorf hatte mit geholfen. Es galt ja der Verlobung von des Pfarrers Töchterlein, der schönen Marie mit William Harley. Noch nie hatte man Riesemenschels Talent als Festordner und Decorateur so zu bewundern Gelegenheit gehabt, wie in den jüngsten Tagen. Wie er ferner vorausgesagt: „Wenn Sir John Harley unser Mariechen nur erst gesehen haben wird, haben wir ihn erst recht“ —, war es auch geschehen. Der alte Mann hatte das schöne Kind, sowie deren Schwester, die stets rosenlaunige Hedwig, die er nur sein Herzpückchen nannte, dermaßen in sein Herz geschlossen, und sich überhaupt unter all den guten Menschen der Pfarrersfamilie so innig wohlgefühlt, daß sein langjähriger Menschenhaß geschwunden war, wie böse Nebel vor dem Glanze der Sonne. Wiederholt hatte er es ausgesprochen, daß er nie geglaubt, je noch

auf dieser Erde so glücklich zu werden. „Und das Alles," hatte er hinzugefügt, „habe ich der Tugend eines edlen Menschen zu verdanken. — Aber wo bleibt mein Freund, der Sportelschreiber? Ich sehne mich Tag für Tag nach ihm."

„Heute kommt er gewiß, mein guter Vater," tröstete William. „Riesemeuschel ist mit unserem Wagen selbst nach der Stadt gefahren und hat feierlich gelobt, nicht eher wiederzukehren, als in Begleitung von Freund Kappler."

In der That hatte sich der Besuch Kapplers und des Inspectors auf Lindenruh fort und fort verzögert, weil nach Ausspruch des Arztes der Gesundheitszustand Sonnenschmidts es noch nicht gestattete. Der Inspector war nämlich von einem neuen Fieber befallen worden; diesmal nicht aus Alteration, sondern aus Freude von wegen der von John Harley bezahlten Hotelrechnung und sonstiger erbschaftlicher Spesen. Kappler erachtete es für seine Pflicht, auch diesmal den Inspector nicht zu verlassen, vielleicht, daß auch hier seine angeborene Schüchternheit hinzukam. Er war zu zaghaft, ohne Begleitung des Inspectors auf Lindenruh zu erscheinen, obschon man ihm hoch betheuert hatte, wie er von den Bewohnern des Pfarrhauses mit wahrer Sehnsucht erwartet werde und daß alle Herzen daselbst ihm in Liebe entgegenschlügen. Und dem war auch so. Der Sportelschreiber galt im Pfarrhause nächst William und John Harley für die gefeierteste Persönlichkeit. Sowohl Marie wie Hedwig hatten für ihn bereits fleißig und kunstreich gearbeitet; die erstere ein kostbar gesticktes Portemonnaie, die andere eine nicht minder schöne Brieftasche. Auch an der Verlobungstafel, die in der großen Unterstube mit der Aussicht nach

dem in der Rosenblüthe stehenden Garten aufgestellt worden, war für Kapplers Auszeichnung gewissenhafte Sorge getragen. Er bekam den Ehrenplatz zur Rechten des Brautpaars, und sein Stuhl war gleich denen von William und Marien reich mit Blumen umwunden. Aber auch des wackern und thätigen Riesemenschels war von den dankbaren Pfarrersleuten in Liebe gedacht worden; auch sein Stuhl, unmittelbar neben dem Kapplers, prangte im schönsten Blumenschmuck.

Der Morgen ward immer goldener. Wo man im Pfarrhause hinsah, überall heitere Gesichter und geschäftiges Leben. In der Küche arbeiteten zwei Köche, die der alte Harley zur Unterstützung der Frau Pfarrerin aus Hotel Royal hatte kommen lassen, aus Leibeskräften. Nichtsdestoweniger hatte die geschäftige Hausfrau nebst der muntern Hedwig alle Hände voll zu thun. Nur das Brautpaar wandelte, sich selbst lebend, glückselig im Pfarrgarten, während Vater Frommhold mir Sir Harley bei einem Gläschen Tokayer in der Weinlaube sich ihres Daseins freuten. Alle Welt erwartete mit höchster Spannung die Ankunft des Sportelschreibers. Sowie es die Zeit einigermaßen erlaubte, eilte die Frau Pfarrerin wie auch Hedwig vor das Hausthor und guckten sich die Straße entlang die Augen aus, ob das ersehnte Fuhrwerk nicht sichtbar werde. Auch das Brautpaar war bereits eine große Strecke den Erwarteten entgegengewandelt. Punkt neun Uhr hatte Riesemenschel gelobt, mit Kappler und dem Inspector da zu sein, und schon war's bald zehn Uhr und Niemand ließ sich blicken. Die requirirte kleine Kapelle, die den Einzug des Sportelschreibers mit heiteren Melodien begrüßen sollte und in dem Grasgärtchen neben

dem Pfarrhause postirt war, hatte bereits das dritte Stücklein aufgespielt, da ward die Verzögerung endlich dem guten William zu lang. Er warf sich auf seinen englischen Renner, um nachzuforschen, was Niesemeuschel und die Erbfahrer zurückhalte. „Ich will nicht hoffen," sagte er, „daß der Inspector wieder einen Fieberanfall bekommen hat. Hoffentlich treffe ich unsere Freunde unterwegs und diene da zugleich als Escorte."

Der Grund der Verzögerung war aber kein neuer Fieberanfall des Inspectors, sondern folgender: Als Niesemeuschel mit der Equipage des Sir Harley am Hotel Royal vorfuhr, um Kapplern mit dem Inspector nach Lindenruh abzuholen, waren Beide bereits in Galla und zur Abfahrt bereit. Da besann sich Niesemeuschel, daß er in Lindenruh versprochen, auch die Frau verwittwete Stabstrompeter Murgel, als nächste Anverwandte des Sporteschreibers, mitzubringen. Diese aber hatte in neuester Zeit die Wohnung verändert, sodaß es dem Heldenspieler nicht ganz leicht ward, in der großen Stadt der Wittib sofort habhaft zu werden. Als ihm das endlich gelungen, war die überraschte Stabstrompeterin wieder mit ihrer Toilette noch sehr weit zurück, so daß Niesemeuschel selbst mit Hand anlegen mußte, indem er als Kammerjungfer fungirte. Diese murgelsche Toilettenangelegenheit verursachte aber wiederum Zeitverlust.

Unterdessen schritten der Inspector und der Sportelschreiber in gehobener Stimmung in ihrem Hotel auf und ab, ob der überaus glücklichen Wendung, welche ihre Angelegenheit genommen, freudige Betrachtungen anstellend.

„Da Sir Harley," sagte Sonnenschmidt, „für

den ganzen Riß steht, so daß ich keinen Pfennig Schaden erleide, will ich in den sauern Apfel beißen und mir den Verlust der Erbschaft allenfalls gefallen lassen. Wir müssen auch in Anschlag bringen, daß wir mehrere Wochen herrlich und in Freuden gelebt haben und in der Kledage prächtig ausstaffirt worden sind. Freilich muß ich diese Annehmlichkeiten mit vier Zähnen und zweimaligem Krankenlager bezahlen. Alsdann," rechnete der Inspector weiter, „müssen wir auch bedenken, daß wir als gereiste Leute nach Neukirchen zurückkehren, das will auch etwas sagen. Und ich glaube, für Sie, Kappler, fällt noch ganz apparte was ab, man ästimirt Sie ja ganz beispiellos."

Der Sportelschreiber in seiner Bescheidenheit wollte das nicht zugeben, als Strichelius mit den Worten in's Zimmer trat: „Lord Plumfield läßt anfragen, ob der Herr Inspector so weit hergestellt ist, um den zweiten Boxergang mit ihm abzuhalten."

Der Engländer hatte durch seine Kundschafter kaum erfahren, daß der Inspector wieder auf den Beinen sei, als er diesen Umstand benutzte, um womöglich noch eine erkleckliche Summe von Sonnenschmidt herauszupressen. Für Niemanden konnte aber wohl eine grausenerregendere Anfrage geschehen, als die von Strichelius an den Inspector.

„Ich mag von diesem Menschen nichts wissen," rief Sonnenschmidt schaudernd und protestirend.

Indessen war Lord Plumfield persönlich ins Zimmer getreten, that ob der soeben vernommenen Aeußerung Sonnenschmidts außerordentlich beleidigt und warf sich in Boxerstellung.

„Wie so, von diese Mensch nix wisse?" frug er.

Der Inspector, welchem die wohlbekannte Boxer-

stellung die Haare zu Berge trieb, retirirte hinter einen großen Tisch und suchte sich zu verbarricadiren, während Kappler, ohne Berücksichtigung des sammetnen Ueberzuges, auf ein Sopha kletterte, um so weit als möglich aus der Stoßlinie zu kommen.

Lord Plumfield, kampfbegierig beide Arme um einander wirbelnd, fuhr fort: „Wollen beleidige, aber nicht geben Satisfaction!"

Der Inspector, dem dieses Armwirbeln gleichfalls durch und durch ging, da er ihm seinen Bauchstoß verdankte, erwiderte schaudernd: „Ich glaubte 's schmeckte, wart ein Bischen." Damit schob er einen zweiten Stuhl zwischen sich und seinen stoßlustigen Gegner.

„Satisfaction ou recompense! Entschädigung!" rief der Lord armwirbelnd vorrückend.

„Dafür," sagte der Inspector, „daß er mir die Nase zerquetscht und drei Zähne eingeschlagen, soll ich ihn auch noch entschädigen. Es hört auf!"

„Eh bien! Wenn nicht wolle box, und geben keine Recompension —, le voilà!" damit zog er ein Pistol vor, knackte den Hahn und zielte auf den Inspector.

„Herr des Himmels! Zu Hülfe!" schrie dieser und fuhr wie besessen unter den Tisch, während Kappler verzweiflungsvoll an der Sophalehne emporstieg.

In diesem verhängnißvollen Augenblick trat William in's Zimmer.

Der Lord drehte sich, ob dieser unwillkommenen Störung, unmuthig um. Doch kaum hatte er den jungen Harley erschaut, als er das Pistol wegwarf und die schleunigste Flucht zu ergreifen suchte. William aber vertrat ihm den Weg, und den entlarvten

Lord am Kragen packend, rief er: „Warte, Bursche, habe ich Dich endlich?" Und zu zweien, im Vorsaale befindlichen Dienern rief er: „Jean! Pierre! Schafft mir diesen Spitzbuben auf die Polizei! Es ist ein Bedienter meines Vaters und uns mit tausend Pfund durchgebrannt. Wir haben ihn schon in halb England gesucht."

Der Gauner wehrte sich verzweifelt, mußte aber der Uebermacht erliegen und wurde der Behörde überliefert. Niemandem aber konnte dieser Ausgang erwünschter kommen, als dem Inspector, der unter dem Tische hervor die Inhaftirung Lord Plumfields mit ansah. Er kam mit den Worten: „Das war Hülfe in der Noth!" wieder hervorgekrochen, während der Sportelschreiber aus der Höhe ebenfalls zur ebenen Erde niederstieg.

Unterdessen war auch Riesemeuschel mit der Frau Stabstrompeterin eingetroffen, und die Gesellschaft trat ihre Reise nach Lindenruh an. Der Sportelschreiber, der Inspector und die Murgel saßen im Wagen, während William und der Heldenspieler zu Roß nebenher trabten. Das soeben bestandene Abenteuer mit dem entlarvten Lord bot vielfachen Stoff zur Unterhaltung, und William sagte: „Die hiesige Behörde kann mir es Dank wissen, daß ich einen der durchtriebensten Gauner in ihre Hände geliefert habe."

Wohlgemuth und wohlbehalten langte die Gesellschaft nach kurzer Zeit in Lindenruh an, wo unterdessen auch Alfred eingetroffen war, so daß nun fast sämmtliche Hauptpersonen dieser lustigen Geschichte beisamen waren.

Welch ein Willkommen, welch ein Wiederfinden.

Der Sportelschreiber, von so vielen guten Men-

schen auf das Herzlichste begrüßt, glaubte in der That, er sei gestorben und in einer bessern Welt angelangt. Namentlich war es die schöne Marie und die rosenlaunige Hedwig, welche nicht müde wurden, ihm das Dasein so liebenswürdig als möglich zu machen. Hedwig in ihrem Jugendübermuthe war ihm geradezu um den Hals gefallen, ein Glück, das dem Sportelschreiber von so einem schönen Kinde im Leben nicht passirt war. Der Inspector, als Kapplers Mentor, fühlte sich selbst nicht wenig geschmeichelt, daß sein Zögling solche Furore mache, und die Murgeln desgleichen, daß ihr Neveu so „ästimirt“ werde.

Das Verlobungsmahl, das bald darauf folgte, war eines der heitersten und gemüthlichsten, die wohl je begangen worden sind. Riesemeuschel war unerschöpflich in geselligen Scherzen, Toasten und Neckereien. Die Freude erreichte aber ihren Höhenpunkt, als sich gegen Ende des Mahls der alte Sir John Harley erhob und also sprach:

„Schon die Bibel sagt: Hier ist gut sein, hier laßt uns Hütten bauen. So habe denn auch ich mir diesen Spruch zu Herzen genommen und das benachbarte Gut Liebenthal käuflich an mich gebracht, wo ich den Abend meines Lebens zu verbringen gedenke, sobald Ihr, meine Lieben, nichts dagegen habt. Denn wo kann man wohl angenehmer wohnen, als in herrlicher Gegend und in der Nähe guter Menschen?! — Mein Sohn William wird mit seiner künftigen jungen Frau die eine Hälfte des Jahres bei mir wohnen, die andere aber der Bewirthschaftung meiner englischen Besitzungen sich widmen, und soll es bei ihm stehen, ob er später nicht ganz nach Deutschland übersiedeln will.“

Der Jubel der Tischgesellschaft, welcher diesen Worten folgte, wollte kein Ende nehmen. Namentlich war der guten Frau Pfarrerin durch diese Mittheilung Sir Harley's der letzte Stachel aus dem Herzen gezogen, da sie jetzt nicht mehr zu befürchten brauchte, von ihrem geliebten Kinde auf immer getrennt zu werden.

Sir John Harley fuhr aber weiter fort: „So ferner Herr von Niesemeuschel nicht abgeneigt sein sollte, seine zeither ambulante Lebensweise mit einer dauernden Stellung und einem einträglichen Berufe zu vertauschen, bin ich nicht abgeneigt, demselben die Verwalterstelle auf meiner neuaquirirten Besitzung zu übertragen."

Wer war jetzt glücklicher als der Heldenspieler?! — Die Worte Sir Harley's klangen ihm wie Orgelton und Glockenläuten. Das war ja schon immer sein sehnlichster Wunsch, nach langjährigem Umherwandern einmal eine feste und gesicherte Stellung zu erringen. Niesemeuschel schaute wie verklärt und war von dem erhaltenen Antrage so ergriffen, daß der sonst so redeselige Mann nur die Worte: „Mein Wohlthäter!" zu stammeln vermochte.

Alle Welt gratulirte dem neuen Herrn Verwalter, und Sir John Harley sprach weiter: „Der Herr Sportelschreiber Kappler erhält als Ersatz für die in den Brunnen gefallene Erbschaft eine jährliche Leibrente, die ihn vor allen Sorgen des Lebens für immer sicherstellt. Ich verlange dafür nur, daß er stets mein Freund bleibt und mich wenigstens aller Vierteljahre einmal auf einige Tage in Liebenthal besucht, da es ein Bedürfniß meines Herzens ist, wenn auch nur zeitweilig Jemand um mich zu haben, durch dessen Tugend so viel Menschen glücklich ge=

worden sind. Desgleichen ist für die verwittwete Frau Stabstrompeter Murgel eine freundliche Pension ausgesetzt."

Jetzt war die Reihe des Verklärtwerdens an Kappler und seiner Frau Muhme, welche Beiden sich nie ein so hohes Glück hätten träumen lassen. Wiederum erfolgte allgemeines jubelndes Gratuliren. Wer wäre auch in diesem Kreise guter Menschen nicht gewesen, der dem edeln Sportelschreiber diese Gnadengaben vom Herzen gegönnt hätte?

Sir John Harley schloß seine Gnadenspenden mit dem Inspector Sonnenschmidt. „Der Herr Inspector," decretirte er, „erhält für jeden Zahn, so er auf der Erbfahrt eingebüßt, einen Eimer Markobrunner und außerdem noch einen stattlichen Meerschaumkopf nebst fünfzehn Pfund echt türkischem Kanaster, damit er seinen Aerger ob des kostspieligen Zahnarztes, sowie meines spitzbübischen Bedienten in einem guten Gläschen ertränken und dampfend in die Luft blasen kann."

Dieser humoristische Schluß löste aber die letzten Bande, welche die glückliche Tischgesellschaft auf ihren Plätzen bis jetzt zusammengehalten hatte. Alles sprang auf- und durcheinander. Die Murgeln umhalste den Sportelschreiber, Riesemenschel lag in der zärtlichen Umarmung des Inspectors. Hedwig flog mit den Worten: „Nun behalten wir unser Mariechen!" frohlockend in die Arme ihrer Mutter, und der alte Sir John Harley, der die Wahrheit des schönen Spruches: Geben ist seliger als Nehmen — wohl nie so innig empfunden hatte, als in diesem Augenblicke, ward von dem dankbaren Brautpaare umschlungen.

Vom frühlingsvollen Garten herein aber leuchteten

die Rosen so schön, als theilten sie die Freude ob des Glückes so vieler guter Menschen.

Nachdem Lord Plumfield den Diebstahl, den er an Sir John Harley begangen, durch längeres Gefängniß gebüßt, ward er über die Grenze gewiesen. — Vom Assecuranzrath Lepperdinger und seiner frommen Tochter Aurelie hat man nie wieder Etwas vernommen.

Ende des zweiten und letzten Bandes.

Druck von Alexander Wiede in Leipzig.



